

Studienbuch

Band I

Streifzug durch die deutsche Kulturgeschichte

Vom römischen Germanien bis zur Romantik
und zum Idealismus

© Alle Rechte liegen bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren
Hamburg 2020

ISBN 978-3-86818-176-0

Inhalt

| | |
|--|----|
| Vorwort | 5 |
| 1 Römisches Germanien | 7 |
| Historischer Überblick | 9 |
| Lebenswelt der Germanen | 9 |
| Römischer Einfluss in Germanien | 10 |
| Varusschlacht..... | 12 |
| Ende des Römischen Reiches in Germanien..... | 14 |
| 2 Frankenreich | 15 |
| Historischer Überblick | 17 |
| Herrschaft und Recht..... | 19 |
| Kirchen und Klöster | 20 |
| Karolingische Bildungsreform..... | 21 |
| Buchmalerei..... | 24 |
| Architektur..... | 24 |
| Plastiken | 25 |
| 3 Mittelalter | 27 |
| Begriffsgeschichte..... | 29 |
| Epochenspezifische Merkmale | 29 |
| Feudalismus | 30 |
| Wege der römischen Kirche im Mittelalter | 31 |
| Romanische Kunst | 35 |
| Rittertum und die von ihm geprägte Kulturwelt | 38 |
| Mittelalterlichen Städte..... | 40 |
| Gotik | 42 |
| 4 Übergang zur Neuzeit | 47 |
| Vom Mittelalter zur Neuzeit..... | 49 |
| Zum Werdegang der neuzeitlichen Wissenschaft | 51 |
| Deutsche Kultur an der Schwelle zur Neuzeit..... | 55 |
| 5 Reformation und Gegenreformation | 59 |
| Katholische Kirche zwischen neuer Weltanschauung und päpstlicher Macht | 61 |
| Verbreitung reformatorischer Gedanken | 62 |
| Kunst und gesellschaftliche Entwicklungen innerhalb konfessioneller Grenzen..... | 63 |
| Entwicklungen der deutschen Sprache | 65 |
| 6 Absoluter Herrschaftsanspruch und barocke Kultur | 67 |
| Nach der Glaubenspaltung..... | 69 |
| Der Dreißigjährige Krieg..... | 69 |
| Deutschland nach dem Krieg | 70 |
| Aufstieg Preußens..... | 72 |

| | |
|---|------------|
| Barock | 74 |
| Barockliteratur | 75 |
| Barocke Architektur | 78 |
| Barockmusik | 80 |
| Wissenschaft in der Barockzeit | 81 |
| 7 Aufklärung | 83 |
| Aufklärung – Voraussetzungen und Konstellationen | 85 |
| Institutionen | 88 |
| Leseesellschaften | 88 |
| Patriotische Gesellschaften | 89 |
| Vertreter der Aufklärung | 90 |
| Entstehung der literarischen Öffentlichkeit im Jahrhundert der Aufklärung | 96 |
| Aufgeklärte Inszenierungen zwischen Theater und Theatralik | 97 |
| Selbstzeugnisse als Vexierbilder der Aufklärung | 99 |
| Ausblicke | 99 |
| 8 Vorromantik | 103 |
| Vorromantik als allmähliche kulturelle Durchsetzung des Bürgertums | 105 |
| Der englische Garten | 105 |
| Vorromantische Landschaftsmalerei | 106 |
| Literatur des Sturm und Drang | 108 |
| Herder als Vorläufer des Sturm und Drang | 109 |
| Rezeption Shakespeares durch die Vorromantik | 109 |
| Klinger, Lenz und der frühe Goethe | 109 |
| Vorromantik und Empfindsamkeit | 113 |
| 9 Weimarer Klassik | 115 |
| Kulturpolitik im Fürstentum Sachsen-Weimar-Eisenach | 117 |
| Grundpositionen Weimarer Klassik | 117 |
| Neue Rückbesinnung auf die Antike | 119 |
| Klassizismus in der deutschen Baukunst, Plastik und Malerei | 121 |
| Zeitumstände und Persönlichkeiten | 124 |
| 10 Romantik und Idealismus | 127 |
| Romantik | 129 |
| Revolution: Reformen, Wegbereiter und Zeit(-Geister) | 130 |
| Elemente der Kultur der Romantik: Romantisierung des Lebens? | 131 |
| Philosophie des Deutschen Idealismus | 136 |
| Literaturhinweise | 139 |
| Abbildungsverzeichnis | 143 |

Vorwort

„Wie soll man es sich aber vorstellen, daß unsere Erinnerungen, Bilder oder Ganzheiten von konkreten Bildern, aus einer Kombination von Schemata oder Rahmen entstehen können? Wenn die kollektiven Vorstellungen leere Formen sind, wie könnten wir dann aus ihnen durch bloßes Zusammenfügen die bunte und sinnhafte Materie unserer individuellen Erinnerung erhalten?“

(Maurice Halbwachs, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Paris 1925)

Der französische Soziologe Maurice Halbwachs (1877-1945) stellte sich die Frage, wie unabhängig von biologisch-physiologischen Grundlegungen Gedächtnisinhalte entstehen und inwieweit soziale Bedingungen hierbei konstitutiv wirken. Damit legte er den Grundstein für weitere Arbeiten zum kollektiven und zum kulturellen Gedächtnis. Unter Rückgriff auf Jan Assmann sei auf folgende Auffassung verwiesen:

„Unter dem Begriff des kulturellen Gedächtnisses fassen wir den jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümlichen Bestand an Wiedergebrauchstexten, -Bildern und -Riten zusammen, in deren ‚Pflege‘ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.“ (Assmann, J. Kultur und Gedächtnis 1988, S. 15)

Die Frage, welcher „eigentümlichen Bestand“ kultureller Vergangenheit Eingang in das vorliegende Studienheft gefunden haben, kann wiederum nur im Rückgriff auf einen bestimmten kulturgeschichtlichen Zugang beantwortet werden. Welche Ereignisse sind es, die kulturgeschichtlich eine bedeutende Rolle gespielt haben, die uns im Alltag an unser historisches Gewordensein erinnern können und die so Eingang in das Bewusstsein einer Gruppe gefunden haben?

Klar ist, dass Menschen nicht im Stande sind, sich an alles zu erinnern, und dass selektive Erinnerungen immer auch Bestandteil von kollektiven Gedächtnisprozessen sind, die wiederum Prozessen und Bedingungen von Herrschaft und Macht unterliegen. So erhebt dieses Heft nicht den Anspruch, in Gänze das abzubilden, was (Deutsche) Kulturgeschichte ausmacht, denn Geschichte wird gemacht!

„Geschichte wird jederzeit geschaffen, gestaltet und angewendet, ganz gleich ob bewusst oder unbewusst. Geschichte wird überall in der Gesellschaft geschaffen: in Museen, in Schulbüchern, im Film und in der Kunst, im Internet und in der Politik. Geschichte kann genutzt werden, um Macht auszuüben, oder ideologisch eingesetzt werden, um gesellschaftliche Gruppen zu überzeugen und zu mobilisieren.“ (Staatliches Historisches Museum, Stockholm)

Geschichte, ebenso wie Kulturgeschichte – bilden keine objektive Wahrheit, keine „richtige“ Abfolge von Daten und Ereignissen ab, sondern sind immer die Interpretationen des Geschehenen, die über die Zeit der Interpretierenden mindestens ebenso viel Aufschluss gibt wie über die Epoche, die untersucht wird. Sie werden eingeladen, zu einem Streifzug durch die deutsche Kulturgeschichte, der Ihnen zum einen informatives Lesen und zum anderen ein selbstbestimmtes Lernen in folgenden Bereichen ermöglichen soll:

- Kulturgeschichte als Zugang zum vertiefenden Sprachenlernen
- Kulturgeschichte als Zugang zur Landeskunde
- Kulturgeschichte als Grundlage interkultureller Verständigung

Entstanden ist dieses Studienheft in Kooperation zwischen der Staatlichen Universität St. Petersburg (SPbSU) und der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg (HSU). Die Texte, die Sie in diesem Buch finden, wurden von Lehrenden der SPbSU und der HSU verfasst:

- Dr. Michail Koryshev (Kapitel 1, 3, 4, 5, 10)
- Dr. Elena Krepak (Kapitel 2)
- Dr. Juliana Kaminskaja (Kapitel 6)
- Dr. Katja Petersen (Kapitel 7, 10)
- Prof. Dr. Larissa Polubojarinova (Kapitel 8, 9)

- Dr. Xenia Novozhilova (Teilkapitel zur Barockmusik)

An der didaktischen Gestaltung und der inhaltlichen Aufbereitung der Texte waren Dr. Marina Vollstedt und Dr. Gerrit Deutschländer beteiligt. Auch Studierende der Bildungs- und Erziehungswissenschaft der HSU sowie Studierende des Studiengangs „Interkulturelle Kommunikation als Kulturdialog“ trugen bei. Das Lektorat und das Layout übernahm Dr. Katja Schmidt.

In diesem Zusammenhang fanden zwei studentische Austausch statt: Im Mai 2018 besuchten die russischen Studierenden ihre deutschen Kommilitoninnen und Kommilitonen in Hamburg und fuhren gemeinsam zu Schauplätzen der deutschen und russischen Kulturgeschichte.

In Workshops tauschten sich die Studierenden über ihre universitären Studien- und Lernerfahrungen aus und arbeiteten an einem Konzept für die methodisch-didaktische Gestaltung dieses Lehrbuch. Im Oktober desselben Jahres traten die deutschen Studierenden den Gegenbesuch in St. Petersburg an, um ihren interkulturellen Erfahrungshorizont zu erweitern und den Unterricht an der SPbSU in der Praxis zu erleben.

Die Arbeit in diesem Lehrforschungsprojekt hat gezeigt: Es gibt keine kulturellen Gewissheiten, nur die Möglichkeit eines permanenten und sensiblen Aushandelns.

Das Lehrbuch besteht aus zehn Kapiteln und deckt die deutsche Kulturgeschichte vom römischen Germanien bis zur Romantik ab. Je nach Arbeitsgebiet der Autorinnen und Autoren stehen unterschiedliche Bereiche der deutschen Kulturgeschichte im Mittelpunkt – mit anderen Worten: Das Buch ist so vielfältig wie die Kulturgeschichte selbst. Allerdings bestand von Anfang an Konsens, dass – da es sich um ein Einführungswerk handelt – ein eher „klassischer“ Kulturbegriff zugrunde gelegt wird und dass Aspekte eines erweiterten Kulturbegriffs wie Alltagskultur, Kochkultur oder immaterielles Kulturerbe nicht betrachtet werden können.

Am Ende jedes Kapitels finden Sie Wiederholungsfragen sowie Themenvorschläge zum vertieften Arbeiten. Diese sollen Ihnen helfen, sich optimal auf Ihre Prüfung vorzubereiten. Die unmittelbar in einem Kapitel verwendete Literatur ist am Ende des jeweiligen Abschnitts genannt. Am Ende des Studienbuches befinden sich umfangreiche Hinweise zu aktueller, weiterführender Literatur.

1 Römisches Germanien



Germanische Ratsversammlung, Zeichnung eines Reliefschnitts der Mark-Aurel-Säule zu Rom

Historischer Überblick

Seit den Kimbernkriegen (113-101 v. Chr.) bestanden regelmäßige Kontakte zwischen der aufstrebenden Mittelmeermacht Rom und den germanischen Stämmen nördlich der Alpen. 50 Jahre später eroberte der römische Feldherr Gaius Julius Caesar (100-44 v. Chr.) größere gallische Gebiete östlich des Rheins. Die Versuche unter Augustus (63 v. Chr.-14 n. Chr.), auch germanische Gebiete westlich des Rheins unter römische Kontrolle zu bringen und damit die römische Herrschaft bis zur Elbe auszudehnen, scheiterten jedoch. So blieb die Herrschaft der Römer während ihrer fast 500-jährigen Dauer weitestgehend auf das südliche Germanien beschränkt.

Die Grenzlinie zwischen dem römisch kultivierten Süden und dem von germanischen Stämmen beherrschten Süden bildete ab ca. 120 n.

Chr. eine rund 550 km lange Grenzanlage, der sogenannte Limes. Er erstreckte sich vom Rhein bei Rheinbrohl bis zum Legionslager Castra Regina (Regensburg).

Dort begann der Donaulimes entlang der natürlichen Donaugrenze. Allerdings blieb diese Grenze immer durchlässig: Zwischen dem Imperium und dem *Germania libera* („Freies Germanien“) bestanden enge ökonomische, kulturelle und politische Kontakte.

Im dritten und vierten Jahrhundert vermehrten sich im Zuge der Völkerwanderung die Einfälle germanischer Stämme auf römisches Hoheitsgebiet, und die römische Herrschaft wurde immer schwächer, bis das Weströmische Reich 476 endgültig zusammenbrach. Damit endete auch die römische Herrschaft in Germanien.

FUROR TEUTONICUS

Die germanischen Stämme der Kimbern und Teutonen wanderten um das Jahr 120 v. Chr. aus ihrer Heimat Jütland im heutigen Dänemark Richtung Süden. Im Alpenraum trafen sie auf die Römer. Zwischen 113 und 105 v. Chr. kam es zu mehreren Schlachten. In diesen „Kimbernkriegen“ brachten die germanischen Stämme dem römischen Heer empfindliche Niederlagen bei. Erst 102 und 101 v. Chr. konnten sie von den Römern geschlagen werden.

Dieses Aufeinandertreffen mit den germanischen Stämmen hinterließ tiefe Spuren im kollektiven Gedächtnis Roms: Als *Furor Teutonicus* („teutonische Raserei“) wurde die harte, mitleidlose Kampfweise der Germanen bezeichnet – ein Begriff, der sich im römischen Sprachgebrauch etablierte und seit dem Mittelalter auch als geflügeltes Wort für deutsche Angriffslust verwendet wird.

Lebenswelt der Germanen

Die Germanen waren kein einheitliches Volk, vielmehr handelte es sich um eine Gruppe verschiedener Stämme in Mitteleuropa und im südlichen Skandinavien, die der germanischen Sprachgruppe zugeordnet werden können. Erste Erwähnungen fanden diese Stämme bereits bei dem griechischen Reisenden Pytheas von Massalia (ca. 380 v.Chr.-310 v.Chr.), der um 330 v. Chr. von den Völkern an der Nordsee berichtete.¹ Der Begriff „Germanien“ wurde erstmals 80 v. Chr. von dem griechischen Schriftsteller Poseidonios verwendet und u.a. auch von Caesar in seinem Werk „De bello Gallico“ genutzt.

Entscheidenden Einfluss auf das Germanenbild hatte v.a. der römische Historiker Publius Cornelius Tacitus (ca. 58-120 n. Chr.). Er stellte Germanien in seinem Werk „Germania“ aus dem Jahre 98 n. Chr. als Region dar, die von verschiedenen germanischen Stämmen besiedelt und

vor allem durch Rhein (*Rhenus*), Donau (*Danuvius*) und Weichsel (*Vistula*) begrenzt wurde. Diese Quelle ist – wie auch andere römische Schriften über die Germanen – allerdings einseitig aus römischer Sicht verfasst und basiert im Wesentlichen auf Informationen aus zweiter und dritter Hand. Da die Germanen selbst kaum schriftliche Quellen hinterlassen haben, ist man bei der Rekonstruktion des Lebens der germanischen Stämme somit weitestgehend auf archäologische Funde angewiesen.

Soweit wir heute wissen, lebten die germanischen Stämme in kleinen Siedlungen von maximal 200 bis 300 Personen. Wirtschaftlich bildete die Landwirtschaft die Grundlage ihrer Existenz: Die Germanen bauten Getreidearten wie Gerste, Hafer, Roggen und Weizen an und zogen Flachs als Stoff für die damals gut ausgebildete Leinenweberei und zur Ölgewinnung.

1 Näheres siehe in Ziegler K./Sontheimer, W. (Hrsg.): Der kleine Pauly. Lexikon der Antike, Bd. 2, Stuttgart 1967, Spp. 762-766.

Durch die Römer lernten sie den Obst- und Weinbau kennen. Neben dem Ackerbau spielten auch Viehzucht und Fischfang eine große Rolle. Außerdem betrieben die Germanen wohl auch in begrenztem Umfang Handel.

Die Gemeinschaftsgrundlage germanischer Stämme war die auf erweiterten Verwandtschaftsbeziehungen beruhende Sippe. Der Sippe oblag es, das Recht und die Rechtsvollstreckung bis zur Blutrache auszuüben. Die Gesellschaft gliederte sich wohl primär in drei soziale Stände: in Sklaven, die als Sache behandelt wurden, in persönlich freie, aber an Hof- und Grundeigentum der Freien gebundene Halbfreie, und in Freie, aus denen sich auch eine adelige Oberschicht entwickelte. Geführt wurden germanische Gemeinschaften entweder durch einen König (*rex*), der aufgrund seiner Abstammung regierte, oder einem Heerführer (*dux/reiks*), der durch militärische Erfolge an die Macht gelangt war. Im Laufe der Zeit verdrängt die neue Form des Heerführers das alte, auf Abstammung beruhende Königsmodell. Die Gemeinschaft verpflichtete sich durch Treueeide zur Gefolgschaft.

„Alle germanischen Stämme hatten eine feste religiöse Bindung an das Göttliche, wie es in der Natur aufscheint.“ (Gössmann 2006, S. 20)

Römischer Einfluss in Germanien

Germanien war für die Römer stets eine ihrer zahlreichen Provinzen, die kulturell ohne besonderes Interesse, militärisch aber von großer Bedeutung war. Zahlreiche Versuche, auch den nördlichen Teil des Territoriums zu erobern, scheiterten: Der Limes trennte bis in die Spätantike das römische vom freien Germanien.

Der Einfluss der Römer in Germanien ist kaum zu unterschätzen: Die Römer gründeten zahlreiche Städte wie Köln (*Colonia Agrippinensis*), Mainz (*Mogontiacum*) und Trier (*Augusta Treverorum*), wobei Trier im 4. Jahrhundert vorübergehend sogar die Hauptstadt des Römi-

Die Germanen kannten keine Tempel, sondern verehrten ihre Götter in heiligen Hainen und auf Berghöhen. Die Naturerscheinungen überhaupt, die Gestirne und der Kreislauf des Jahres wurden religiös gedeutet. In der anthropomorph vorgestellten Welt der Götter spiegelte sich das sippen- und heldenhafte Ethos der Germanen wider. Der bekannteste aller germanischen Götter ist Wodan. Das Pferd galt als sein geheiligtes Opfertier.

Die Namen der Wochentage gehen in den germanischen Sprachen auf die germanische Mythologie und das germanische Brauchtum zurück. So galt der sechste Tag der Woche als Tag der Venus, die mit der germanischen Göttin Frija gleichgesetzt wurde, woraus sich engl. Friday und dt. Freitag ableiten. Gleiches gilt für Donnerstag (von Donar/Thor) oder Wednesday (von Wodan).

Einige Elemente der heute noch lebendigen Sitten und Bräuche stellen eine christliche Umdeutung germanischer religiöser Vorstellungen dar, beispielsweise an Weihnachten, Ostern oder in der Walpurgisnacht. Die Mentalität der Germanen, wie es von Cäsar und Tacitus beschrieben wurde und v.a. auch in mündlich überlieferten Epen wie dem Hildebrandslied oder dem Nibelungenlied deutlich wird, wurde von den Werten Ehre, Mut, Treue und Rache geprägt.

schen Reichs und mit 80.000 bis 100.000 Einwohnern die größte Stadt nördlich der Alpen war.

Die Städte und Kastelle wurden durch ein gut ausgebautes und befestigtes Straßennetz miteinander verbunden. Im gesamten römischen Germanien zeugen heute noch zahlreiche Überreste von dieser intensiven römischen Bautätigkeit, die bekanntesten erhaltenen Bauwerke sind die Kaisertherme und die Porta Nigra in Trier oder die römischen Bauwerke in und um Köln. Im Archäologischen Park in Xanten kann eine ganze Römerstadt besichtigt werden.



Außenansicht der Kaiserthermen

Die Römer brachten in das von ihnen eroberte Germanien ihre Gepflogenheiten und ihren Luxus mit: Es gab Bäder (Thermen), Theater und zahlreiche Tempel. In Trier gab es sogar einen Zirkus nach römischer Art für Wagenrennen und andere Spiele. Zahlreiche Entlehnungen aus dem Lateinischen zeugen vom römischen Einfluss im Bereich des Bau- und Stadtwesens: Mauer (*murus*), Keller (*cellarium*), Speicher (*spicarium*), Fenster (*fenestra*), Ziegel (*tegula*), Straße (*strata*), Meile (*milia*), Pflaster (*[em]plastrum*), Kalk (*calx, calcem*). Auch der enorme Einfluss in Landwirtschaft und Handel lassen sich an der Sprache ablesen: So verdanken die Germanen den Anbau von Wein (*vinum*) ebenso den Römern wie die Sichel (*secula*), den Kohl (*caulis*), den Kürbis (*cucurbita*) und die Kirsche (*ceresia*), auch kaufen (*caupo*) und Münze (*moneta*) wurden aus dem Lateinischen entlehnt. Mit den Römern kam auch deren Religion in die germanischen Provinzen, wobei die Römer bestrebt waren, ihre Sitten und Bräuche und ihre Religion an die germanischen Gepflogenheiten anzupassen, indem sie Übereinstimmungen zwischen ihren Göttern und denen der Germanen betonten. Im römischen Germanien war der persische Kult des Sonnengottes Mithras sehr verbreitet, sicherlich nicht zuletzt deshalb, weil dieser Kult unter Soldaten viele Anhänger fand.

Mit der Förderung des Christentums als zentrale Religion im Römischen Reich durch Konstantin den Großen (270-337 n. Chr.) wurden auch in Trier und Köln Anfang des 4. Jahrhunderts erste Bistümer gegründet. Wulfila (ca. 311-381 n. Chr.), vermutlich 341 in Antiochia zum „Bischof der Christen im gotischen Land“ geweiht, legte mit seiner Bibelübersetzung die Heilige Schrift der Christen zum ersten Mal in einer germanischen Sprache vor und erzielte wohl auch beachtliche Missionserfolge unter den Westgoten, die geschlossen zum Christentum übertraten, den Ostgoten, Vandalen, Langobarden und Burgunden.



Mithrasrelief aus dem 2./3. Jahrhundert

Varusschlacht

Das sicherlich wirkmächtigste Einzelereignis im Zuge der römischen Eroberung Germaniens war die „Varusschlacht“ im Jahre 9 n. Chr.

Die genauen Hintergründe und Abläufe sind noch immer nicht ganz geklärt, aber immerhin ist es inzwischen gelungen, das Schlachtfeld bei Kalkriese zu lokalisieren und archäologisch auszuwerten. Sicher ist, dass ein römisches Heer unter Führung des Statthalters Publius Quinctilius Varus (ca. 47 v. Chr.-9 n. Chr.) von einer Allianz germanischer Stämme in einen Hinterhalt

gelockt und in einer mehrtägigen Schlacht vernichtet wurde.

Varus nahm sich das Leben. Angeführt wurden die germanischen Truppen von dem Cherusker Arminius (ca. 17 v. Chr.-21 n. Chr.), der wohl in seiner Kindheit – wie viele Jungen aus der germanischen Führungsschicht – als Geisel nach Rom kam und dort umfassend ausgebildet wurde, sodass er später als römischer Ritter und Befehlshaber einer Auxiliareinheit bestens mit der römischen Militärstrategie vertraut war.



Das Hermannsdenkmal heute

„Quinctilius Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ (Sueton 23, 2), soll Augustus gerufen haben, als ihn die Schreckensnachricht erreichte. Zwar war die Niederlage bei Kalkriese ein unerwarteter Rückschlag, aber kein Untergang.

Schon im nächsten Jahr waren die Römer militärisch wieder vor Ort. Arminius wurde 21 n. Chr. nach innergermanischen Rivalitäten von Verwandten ermordet.

VON ARMINIUS ZUR „HERMANNSSCHLACHT“



Germania vor dem Hermannsdenkmal, Postkarte mit Zeichnung von Arthur Thiele, 1929

Die antiken Quellen geben nur wenige Auskünfte über das Leben und die biographischen Daten des Arminius, und auch im Mittelalter wurde dem Cheruskerfürst nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Bedeutung erlangte er erst mit der Wiederentdeckung von Tacitus' „Germania“ Mitte des 15. Jahrhunderts, in der Arminius als „Befreier Germaniens“ bezeichnet wird. Im Zeitalter des Humanismus wurde Arminius dann zur Person des entstehenden deutschen Nationalbewusstseins. Von nun an wurde er immer seltener mit seinem römischen Namen, sondern zunehmend mit

seinem „deutschen“ Namen „Hermann“ bezeichnet.

Zur zentralen Identifikationsfigur und erstem Vaterlandsverteidiger entwickelt sich Arminius während der Befreiungskriege gegen Napoleon im frühen 19. Jahrhundert. Die Varusschlacht und der Sieg des Cheruskerfürsten werden zum Symbol der Selbstbehauptung und der Befreiung der „Deutschen“ gegen den „welischen Feind“. Dies spiegelte sich auch in der Literatur, in der die Schlacht als „Hermannsschlacht“ immer wieder thematisiert wurde, z.B. bei Klopstock in seiner „Hermann-Trilogie“ („Hermanns Schlacht“ 1769, „Hermann und die Fürsten“ 1784, „Hermanns Tod“ 1787) oder bei Kleist („Die Hermannsschlacht“, gedruckt 1821, uraufgeführt 1860) – und natürlich in dem weit verbreiteten Volkslied „Als die Römer frech geworden“ (Victor von Scheffel, 1847).

Heinrich Heine spottet in „Deutschland – ein Wintermärchen“:

*Das ist der Teuteburger Wald
den Tacitus beschrieben,
das ist der klassische Morast,
wo Varus steckengeblieben.
Hier schlug ihn der Cheruskerfürst,
der Hermann, der edle Recke,
die deutsche Nationalität,
sie siegte in diesem Drecke
Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann,
mit seinen blonden Horden,
so gäb's die deutsche Freiheit nicht mehr,
wir wären römisch geworden!*

Viel Aufmerksamkeit erregte auch das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald, das von 1838 bis 1875 als „nationales Projekt“ errichtet wurde. Im ganzen Land wurden Gelder für dieses Denkmal gesammelt, das als Symbol nationaler Stärke und Größe galt.

Ende des Römischen Reiches in Germanien

Nach der Teilung des Römischen Reiches in einen West- und einen Ostteil im Jahre 395 wurde ein großer Teil der weströmischen Truppen vom Rhein abgezogen, um Italien gegen die Westgoten zu sichern. Dies führte zu wiederholten Einfällen germanischer Stämme in die römischen Rheinprovinzen und in ganz Gallien. Die Sueben drangen bis nach Nordspanien vor, die Burgunden setzten sich entlang des Rheins fest, die Hunnen unter Attila (reg. 434-453) verwüsteten Gallien. Das Ende des weströmischen Kaisertums besiegelte Odoaker, ein germanischer Heerführer in

römischen Diensten, im Jahre 476, als er Kaiser Romulus Augustus in Rom absetzte. Wenige Jahre später wurde dann auch er von Theoderich dem Großen (ca.451-526), König der Ostgoten, in der Rabenschlacht von Ravenna (493 n.Chr.) besiegt. Damit fielen die Reste des Weströmischen Reiches unter ostgotische Herrschaft.

Der östliche Teil des Römischen Reiches, in dem Griechisch die Verkehrssprache war, bestand als Byzantinisches Reich bis zur Eroberung Konstantinopels durch das Osmanische Reich 1453 fort.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Welche Quellen existieren vom Leben der Germanen? Wie aussagekräftig sind sie?
- Wie sah die Struktur der Gesellschaft germanischer Stämme aus?
- Was können Sie über die Mythologie der Germanen sagen? In welcher Form praktizieren die Germanen ihre Religion? Inwiefern finden sich heute noch Ausläufer der germanischen Mythen und Religion wieder?
- Welchen Einfluss hatten die Römer auf die Germanen bezogen auf Sprache, Politik, Architektur und Religion?
- Warum verloren die Römer ihren Einfluss in Germanien?

Zur Vertiefung

- Wie hat sich das Bild von Arminius im Laufe der Zeit verändert? Wie wird ‚Hermann‘ heute gesehen? Recherchieren Sie!
- Wo kann man heute noch in Deutschland Spuren des Römischen Reiches finden und besichtigen? Erstellen Sie ein Angebot für eine Rundreise „Die Römer in Deutschland“!

Literatur

- Bach, A.: Geschichte der deutschen Sprache, 8. Aufl., Heidelberg 1965.
- Bader, K.: Deutsches Recht, in: Stammler, W. (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriss, Bd. 3, Berlin 1960, Spp. 1971-2024.
- Gössmann, W.: Deutsche Kulturgeschichte im Grundriss, Ismaning 1992.
- Schmidt, H.: Archäologische Bodendenkmäler in Deutschland – rekonstruiert und wieder aufgebaut, Darmstadt 2000.
- Stroh, F.: Handbuch der germanischen Philologie, Berlin 1952.
- Wolfram, H.: Die Germanen, 7. Aufl., München 2002.
- Ziegler, K./Sontheimer, W. (Hrsg.): Der kleine Pauly: Lexikon der Antike, Bd. 2., Stuttgart 1967.

2 Frankreich



Karl der Große und sein Sohn Pippin, Miniatur aus dem 10. Jahrhundert

Historischer Überblick

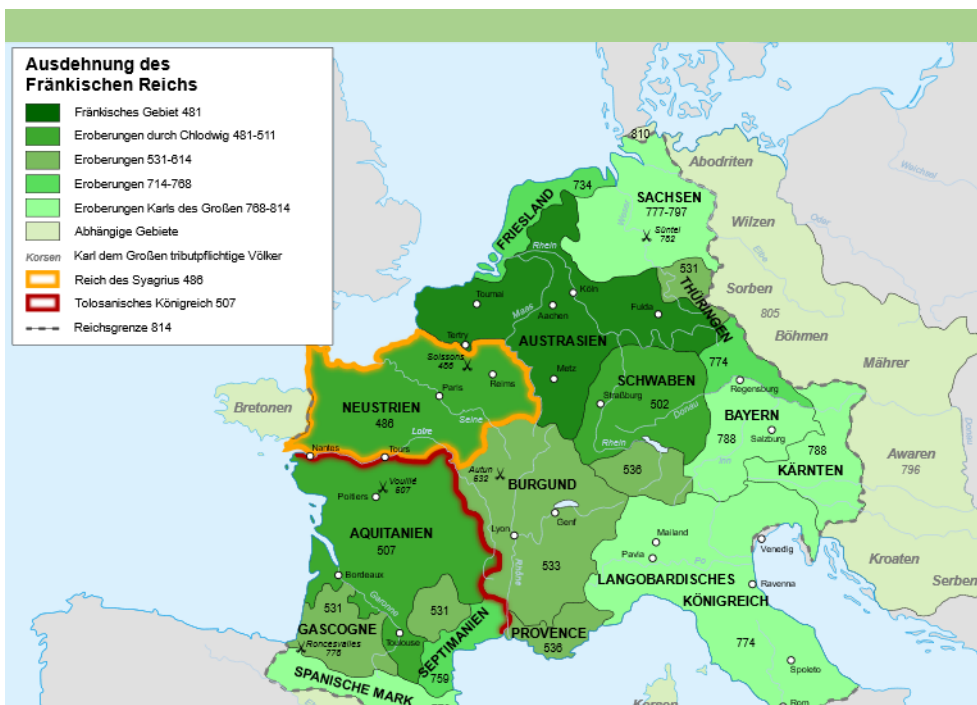
Das Frankenreich war der bedeutendste Nachfolgestaat des Weströmischen Reiches und die historisch wichtigste Reichsbildung in Westeuropa seit der Antike. Es bestand zwischen dem 5. und 9. Jahrhundert und setzte sich im Wesentlichen aus dem römischen Gallien und angrenzenden rechtsrheinisch-germanischen Siedlungsgebieten zusammen.

Von der Mitte des 5. bis ins erste Drittel des 7. Jahrhunderts eroberten die Franken unter der Herrschaft der Merowinger in zahlreichen Feldzügen weite Teile des ehemaligen Weströmischen Reiches und es gelang ihnen, diesen Besitz durch den Aufbau stabiler Verwaltungs- und Finanzstrukturen nachhaltig zu festigen. Dabei spielte die Macht der örtlichen Bischöfe, die oft Verwaltungsaufgaben übernahmen, eine wichtige Rolle, sodass sich die Kirche zu einer zentralen Machtstütze des Herrschers entwickelte. Mitte des 8. Jahrhunderts ging die Macht im fränkischen Reich mehr und mehr auf die Hausmeier – die Verwalter des Königs – über. Sie setzten sich im Laufe mehrerer Generationen als neue starke Familie im Frankenreich durch und gingen als Karolinger in die Geschichte ein.

Eine wichtige Rolle beim Aufstieg zur Macht der Karolinger spielte der Sieg Karl Martells in der Schlacht von Tours und Poitiers über die muslimischen Araber (732). Damit wurde das

Vordringen der Araber in Europa gestoppt und Karl Martell wurde als „Retter des Abendlandes“ gepriesen. Sein Sohn Pippin III. setzte 751 nach Absprache mit Papst Zacharias den letzten merowingischen König Childerich III. ab und ließ sich dann nach alttestamentlichem Vorbild selbst zum König salben. Im Vertrag von Quierzy (754) versprach Pippin III., das ehemalige ost-römische Exarchat von Ravenna dem Papst als weltliche Herrschaft zu übertragen (Pippinische Schenkung); im Gegenzug legitimierte der Papst die Karolinger als Könige des Frankenreichs. Dieses machtpolitisch für beide Seiten äußerst vorteilhafte Bündnis begründete den Kirchenstaat sowie die enge und wechselvolle Beziehung zwischen Papsttum und Krone, die die Geschichte Mitteleuropas maßgeblich prägen sollte.

Pippins Sohn Karl, der später als Karl der Große in der Geschichte verehrt wurde, vergrößerte das Frankenreich durch die Feldzüge gegen die Langobarden und die mit Unterbrechungen von 772 bis 804 andauernden Sachsenkriege. 804 wurden die Sachsen endgültig besiegt, und 811 wurde die Eider als Grenze zwischen dem fränkischen und dem dänischen Reich festgelegt. Damit umfasste das fränkische Reich ein Gebiet von ca. 1 Million km² mit rund 180 Diözesen, 700 Abteien, 750 Königsgutbezirken und 670 Gauen.



Ausdehnung des Fränkischen Reiches

Ein entscheidender Moment in der europäischen Geschichte war die Krönung Karls zum römischen Kaiser am 25. Dezember 800 durch Papst Leo III. als Gegenleistung für die Hilfe des Königs bei der Auseinandersetzung zwischen Papst und römischer Stadtaristokratie: Nach mittelalterlicher Vorstellung wurde am Weihnachtstag des Jahres 800 das 476 untergegangene römische Kaisertum auf den Frankenherrscher übertragen (*translatio imperii*) – der Frankenkönig Karl wurde zum römischen Kaiser. Damit wurde das mittelalterliche Kaisertum begründet, das in Form des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bis 1806 fortbestehen sollte. Das Frankenreich wurde neben dem Byzantinischen Kaiserreich und dem Kalifat der Abbasiden endgültig zur anerkannten Großmacht.

Nach 46-jähriger Herrschaft starb Karl im Jahr 814 in Aachen. Sein Sohn Ludwig der Fromme

wurde Kaiser und versuchte vergebens, die Reichseinheit zu wahren. Seine Söhne einigten sich 843 im Vertrag von Verdun, das Frankenreich aufzuteilen.

Nach mehreren Reichsteilungen entstanden im Westen das Westfrankenreich, aus dem später Frankreich hervorgehen sollte, und im Osten das Heilige Römische Reich.

Als erster Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gilt Otto I. Er wurde nach dem Sieg über die Ungarn 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg als erster ostfränkischer König am 2. Februar 962 vom Papst in Rom zum Kaiser gekrönt. Damit begründete er eine Tradition, der zufolge das östliche Regnum als legitimer Nachfolger des Kaisertums Karls des Großen angesehen wurde. West- und Ostfranken entwickelten sich entlang der Sprachgrenze politisch zu getrennten Reichen.



Karolingische Panzerreiter, Stuttgarter Bilderpsalter, um 830

KARL DER GROßE

(lat. *Carolus Magnus*, frz./engl. *Charlemagne*) regierte von 768 bis 814 als König des Fränkischen Reichs. Es wird angenommen, dass er am 2. April 747 geboren wurde. Er verstarb am 28. Januar 814 in Aachen (vgl. dazu: „*Annales regni Francorum*“).

Als Karl der Große 771 die Herrschaft über das Frankenreich übernahm, erstreckte sich sein Reich vom heutigen Thüringen über die Niederlande, Belgien bis hin zur französischen Küste und somit über das größte mitteleuropäische Territorium nach dem römischen Imperium. Um sein Reich zu verteidigen, führte Karl der Große jahrelang einen Mehrfrontenkrieg. Es gelang ihm, seine Macht im Frankenreich zu sichern, indem er mit päpstlicher Unterstützung die Langobarden in Italien 774 vernichtend schlug. Im Westen konnte er nach mehreren Feldzügen die Mauren zunächst abwehren und später besiegen. Die Sachsen, die sich gegen die Christianisierung wehrten, verwickelten Karl den Großen in einen verlustreichen Krieg, der von 772 bis 804 dauerte. Als mächtigster Mann in Europa sah Karl der Große sich als Nachfolger des römischen Kaisers. Mit seiner Krönung im Jahr 800 erhielt er als erster westeuropäischer Herrscher die Kaiserwürde. Sie diente als Grundlage für das westliche, mittelalterliche Kaisertum.



Kaiserthron im Dom zu Aachen

Neben seinen militärischen Anstrengungen zur Festigung und Erweiterung seines Reiches brachte Karl der Große auch die kulturelle Entfaltung voran. Unter seiner Herrschaft wurde der Hof zum Dreh- und Angelpunkt für Dichtung, Bildung und Baukunst. Neben den Fähigkeiten Lesen, Schreiben und Bücher aus der Antike zu kopieren, trieb Karl der Große die Etablierung einer einheitlichen Schrift und Währung voran.

Herrschaft und Recht

Das Frankenreich erstreckte sich in seiner größten Ausdehnung von den Pyrenäen bis nach Niedersachsen und von der Nordsee bis nach Süditalien. Für die Verwaltung des Reiches stellte dies eine enorme Herausforderung dar.

Herrschaft war im Frühmittelalter ganz wesentlich an einzelne Personen gebunden. Die ältere Forschung hat dafür den Begriff „Personenverbandsstaat“ geprägt, der das herrschafts begründende personenbezogene Verhältnis zwischen Herren und Vasallen prägnant zum Ausdruck bringt. Mittelalterliche Könige waren Reisekönige, die mitsamt ihrem Hof von Pfalz zu Pfalz reisten und dort die Regierungsgeschäfte im direkten persönlichen Kontakt mit ihren Vasallen regelten. Zu den wichtigsten der ca. 150 Pfalzen im Frankenreich gehörten neben Aachen Compiègne, Quierzy, Attigny, Frankfurt, Ingelheim, Diedenhofen und Worms. Zudem wurden regelmäßig Hofstage als Versammlungen des Königs und der Großen des Reiches einberufen,

um anstehende politische Fragen zu klären oder Streitigkeiten zu schlichten. Zur Regierungszeit Karls des Großen fanden diese in der Regel zweimal im Jahr statt.

Das 882 entstandene Werk „*De ordine palatii*“ des Erzbischofs Hinkmar von Reims gibt einen guten Einblick in den Hofaufbau im Frankenreich. Eine zentrale Rolle spielte die Hofkapelle, welcher der Capellanus vorstand. Ursprünglich war die Kapelle der Ort, an der die wichtigste Hofreliquie, der Mantel des fränkischen Reichsheiligen Martin, aufbewahrt wurde, im Laufe der Jahre entwickelte sie sich aber zur Kanzlei, in der die Königsurkunden ausgefertigt und bedeutende Dokumente archiviert wurden. Des Weiteren waren eine feste Anzahl von Amtsträgern am Hof tätig, darunter der Kämmerer, dem die Verwaltung des Hofes oblag, oder der Mundschenk, der Marschall und der Seneschall, die für Verwaltung der Reichsgüter und die Verpflegung des Hofes verantwortlich waren.

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung der Königin, die dem königlichen Haushalt vorstand. Die Verwaltung im Reich und die Rechtsprechung vor Ort lagen in den Händen der Grafen. Diese fungierten nicht nur als Heerführer, sondern auch als königliche Amtsträger. Die Übertragung von Ämtern und Gütern an ausgesuchte Adelsfamilien sicherte deren Loyalität und begründete eine neue Reichsaristokratie. Im Frankenreich wurden diese Ämter noch nicht vererbt, sondern an einzelne Personen verliehen. Mit deren Tod fielen die übertragenen Gebiete und Rechte wieder an den König zurück, der sie dann an neue Gefolgsleute seiner Wahl vergeben konnte.

Erst später entwickelte sich v.a. im ostfränkischen Reich die Sitte, diese Lehen vom Vater auf den Sohn zu übertragen, was zu festen Herrschaftsbereichen einer Familie und zur Schwächung der Zentralmacht des Königs führte.

Unter dem Einfluss des römischen Rechts wurde die mündlich überlieferte Rechtsauffassung der Germanen im Frankenreich schriftlich festgehalten. Das älteste schriftlich überlieferte Volksrecht ist die in lateinischer Sprache abgefasste und mit germanischen Ausdrücken stark durchsetzte „Lex Salica“, die bereits unter dem Merowingerkönig Chlodwig I. (507-511) verfasst

Kirchen und Klöster

Seit dem vierten Jahrhundert bildete sich im römischen Teil Germaniens eine Kirchenstruktur mit zahlreichen Bistümern, die den Zerfall des Weströmischen Reiches überstand. Teile der fränkischen Oberschicht traten bereits mit der Taufe Chlodwigs im Jahre 499 zum römisch-katholischen Glauben über, der überwiegende Teil des Frankenreiches wurde jedoch erst seit dem 6. Jahrhundert durch iro-schottische Mönche missioniert. In Irland, das bereits im 5. Jahrhundert von Patrick christianisiert worden war, bildete sich eine eigenständige irische Kirche, die nicht durch Bischöfe, sondern durch Klöster geleitet wurde. In diesen Abteien gestaltete sich das Leben nach eigenen Regeln, hier konnte ein großer Teil des Wissens der Antike bewahrt werden und es entwickelte sich eine hohe Kultur der Buchkunst mit reich verzierten Bibeln und anderen Schriften. Das Wandermönchtum spielte in Irland eine große Rolle, und im 6. Jahrhundert wurde nicht nur die Missionierung Schottlands und Nordenglands unter Columban von Iona begonnen, sondern irische Mönche, u.a. Columban von Luxeuil, reisten auch nach Gallien, Süddeutschland und in die Schweiz, wo sie bis ins 7. Jahrhundert rund 300 Klöster gründeten. Auch

wurde. In den folgenden Jahrhunderten wurde die Rechtsprechung immer weiterentwickelt, bis Karl der Große schließlich mit den sogenannten Kapitularien eine weitgehend einheitliche Gesetzgebung geschaffen und das Gerichtswesen und die Rechtsprechung grundlegend modernisiert und vereinheitlicht hat.

Aber auch wenn es zumindest in der Spätzeit des Frankenreiches gelungen ist, eine für die damalige Zeit effiziente Verwaltung und Rechtsprechung aufzubauen, so muss man sich doch stets der Tatsache bewusst sein, dass Staatlichkeit im Frühmittelalter von einer großen Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit geprägt war: Das Reich war groß, die Kommunikationswege waren schlecht und die Durchsetzung von Macht war weitestgehend an die Anwesenheit von Amtsträgern vor Ort gebunden. Dies führte dazu, dass beispielsweise Karl der Große versuchte, sich der Treue seiner Untertanen durch einen Treueid zu versichern, den alle männlichen Bewohner des Reiches ab dem Alter von zwölf Jahren leisten mussten: Der erste Treueid wurde den Bewohnern des Reichs im Jahr 789 abverlangt – schon 802 sah sich der Kaiser gezwungen, diesen Akt zu wiederholen.

von England aus reisten zahlreiche Missionare auf den Kontinent. Die herausragende Figur dabei war Bonifatius (ca. 673-755). Als päpstlicher Legat für Germanien missionierte er insbesondere in Franken und Hessen, aber auch in Thüringen und Friesland und wird seit dem 16. Jahrhundert als „Apostel der Deutschen“ verehrt. Die Sachsen wurden erst Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts nach 30-jährigen kriegerischen Auseinandersetzungen durch Karl den Großen gewaltsam zum Christentum bekehrt. Die Kirche war schon unter den Merowingerkönigen fest in die Verwaltungs- und Herrschaftskonzeption des Reiches eingebunden. Karl der Große forcierte diesen Prozess zusätzlich durch den massiven Ausbau der klerikalen Infrastruktur. So wurden zahlreiche neue Klöster gegründet und Bistümer eingerichtet, wobei sich Karl das Recht vorbehielt, die Bischöfe selbst zu ernennen. Die Einführung der Metropolitanverfassung, die regelmäßige Abhaltung von Synoden im Beisein des Königs und die Durchführung von Visitationen stärkten das Band zwischen König und Kirche. Unter Ludwig dem Frommen wurden zudem das Klosterleben und die Struktur der Klöster stärker vereinheitlicht.

Unter den zahlreichen Klosterregeln, die es im Reich gab, setzte sich die Regel des Heiligen Benediktus von Nursia durch. Diese Benediktinerregel schrieb vor, ein Mönch habe sein Leben innerhalb der Klostermauern mit Gebet und Arbeit zu verbringen (*ora et labora*).

Karolingische Bildungsreform

In den Wirren nach dem Untergang des Weströmischen Reiches und der Eroberung des Frankenreiches durch die Merowingerkönige gingen viele zivilisatorische Errungenschaften der Römerzeit verloren, die Schriftkenntnisse verfielen und das Latein verwilderte zunehmend. Das proto-romantische Vulgärlatein hatte sich sowohl in der Morphologie als auch in der Syntax weit vom „klassischen“ antiken Latein entfernt. Griechischkenntnisse waren im Westen kaum noch vorhanden.

Diese unzureichenden Kenntnisse behinderten den Aufbau effizienter Verwaltungsstrukturen, wirkten sich aber besonders negativ bei der Missionierung des Frankenreiches aus: Voraussetzung für eine einheitliche Religion war ein einheitliches Verständnis der religiösen Schriften und eine gebildete Priesterschaft, die diese richtig zu deuten und zu vermitteln verstand. Daher versuchte man, dem Verfall von Bildung und Schrift im Karolingerreich seit Ende des 8. Jahrhunderts durch gezielte Maßnahmen zu begegnen, die oft als karolingische Renaissance oder karolingische *Renovatio* bezeichnet werden.

Karl der Große selbst war nicht ungebildet und interessierte sich sehr für Kultur. Er förderte die Bildungsreform nach Kräften, die Umsetzung lag aber maßgeblich in den Händen Alkuins, eines hoch gebildeten Angelsachsen und ehemaligen Leiters der berühmten Kathedralschule in York. Ziel war es in erster Linie, die lateinische Sprache und Schrift zu „berichtigen“, das vorhandene Bildungsgut systematisch zu sammeln und die Bildung der Kleriker nachhaltig zu verbessern. Dargelegt hat Alkuin sein Bildungsprogramm in der sogenannten „*Admonitio generalis*“ aus dem Jahr 789: Die Klöster wurden aufgefordert, Schulen einzurichten, auf die Bildung

Dies führte dazu, dass Klöster nicht nur zu regulär geschlossenen Siedlungen, sondern auch zu Wirtschaftszentren wurden, die dank zahlreicher Schenkungen umfangreiche Landstriche beherrschten und effektiv verwalteten.

der Priester zu achten und v.a. für die korrekte Wiedergabe der Vulgata und anderer religiöser Texte zu sorgen. Gerade der letzte Punkt war von entscheidender Bedeutung, da zahlreiche Varianten des Bibeltextes in Umlauf waren, die teilweise gravierende Unterschiede aufwiesen.

Die Bemühungen Alkuins führten zu einem enormen Bildungsaufschwung im Reich: Die Hofschule wurde zum Lehrzentrum. Hier versammelte sich rasch eine Gruppe bedeutender Gelehrter, die Impulse für eine kulturelle Erneuerung im gesamten Frankenreich gab. Klöster wurden neu gegründet oder erlebten einen erheblichen Aufschwung, so unter anderem St. Gallen, Reichenau, St. Emmeram, Mondsee und Fulda. Sie waren Hauptträger der Bildungsreform und wurden deshalb vielfach erweitert. Im Kloster Fulda beispielsweise entwickelte sich unter Alkuins Schüler Rabanus Maurus eine ausgeprägte literarische Kultur. Insgesamt hat die Forschung für die Zeit um 820 neben dem Aachener Hof 16 „Schriftprovinzen“ identifiziert, jede mit mehreren Skriptorien. Selbstverständlich kam die deutlich gestiegene Bildung auch der Effektivität der Verwaltung und damit letztlich der Durchsetzung der königlichen Macht zugute.

Als neue Schriftart setzte sich die karolingische Minuskel durch, da sie als Schreibschrift besonders gut geeignet war. Es wurde großer Wert auf eine nach antikem Maßstab korrekte Grammatik und Schreibweise gelegt, wodurch das stilistische Niveau angehoben wurde. Die Liturgie wurde überarbeitet und Homiliensammlungen wurden erstellt. Außerdem wurde eine revidierte Fassung der Vulgata, die sogenannte Alkuinbibel, angefertigt.



Auszug aus der Grandval-Bibel in karolingischer Minuskel, British Library London

Die literarische Produktion stieg nach dem starken Rückgang in merowingischer Zeit spürbar an, auch Kunst und Architektur profitierten davon. Noch erhaltene antike lateinische Texte sowohl von paganen als auch von christlichen Verfassern wurden nun wieder zunehmend herangezogen, gelesen, verstanden und vor allem kopiert.

Wichtige kirchliche Texte wurden von sprachlichen Verwilderungen gereinigt und in Musterexemplaren zur Vervielfältigung bereitgestellt. Von der Hofbibliothek aus wurden seltene Texte den Kathedral- und Klosterbibliotheken zur Abschrift zur Verfügung gestellt. Buchbestände wurden gesichtet und schriftlich in Katalogen erfasst, neue Bibliotheken eingerichtet. Besonders nachgefragt waren Ovid und Vergil, daneben wurden unter anderem Sallust, Quintus Curtius Rufus, Sueton und Horaz zunehmend wieder gelesen. Viele antike Texte sind zu einem großen Teil nur deshalb erhalten geblieben, weil sie im Rahmen der karolingischen Renovatio neu kopiert und damit gerettet wurden.



Codex 136, fol. 85 mit den Merseburger Zaubersprüchen im oberen Teil des Blattes, Zeilen 1-12, in der Domstiftsbibliothek zu Merseburg

Die Bildungsreform stärkte auch die Entwicklung der volkssprachigen Literatur, so des Althochdeutschen. Karl ließ volkssprachliche Lieder aufzeichnen, leider jedoch ist diese Sammlung nicht erhalten geblieben. Überliefert sind hingegen Zeugnisse wie der Abrogans, die Merseburger Zaubersprüche, das Hildebrandslied, das Wessobrunner Gebet, der Althochdeutsche Isidor, Otfrids Evangelienharmonie, aber auch die Lobpreisung eines christlichen Königs im Ludwigslied. Zentren altdeutscher Überlieferung waren unter anderem die Klöster Fulda, Reichenau, St. Gallen und Murbach.

ALKUIN

Alkuin wurde 735 in der Nähe von York in Northumbria geboren und war einer der wichtigsten Berater von Karl dem Großen sowie ein frühmittelalterlicher Gelehrter. Als Sohn einer Adelsfamilie wuchs er in Yorkshire im heutigen England auf. Er besuchte als Schüler die Domschule in York und war später deren Leiter.

781 wurde er, nachdem er Karl den Großen in Parma getroffen hatte, von diesem an die Hofschule in Aachen eingeladen, um deren Leitung zu übernehmen. Als Leiter der Hofschule hatte er großen Einfluss auf die Ausbildung der künftigen Eliten des Frankenreichs und nicht zuletzt auf Karl den Großen selbst. Er wurde zum einflussreichsten Ratgeber für Karl den Großen in Fragen der Staatsführung sowie in Kirchenfragen. Nicht immer aber folgte Karl seinem Rat. So kritisierte er beispielsweise die gewaltsame Christianisierung der Sachsen.

Alkuin entwickelte die Konzeption eines Sarralkönig- bzw. Kaisertums maßgeblich mit, wobei Karl als neuer Kaiser zugleich als Verteidiger

der christlichen Kirche und als Herrscher über die gesamte Christenheit betrachtet wurde.

Im Jahr 796 wurde Alkuin zum Abt von Saint Martin de Tours ernannt. Dies kann als eine Art Strafversetzung interpretiert werden, die möglicherweise mit seiner Kritik an der gewaltsamen Vorgehensweise bei der Missionierung der Sachsen und der Kritik an den Sachsenkriegen im Zusammenhang steht.

Alkuin gilt als bedeutender Lehrer der lateinischen Sprache. So vermittelte er unter anderem Karl dem Großen die lateinische Sprache, da die lateinische Bildung während der Zeit der Völkerwanderung im Frankenreich verloren gegangen, aber in Alkuins Geburtsland Großbritannien durch die dortigen Klosterschulen erhalten geblieben war. Er ist der Mitbegründer der karolingischen Renaissance und unterstützte die Verbreitung der karolingischen Minuskel, eine aus Kleinbuchstaben bestehende Schrift, welche vom späten 8. bis in das 12. Jahrhundert verwendet wurde.



Alkuin, Dachfigur des Kunsthistorischen Museums Wien

Buchmalerei

Die Kunst im Frankenreich entwickelte sich aus der Verbindung antiker Traditionen mit einheimischen Elementen. Dies wird besonders in der Buchmalerei deutlich. In Irland bildete sich im 7. und 8. Jahrhundert ein Stil, der unter dem Begriff „Insulare Buchmalerei“ zusammengefasst wird und den germanischen Tierstil mit keltischen und antiken Ornamenten verband.

Im Merowingerreich wurde mit der Missionierung auch die Kunst der Illustration heiliger Schriften aus Irland übernommen, auf dem Kontinent jedoch wurden Ornamente und Bilder freier gestaltet. Ziel der Künstler war es nicht darzustellen, was sie sahen, also die Wirklichkeit naturgetreu abzubilden, sondern ihren Glaubensbrüdern den Gehalt und die Bedeutung der heiligen Geschichten näherzubringen. Alles, was

vom inneren Sinn der Darstellung ablenken könnte, wurde nicht berücksichtigt, gezeigt wurden nur zentrale Szenen, die Glaubensinhalte vermittelten.

Höhepunkte der Buchmalerei im Frankenreich waren z.B. das am Hof Karls des Großen in Aachen entstandene Ada-Evangeliar, der Dagulf-Psalter oder das Lorscher Evangeliar. Auch das kurz vor 800 an der sogenannten Palastschule Karls des Großen an der Aachener Königspfalz entstandene Krönungsevangeliar ist dieser Gruppe zuzurechnen. Auffällig ist, dass der Stil der karolingischen Buchkunst dabei in Abhängigkeit von der jeweils tätigen Gruppe der Schreiber und Illustratoren deutlich variiert; immer wieder treten Reminiszenzen an Werke der spätantiken und byzantinischen Buchmalerei auf.

Architektur

Die Architektur der merowingischen und karolingischen Periode wird allgemein unter dem Epochenbegriff der Vorromanik zusammengefasst. Vorromanische Bauten greifen antike Vorbilder auf, transformieren sie und bereiten die Romanik vor. Besonders im Kirchenbau wurden neue Formen entwickelt, die in der Romanik und Gotik zum Standardrepertoire gehören, z.B. Kreuzgang, Westwerk und Kirchtürme. Allerdings sind nur

sehr wenige Bauwerke aus dieser Zeit erhalten geblieben.

Beispiele merowingischer Baukunst sind u.a. das Baptisterium Saint-Jean in Poitiers, die Krypta St. Paul in Jouarre oder das Baptisterium der Kirche in Venasque. Aus karolingischer Zeit sind etwa das Kloster Reichenau, die Torhalle in Lorsch, das Westwerk der Abteikirche von Corvey oder die Michaelskirche in Fulda erhalten.



Michaelskirche in Fulda

Das bekannteste Bauwerk der Vorromanik ist aber sicherlich die Aachener Pfalzkapelle, die Karl der Große von 795 bis 803 als Kern seiner Pfalzanlage nach dem Vorbild der Kapelle von Ravenna errichten ließ. Der Kirchenbau wurde über den Resten einer römischen Thermenanlage realisiert. Neben dem Oktogon wurden in karolingischer Zeit zwei im Westen vorgelagerte Treppentürme errichtet. Alle anderen Bauteile des heutigen Aachener Doms stammen aus späteren Epochen. Denn auch wenn die Bedeutung Aachens als geistiges Zentrum des Frankenreiches nach dem Tod Karls des Großen schwand, die Kirche mit dem Grab des Kaisers übte stets eine große Anziehungskraft aus: Zwischen 936 und 1531 wurde 30 deutsche Könige auf dem Marmorthron Karls des Großen gesalbt und gekrönt.



Oktogon und Sechzehneck im Aachener Dom

Plastiken

Aus fränkischer Zeit sind leider nur wenige plastische Werke erhalten. Offenbar war jedoch der Bronzeguss bereits weit entwickelt, wie die Gitter und Bronzetüren der Aachener Pfalzkapelle belegen. Aufgrund ihrer hohen Qualität wurden

Die Pfalzkapelle ist achteckig angelegt und symbolisiert damit den Übergang vom Irdischen (Quadrat) zum Geistigen (Kreis). Dieses Achteck wurde später immer wieder aufgegriffen: Die heute in Wien aufbewahrte Krone des Heiligen Römischen Reiches, die vermutlich um 960 für Otto I. gefertigt wurde, ist ebenso achteckig wie der Kronleuchter, den Friedrich Barbarossa um 1170 für die Aachener Pfalzkapelle anfertigen ließ (Barbarossaleuchter). Damit verkörperte die Kapelle das himmlische Jerusalem auf Erden.

Das Gebäude ist zweistöckig angelegt, wobei die obere Etage für den Kaiser und die kaiserliche Familie bestimmt war, die untere für den Hof. Daneben standen noch zwei Bauten für Bibliothek und Sakristei. So erhielt der ganze Komplex seine Kreuzform.

Bedeutend sind die wertvollen Ausstattungsgegenstände der Pfalzkapelle: So befindet sich in der Vorhalle die in Bronzeguss gefertigte Plastik einer Wölfin oder Bärin, die meist in die römische Spätantike datiert wird. Als Wölfin interpretiert bringt das Werk erneut Karls Anspruch der Schaffung eines neuen Römischen Reiches greifbar zur Anschauung. Im Hochmünster ließ Karl der Große nichttragende, antike Säulen aufstellen, die aus Italien nach Aachen gebracht wurden. Die Bronzetüren und Gitter im oberen Umlauf, die heute noch größtenteils erhalten sind, wurden in Aachen gefertigt. Der karolingische Thron ist ein schlichter Marmorsessel, der vermutlich aus Spolien der Grabeskirche in Jerusalem besteht.

Am 28. Januar 814 wurde Karl in der Kapelle beigesetzt. Der kostbare Karlsschrein wurde jedoch erst nach der Heiligsprechung Karls des Großen im Jahre 1165 von König Friedrich II. in Auftrag gegeben und im Jahre 1215 von Aachener Goldschmieden fertiggestellt.

diese Werke lange Zeit wie die karolingische Wölfin bzw. Bärin für römische Importe gehalten; erst der Fund eines Gussofens und einiger Formstücke bei Ausgrabungen konnte diese Ansicht widerlegen.

Werke der fränkischen Monumentalplastik haben sich leider nicht erhalten. Unsere Vorstellungen von der Plastik der damaligen Zeit sind deshalb der Kleinplastik zu verdanken. Die Bekannteste ist wohl die um 870 geschaffene Bronzestatue Karls des Großen. Sie zeigt den Herrscher im Stil römischer Kaiser als Reiter und befindet sich heute im Louvre. Daneben haben sich auch einige aus Elfenbein geschnittene Buchdeckel erhalten, etwa die heute im Vatikan aufbewahrten Zierdeckel des Lorscher Evangeliars.



Karl der Große (9.Jh.) im Louvre

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Wie gestaltete sich das Herrschafts- und Rechtssystem im Frankenreich und welche sind die drei wichtigsten Pfalzen?
- Wie sah der Aufbau des Hofes im Frankenreich aus?
- Welche Bedeutung hatte die Kirche für die Herrschaft Karls des Großen?
- Wie und unter welchen Voraussetzungen verlief die Karolingische Bildungsreform? Gehen Sie hierbei auf deren Bedeutung für die Sicherung der Macht Karls des Großen und auf die kulturelle Bedeutung dieser Reformen ein.
- Welche Bedeutung hatte Alkuin für die Karolingische Bildungsreform?
- Wozu diente die Buchmalerei hauptsächlich? Nennen Sie zwei wichtige Werke.

Zur Vertiefung

- Recherchieren zum Thema Neubelebung des antiken Schul- und Bildungswesens. Gehen Sie auf die folgenden Fragen ein: Welche Umstände begünstigten eine Erneuerung des Schul- und Bildungswesens? Welche Bildungsinhalte standen im Vordergrund und welchen Einfluss hatten diese auf die kulturelle Entwicklung im Frankenreich?
- Sammeln Sie dazu Dokumente und Beispiele und erstellen Sie eine Präsentation.

Literatur

- Angenendt, A.: Das Frühmittelalter, Stuttgart 2001.
Becher, M. et al.: Das Reich Karls des Großen, Stuttgart 2011.
Jussen, B.: Die Franken. Geschichte, Gesellschaft, Kultur, München 2014.
Müller, H./Bayer, C./Kerner, M. (Hrsg.): Die Aachener Marienkirche. Aspekte ihrer Archäologie und frühen Geschichte, Regensburg 2014.
Schieffer, R.: Die Karolinger, 5., akt. Aufl., Stuttgart 2014.
Schieffer, R.: Die Zeit des karolingischen Großreichs (714-887) (= Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 2), 10., völlig neu bearbeitete Auflage, Stuttgart 2005.

3 Mittelalter



Ritterdarstellung aus dem 14. Jahrhundert, Codex Manesse

Begriffsgeschichte

Die Bezeichnung „Mittelalter“ geht auf den Begriff *media aetas* zurück, die wir zunächst wohl bei Francesco Petrarca (1304-1374) vorfinden, also im Zeitalter der italienischen Renaissance, in der dieses Wort – quellenkundlich, literatur- und sprachgeschichtlich gesehen – für eine Verfallsepoche stand. In dieser Bedeutung fand die obenerwähnte lateinische Bezeichnung auch im Werk des elsässischen Humanisten Beatus Rhenanus (1485-1547) Verwendung. Viel später (im 17. Jahrhundert) bezeichnete Christoph Cellarius (1638-1707), ein Geschichtspräsident und Philologe aus Halle, als *medium aevum* einen Abschnitt des vierten, also des römischen Weltreichs.¹

Die heute übliche neue universalgeschichtliche Dreiteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit wurde im 18. Jahrhundert zuerst im protestantischen und dann im katholischen aufklärerischen Deutschland übernommen, ohne dass man dabei anstrebte, verbindliche Grenzen zwischen diesen Perioden festzulegen.² Die Geschichtsschreibung im Zeitalter der Aufklärung blieb auch bei der negativen Einschätzung des Mittelalters, in dem sie eine finstere Zeit des Rückgangs im Vergleich zur Antike sah.

Ein anderes, schwärmerisches Bild des Mittelalters entstand in der Zeit der Romantik, so dass die negativen Konnotationen erst einmal verdrängt wurden, doch bei Ableitungen vom Wort „Mittelalter“ verzeichnet das Grimm'sche Wörterbuch konsequent negative Nebenbedeutungen³. Emblematisch für die romantische Auffassung des Mittelalters stehen die Worte Friedrich Hardenbergs, genannt Novalis, in seinem 1799 erschienenen Essay „Die Christenheit oder Europa“:

„Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. – Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte“⁴

Zeitgeschichtlich ist ein solches durchaus positives Bild des Mittelalters dadurch zu erklären, dass die Romantik in dieser Epoche der vermeintlichen absoluten Harmonie der weltlichen Macht und Gesellschaftsordnung unter der harmoniestiftenden Führung des Christentums eine Grundlage für das damals aufkommende neue deutsche Nationalgefühl sah, das sich im 19. Jahrhundert herauszubilden begann und an dessen Gestaltung die romantische Weltsicht massiv beteiligt war.⁵

Diese „Spurensuche“ der romantischen Wissenschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erklärt nicht zuletzt ihre Hinwendung zu einer vertieften Auseinandersetzung mit den mittelalterlichen Inhalten, obwohl allmählich evident wurde, dass das dichterisch-romantische Bild des Mittelalters subjektiv ist und den Ergebnissen der geschichtlichen Forschung nicht standhalten kann.⁶

Die moderne Ideengeschichte versucht, zwischen den beiden Polen (d.h. zwischen der aufklärerischen und romantischen Auffassung des Mittelalters) zu vermitteln und ein ausgewogenes Bild dieser Epoche zu liefern⁷, denn diese Darstellungen erklären eher die ihnen zugrunde liegenden kulturgeschichtlichen Perioden als das Mittelalter selbst.

Epochenspezifische Merkmale

So unterschiedlich die Mittelalterbilder auch sein mögen – es lassen sich einige epochenspezifische Merkmale dieses Zeitalters finden. Die ideologische Grundlage der mittelalterlichen Gesellschaft ist das Christentum, als dessen Hüterin die römische Kirche auftritt: Es kittet alle Stände der äußerst mannigfaltigen Gesellschaft

zusammen, indem es Gott in den Mittelpunkt des mittelalterlichen Bildes rückt und die damals bestehende soziale Ordnung als etwas Gottgegebenes legitimiert. Als Hüterin des christlichen Glaubensschatzes unterwirft sich die Kirche das gesamte mittelalterliche Bildungswesen, sie ist zugleich auch die Pflegerin der lateinischen

1 Vgl. dazu: Cellarius, C.: „Historia Universalis“, Bd. 1: Christus-800, Bd. 2: 324/800-1453/1517, Jena 1676-1688.

2 Grimm, Wilhelm und Jacob (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch, Bd. 12, Leipzig 1885, Sp. 2393.

3 Ebenda, Sp. 2394 (vgl. *mittelalterlich*, *Mittelältler*).

4 Dahnke, H.-D./Walbinger, R. (Hrsg.): Novalis' Werke in einem Band, Berlin, Weimar 1983, S. 327.

5 In der modernen Geschichtsschreibung ist Jacques Le Goff geneigt, das Mittelalter als Geburtsstunde Europas anzusehen (vgl.: Le Goff, J.: Kultur des europäischen Mittelalters, München 1970).

6 Maurer, M.: Kulturgeschichte: Eine Einführung, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 274-276.

7 Vgl. Goetz, H.-W.: Moderne Mediävistik, Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999.

Sprache, die das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein die Verwaltungssprache in den westeuropäischen Ländern blieb.

Politisch wurde die Stellung der römischen Kirche im Konzept des „Heiligen Römischen Reichs“ festgehalten: Die Aufgabe des Kaisers als des eigentlichen Erben des Römischen Reichs war der weltliche Schutz der Kirche als einer übergeordneten Instanz in Bezug auf die Figur

Feudalismus

Der Übergang von der Antike zum Mittelalter und dem einhergehenden Niedergang des weströmischen Reichs war durch einen bedeutenden wirtschaftlichen Wandel gekennzeichnet: Der Handel ging aufgrund der mangelnden Kontakte zwischen den Teilen des einstigen Reichs unter, die Städte verloren an Bedeutung, sodass die Bauern den größten Teil der Bevölkerung ausmachten. Die antike landwirtschaftliche Kultur ging so stark zurück, dass die Produktion kaum dem eigenen Bedarf entsprach. Als Ergebnis dieser wirtschaftlichen Krisenerscheinungen zeichnete sich eine Abkehr von der Geld- zur Naturaltauschwirtschaft ab, wobei alle Dienstleistungen entweder mit Naturalien oder Bodennutzungsrechten bezahlt werden mussten. Auf diesem Wege entwickelte sich im Mittelalter das Lehnswesen, das seit dem 19. Jahrhundert auch Feudalismus genannt wird.

Eine feudale Gesellschaft lässt sich so beschreiben: Ein Herrscher überließ seinem militärischen Gefolgsmann, um dessen materielle Versorgung zu sichern, die Nutzung eines Feudums, d.h. eines Teiles seines Landes mit den auf diesem Stück Land lebenden Bauern. Dieses Stück Land (Lehnsgut) war eine Wohltat des Herrschers, da es einen Grundbesitz darstellte, der dazu bestimmt war, Erträge zum Unterhalt des beschenkten Gefolgsmanns (Lehnsinhabers) zu gewährleisten. Allmählich entstanden herrschaftliche und wirtschaftliche Voraussetzungen, die im Recht festgehalten wurden und die die Bauern von der Teilnahme am politischen Leben im Staat völlig ausschlossen und somit die Entstehung einer geschlossenen Staatsverwaltung mit dem Souverän an der Spitze begünstigten.

Der Feudalismus hatte mithin zwei Dimensionen: zum einen das Verhältnis des Herrschers

des Kaisers, dessen Macht erst durch die kirchliche Segnung legitimiert wurde.

So lautete z.B. der Titel Karls des Großen, des ersten Kaisers des Westens: „Carolus Augustus, der allergnädigste, erhabene, von Gott gekrönte, große und Frieden stiftende und das Römische Reich regierende Kaiser und zugleich von Gottes Gnaden König der Franken und Langobarden“.

zu den Kriegern und deren Gefolgschaftstreue, zum anderen die Herrschaftsverhältnisse des Lehen besitzenden Standes zu der bäuerlichen Bevölkerung, die nicht Eigentümer des von ihr bestellten Landes war. Dieses Land war im Besitz des jeweiligen Grundherrn, sodass die Bauern vom Grundherrn persönlich abhängig waren. Sie durften das von ihnen zu bestellende Land nicht verlassen, denn sie galten als Bestandteil der Wirtschaftsgüter des jeweiligen Lehngutes; ferner schuldeten sie dem Grundherrn Abgaben, sowohl in Form von Arbeitsleistungen (Frondienst) auf dem Land, das der Grundherr sich vorbehielt, als auch in Form von Naturalabgaben, die aus demjenigen Stück Land aufzubringen waren, das die Bauern für ihren eigenen Bedarf bebauten. Das Besitzrecht des Grundherrn war ebenfalls eingeschränkt, denn er hatte es als Lehen von einem höhergestellten Adligen erhalten, dem er dafür Kriegsdienste schuldete. Er war sein Vasall.

Die Bauern waren auf ihren Grundherrn insofern angewiesen, als er sie in unsicheren Zeiten, an denen es im Mittelalter nicht fehlte, zu beschützen und auf seinem Grundbesitz für Gerechtigkeit zu sorgen hatte. Einen Teil der Einnahmen pflegte der Feudalherr seinerseits als patriarchalisches Almosen zu verteilen.

Die Kette dieser Lehnsabhängigkeit reichte bis zum obersten Lehnsherrn selbst, der nur Gott unterstellt war. Der jeweilige Herrscher war in diesem System nur das Oberhaupt seiner unmittelbaren Vasallen, an die er durch gegenseitige Bande der Lehnstreue gebunden war, aber er hatte keinen direkten Zugriff auf seine Untertanen: Es galt also die Regel, dass „der Vasall meines Vasallen nicht mein Vasall sei“.



Der Paladin Roland wird von Karl dem Großen mit einem Schwert gegürtet und leistet den Lehnseid

Wege der römischen Kirche im Mittelalter

Im mittelalterlichen Weltbild waren die Kirche und die weltliche Macht aufs Engste miteinander verbunden, was sich nicht nur im ideologischen, sondern auch im administrativen Bereich beobachten ließ. Mit der Ausbreitung des Reiches ging die Gründung neuer Bistümer einher, deren Netz sich in der mittelalterlichen feudalen Gesellschaft in administrativer Hinsicht als effektiv und zuverlässig erwies, während parallele weltliche Strukturen fehlten.

In der Zeit, in der die Naturaltauschwirtschaft vorherrschte, konnte der Fortbestand der kirchlichen Institutionen nur aus den Erträgen aus der Bodennutzung gewährleistet werden, was eine allmähliche Eingliederung der kirchlichen Institutionen in das System der aufkommenden Feudalgesellschaft mit sich brachte.

Als Ergebnis wurden Bischöfe nicht selten weltliche Herrscher in ihren Bistümern, eine neue Schicht geistlicher Fürsten entstand, unter denen die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier die bedeutendsten waren und sich später neben vier weltlichen Fürsten an der Wahl des künftigen

römisch-deutschen Kaisers beteiligten. In ihrer Machtausübung und Lebensführung unterschieden sich die geistlichen Fürsten kaum von den weltlichen, was das Ansehen der Kirche des Öfteren infrage stellte.

Die wichtigste Rolle spielte die Kirche im Mittelalter als ideologische Macht. Gott stand im Mittelpunkt des mittelalterlichen Weltbildes, sodass die Kirche als alleinige Hüterin des Glaubensschatzes mit ihrer Doktrin alle Aspekte der damaligen Gesellschaft maßgebend prägte.

Die von der Kirche gepflegte lateinische Sprache war das wichtigste überregionale Verständigungsmittel und zugleich die Kultur- und Bildungssprache des mittelalterlichen Europa, wo die Kirche selbstverständlich auch diese Bereiche monopolisierte und bis in die Zeit der Renaissance so gut wie keine Konkurrenz zuließ.

Die wichtigsten und bis zur Entstehung der Universitäten einzigen Bildungszentren waren die Klöster.

Ihre ursprüngliche Aufgabe war einerseits die Ermöglichung eines kontemplativen Lebens

außerhalb der „sündhaften Welt“ und der individuellen Heilssuche, andererseits die Vermittlung zwischen den Gegebenheiten der institutionalisierten Religion und einem persönlichen Glaubenserlebnis. Die Klostersgemeinschaften unterschieden sich sowohl wirtschaftlich-politisch (einige Klöster waren reich und verfügten über große Ländereien, andere waren sehr bescheiden) als auch in ihrem Lebensrhythmus und in ihren Lebensregeln voneinander. Auch die mittelalterlichen Klostersgemeinschaften waren in den feudalen Ordo, mit dessen ständisch-hierarchischem Denken integriert,

wobei sie die einzigen Institutionen waren, die einen sozialen Aufstieg ermöglichen konnten. In der Regel waren die mittelalterlichen Klöster ein Zufluchtsort für jüngere Söhne und Töchter aus adligen Familien, für die eine eventuelle kirchliche Laufbahn einen annehmbaren Ausgleich für ihre unvermeidliche Benachteiligung in Erbfragen darstellte. Dass die Frauen an mittelalterlichen Höfen gebildeter als ihre Gatten waren, war den Frauenklöstern zu verdanken, die exzellente Mädchenschulen führten, an einer von denen die hl. Hildegard von Bingen (1098-1179) ihre Bildung erhielt.

HILDEGARD VON BINGEN

war die erste deutsche Mystikerin. In ihren lateinischen Schriften, von denen der „Liber Scivias“ das berühmteste Werk war, befasste sie sich mit Theologie, Philosophie, Kosmologie und Medizin. Sie leistete auch einen herausragenden Beitrag zur Förderung und Pflege des geistlichen Gesangs nicht nur im deutschen, sondern auch im gesamteuropäischen Raum.



Hildegard von Bingen erhält eine göttliche Inspiration und zeichnet diese auf Wachstafeln, Frontispiz von Scivias aus dem Rupertsberger Codex, 12. Jahrhundert

Kulturgeschichtlich sind die Verdienste des Benediktinerordens von herausragender Bedeutung. Das Ideal seines Gründers, des hl. Benedikt von Nursia (um 480-547), war ein in Gebet und Arbeit eingetauchtes Leben (vgl. sein Motto *ora et labora*, d.h. „bete und arbeite“), wobei sowohl körperliche als auch geistige Arbeit als gottgefällig angesehen wurde. Den Schreibstuben und Bibliotheken der Benediktiner verdankt Europa die Überlieferung seines geistigen Erbes

über das ganze Mittelalter hinweg. Da auch die Benediktinerklöster allmählich dem weltlichen Treiben verfielen und nicht mehr aus dem Ideal ihres Gründers heraus lebten, entwickelte sich innerhalb des Benediktinerordens im 10. Jahrhundert eine Reformbewegung, die nach ihrem Entstehungsort, dem französischen Kloster Cluny, die „Cluniazensische Reform“ heißt, deren Zentrum auf deutschem Boden sich im Kloster Hirsau im Nordschwarzwald befand.



Kreuzgang und Marienkapelle des Klosters Hirsau im Nordschwarzwald

Wirtschaftlich-politisch stärkte diese Reform die Autonomie der Klöster und verhalf der Kirche zur weiteren Aufwertung, wodurch erneut der alte Konflikt zwischen der weltabgerückten kirchlichen Lehre und der alltäglichen kirchlichen Lebenspraxis entfacht wurde. Dieser Konflikt spitzte sich zu im sogenannten Investi-

turstreit um das Recht auf die Bischofsnennung im Reich, aus dem nach König Heinrichs IV. Gang nach Canossa (1076-1077) das Papsttum als Sieger hervorging. Die Kirche ließ keine Einmischung in kirchliche Angelegenheiten zu, ohne jedoch auf ihre politischen Ansprüche zu verzichten.

Im 11. Jahrhundert begann unter Papst Urban II. die **EPOCHE DER KREUZZÜGE** gegen den Islam, zunächst als Antwort auf Hilferufe aus dem Byzantinischen Reich. Insgesamt gab es innerhalb von knapp drei Jahrhunderten (von 1096 bis 1270) sieben Kreuzzüge, deren Ziel die Befreiung Jerusalems von der islamischen Herrschaft mit gleichzeitiger Vereinigung des Christentums und Bekräftigung der Vorrangstellung der Kirche gegenüber der weltlichen Macht war. Die militärischen Erfolge dieser Kreuzzüge waren von kurzer Dauer (das Königreich Jerusalem bestand nur von

1099 bis 1291) und ihre Folgen katastrophal: Um einige zu erwähnen, gab es bereits im Zuge des ersten Kreuzzugs Judenpogrome auf deutschem Boden, und 1204 plünderten die Kreuzritter Konstantinopel aus.

Obwohl die eigentlichen Ziele der Kreuzzüge auf Dauer nicht erreicht wurden, spielten sie eine wichtige Rolle im wirtschaftlichen und kulturellen Leben des damaligen Europa, denn die alten Handelswege in den Orient lebten auf. Europa wurde mit der islamischen Kultur und Wissenschaft konfrontiert, woraus der Westen großen Nutzen zog.



Die Einnahme Jerusalems um 1099, Darstellung um 1300

Als Folge der Kreuzzüge begann in den damals slawischen und baltischen Territorien die deutsche Ostsiedlung, in deren Zuge der Deutsche Orden gegründet wurde, der das Militärische mit dem Geistlichen verband und eine wichtige Rolle spielte. Nach seinem Rückzug aus Palästina wandte sich der Deutsche Orden der Christianisierung und der Eroberung neuer Territorien bis in das östliche Baltikum zu, was die deutsche Expansion im

Nordosten vorbereitete, sodass das Herrschaftsgebiet des Ordens in dessen Blütezeit bis nach Estland reichte.

Die deutschen Bauern kolonisierten später den südlichen Teil dieses Territoriums, aus dem später Ostpreußen entstand. Der auf die Ordensritter zurückgehende baltisch-deutsche Adel prägte die Kultur Estlands und Lettlands bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs hinein.

Die Verweltlichung der Kirche führte zu einer Abkehr von ihr als Institution und zur Entstehung zahlreicher Protest- und Reformbewegungen, von denen einige von der Kirche positiv aufgenommen wurden. Die individuelle Heilssuche förderte eine zunehmende Verbreitung des geistlichen und mystischen Schrifttums. Während die Schriften der hl. Hildegard von Bingen dank dem Eingriff des hl. Bernhard von Clairvaux von der Kirche approbiert wurden, verwarf man die wichtigsten Sätze in der Lehre von Meister Eckart (1260-1327), der seine Mystik in ein detailliertes philosophisches System integriert hatte, kurz nach dessen Tode. Ein weiteres Beispiel für die Assimilierung der damals aufkommenden Reformideen durch die Kirche war die Gründung der Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, die sich durchaus erfolgreich auf die Predigt im städti-

schen Milieu und auf die universitäre Lehre konzentrierten. Als mit der kirchlichen Doktrin unvereinbar erwiesen sich radikale Bewegungen, die in den Zeiten der Epidemien und anderer Katastrophen massiv entstanden, deren Palette von den extremen Büsserbewegungen (Flagellanten) bis zu den chiliastischen Sekten reichten, an deren Spitze selbst ernannte Erlöser standen. Mit der zunehmenden Not infolge der Pestepidemien und Hungerkatastrophen im 14. Jahrhundert kam es zu einem rapiden Zuwachs an derartigen Bewegungen in Deutschland, sodass zu deren Bekämpfung in Deutschland die Inquisition eingeführt wurde. Der Aberglaube und die Verzweiflung der Bevölkerung angesichts der um sich greifenden Misere förderten immer massivere Wallfahrten zu den Reliquienstätten und begünstigten die Verbreitung von Reliquien.

Romanische Kunst⁸

Der Begriff „Romanik“ hat sich in der Kunstgeschichte seit dem frühen 19. Jahrhundert eingebürgert. 1823 gebrauchte Arcisse de Caumont (1801-1873) diesen Terminus, um die aus seiner Sicht degenerierte Kunst des untergegangenen Römischen Reiches zu definieren. Das Fachwort „Romanik“ wurde von de Caumont aus der französischen Sprachwissenschaft übernommen, als eigentliche Entlehnungsquelle könnten die Schriften von Charles-Alexis-Adrien Duhérisier de Gerville (1769-1853) angenommen werden, in dessen Artikeln dieser Begriff bereits 1819 Verwendung fand. Bei Arcisse de Caumont steht das Wort „roman“ für die Baukunst des Mittelalters vom 5. bis zum 13. Jahrhundert, wobei er auf die Nähe dieser Kunst zur römischen Kultur verweist und diese mittelalterliche Kunst als rückständig charakterisiert.

Diese Unterschätzung der romanischen Kunst endet im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss der Romantik, sodass der Begriff „romanisch“ seine negative Schattierung einbüßte. Es etablierte sich als kunstgeschichtliches Fachwort⁹, nachdem es bereits 1833 von Sulpiz Boisserée in die deutsche kulturhistorische Forschungstradition eingeführt worden war. So begann die inhaltliche Prägung eines Stilbegriffs, den man verwendete,

um die Kunst des 11. und 12. Jahrhunderts als homogene kunstgeschichtliche Epoche zu definieren, die später von der Gotik abgelöst werden sollte. Zu einem vorübergehenden Missbrauch dieses Begriffs kam es Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts: Manche Kunsthistoriker waren damals geneigt, die als „romanisch“ eingestuftten Werke nationalistisch zu behandeln und diesen Begriff mit dem Adjektiv „germanisch“ gleichzusetzen.¹⁰

In der modernen Kunstgeschichtsforschung ist die Romanik (oder die romanische Kunst) die Kunst der letzten Phase des frühen Mittelalters, die in Deutschland die karolingische Kunst und die darauffolgende ottonische Kunst ablöste, mit denen die Romanik in ihren wesentlichen Zügen eng verbunden ist. Die romanische Kunst gehört zur großen Stilbewegung, die aus dem Niedergang der Spätantike herauswuchs und deren Beginn und Reife den Werdegang der Feudalgesellschaft in Westeuropa begleitete.

Der Grundriss einer romanischen Kirche (und die meisten romanischen Bauten sind Sakralbauten) ist eine Variation der traditionellen römischen Basilika. Die römische Basilika ist eine längliche Halle mit zwei niedrigeren Seitenschiffen, die vom mittleren Hauptschiff durch Säulen oder Pfeiler abgetrennt sind, und einem halbrunden

8 Die Darstellung der Romanik folgt im Wesentlichen den Ausführungen in Seemann, E. A.: Lexikon der Kunst: Architektur, bildende Kunst, angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, Bd. 4, Leipzig 1971, S. 171-175.

9 Vgl.: Kugler, F.: Handbuch der Kunstgeschichte, Stuttgart 1842.

10 Zur Begriffsgeschichte siehe: Bering, K.: Kunst-Epochen, Bd. 3: Romanik, Stuttgart 2008, S. 30-31; Noell, M.: Wörterbücher zur Architektur des Mittelalters. Anmerkungen zur Etablierung einer Wissenschaftssprache 1820-1850, in: Arnold, Z. (Hrsg.): Wissensformen. Sechster Internationaler Barocksommerkurs (Akten des Sechsten Internationalen Barocksommerkurses „Wissensformen“, 10.-14. Juli 2005), Zürich 2008, S. 259.

Anbau am östlichen Ende, der als Altarraum diente. In der romanischen Basilika wird mit der Zeit durch den Zusatz von mindestens einem Querschiff die Kreuzform angedeutet.

Über der Vierung, d.h. über dem Raum, wo sich Hauptschiff und Querschiff kreuzen, baute

man oft einen schweren Turm. Um eine solche Last zu tragen, mussten größere Abstände im Innern durch große Rundbögen überbrückt werden. Auch der Rundbogen als typisches Merkmal der romanischen Architektur gehört zum römischen Erbe.



Innenansicht der St. Marien zu Lübeck

In der Kunstgeschichte wird eine deutliche Grenze zwischen der Romanik und der ihr folgenden Gotik gezogen. Die Romanik herrschte von etwa 1000 in Frankreich und kam ab Mitte des 11. Jahrhunderts nach Deutschland, um Mitte des 13. Jahrhunderts von der Frühgotik abgelöst zu werden (in Zentralfrankreich vollzog sich der Übergang zur Frühgotik früher, bereits Mitte des 12. Jahrhunderts).

Die Romanik wurde zum ersten Kunststil, der sich in fast ganz Europa ausbreitete und dabei unterschiedliche territoriale Sonderentwicklungen aufwies. Gesellschaftsgeschichtlich hing die Epoche der romanischen Kunst mit der Stabilisierung der feudalen Gesellschaftsordnung zusammen, die auf sachlicher und persönlicher Abhängigkeit und auf einer kaum entwickelten Arbeitsteilung bei sehr niedriger Produktivität beruhte.

Die Romanik war unter solchen Umständen bestens geeignet, die Herrschaftsmechanismen dieser Gesellschaftsordnung durch eine besondere lapidare Eindringlichkeit romanischer Bauformen und eines romanisch-mittelalterlichen Menschenbildes zu verkörpern. Sie drückte die Idee des Gottgewolltseins der Hierarchie als Ein-

heit von *sacerdotium* und *regnum*, die Vorstellung von der Beständigkeit und Zeitlosigkeit sowohl der theologischen Doktrin und des kirchlichen Weltbildes als auch der damaligen Gesellschaft aus. Die Hauptträgerin dieser Entwicklung war anfänglich fast ausschließlich die Kirche als zentrale geistliche und zunehmend weltliche Macht mit Klöstern und Bischofssitzen als politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentren. Im Heiligen Römischen Reich kamen außer der Kirche noch der Kaiser- bzw. der Königshof als Kunstauftraggeber infrage. Erst allmählich kamen andere Gesellschaftsschichten als lokale Auftraggeber hinzu.

Die kontemplativen Mönchsorden der Cluniazenser, Zisterzienser, der Hirsauer, Prämonstratenser und Augustinerchorherren, denen aufgrund ihres missionarischen Auftrags zeitweilig der dichteste Kontakt zur Bevölkerung gestattet wurde, weil sie in Deutschland zum Teil als Instrument der päpstlichen Zentralgewalt auftraten, bestimmten bis ins 12. Jahrhundert weithin das künstlerische Geschehen. Die Orden und deren Bauhütten förderten auch die Verbindung zwischen den Kunstzentren.



Dom zu Speyer, Ostseite

In Deutschland waren die Kaiserdome baukünstlerische Zeugnisse für die starke Aktivität weltlicher Kräfte (z.B. der Dom zu Speyer), die der Spitze der Feudalhierarchie angehörten und sich hier in besonders zugespitztem Machtkampf mit der päpstlichen Gewalt und den territorialen Feudalherren befanden. Je mehr sich die Romanik von Westeuropa aus nach Osten und Südosten ausbreitete, desto stärker traten die diversen feudalen Auftraggeber direkt in Erscheinung. Erst die erneuten großen gesellschaftlichen Umbrüche im 11. Jahrhundert, in deren Zuge die Städte an Bedeutung gewannen, brachten mit dem Bürgertum einen neuen, dem feudalen Ordo misstrauenden Stand hervor, der zum Übergang zur Gotik wesentlich beitrug.

Aus verschiedenen Gründen war die Romanik fast überall eine ausgeprägt repräsentative Machtkunst. Doch drang sie in breitem Maße auch in die Volksbauweise ein (ein Beispiel dafür sind romanische Dorfkirchen) und hielt sich hier bis ins 14. Jahrhundert.

Hauptaufgaben der Romanik wurden der Kirchenbau und die Kaiser- bzw. Königssitze, später zunehmend auch Burgen und deren jeweilige Ausstattung (vor allem die Ausstattung der Kirchen mit Bauplastik und Bauornamenten, mit didaktisch bestimmter religiöser Wandmalerei und mit dem liturgischen Gerät, d.h. mit Taufbecken, Reliquiaren, Elfenbeinreliefs sowie mit liturgischen Büchern).

Am Ende der Romanik entwickelte sich bei immer zunehmender Rolle der städtischen Bevölkerung eine eigene romanische bürgerliche Baukultur, sodass die ersten Repräsentativbauten entstanden, z.B. die ersten Rathausbauten (in Gelnhausen um 1250), während frühere Bau Denkmäler dieser Art wie in Worms und Mainz nach Einspruch der Stadtherren abgerissen wurden. Romanische Wohnbauten (manchmal auch mit tonnengewölbten Räumen) sind u. a. in Trier und Köln (einige dieser Bauten sind sogar mehrgeschossig), in Weißensee oder in Saalfeld (um 1180; jetzt die Stadtapotheke) im Kern erhalten.

Rittertum und die von ihm geprägte Kulturwelt

Ein bedeutender Bestandteil der Rezeption des Mittelalters ist das Bild des Rittertums, das nach wie vor die Auffassung dieser Epoche prägt. Das Rittertum kam erst nach der Jahrtausendwende auf. Ab dem 11. Jahrhundert etablierten sich neben adligen Grundherren auch unfreie Hofbeamte (= Ministerialen) als Ritter. Dieser neue Stand bewährte sich besonders während der Kreuzzüge. Die Mittel- und Oberschicht dieses Standes der unfreien Hofbeamten, die wie der alte Adel auf Einkünfte aus dem Feudalsystem angewiesen war, bildete im 14. Jahrhundert den Hauptteil des entstehenden niederen Adels, der sich nun als Ritterstand definierte. Kennzeichnend für diese neue Schicht war eine Abfolge militärischer Einsätze, die aber zeitlich begrenzt waren, und längeren Perioden, in denen die Ritter genug Zeit hatten, sich der Kultur zuzuwenden und schöpferisch aktiv zu werden, sodass das uns überlieferte Bild des Mittelalters auch von den Werken geprägt ist, die aus dem ritterlichen Milieu stammen. Die ritterliche Literatur erzählt viel über eine zeitgenössische Vision der Ideale dieses Standes. Es bleibt jedoch unklar, in welchem Maße die später von der romantischen Rezeption besonders betonten Wertevorstellungen und Idealbilder (Ehre, Edelmut, Gerechtigkeitssinn, Treue, Kampfbereitschaft usw.) der Wirklichkeit entsprachen, zumal in dieser Literatur kein Realismus, sondern vor allem Unterhaltung und Belehrung gezielt angestrebt wurden. Auf diesem Wege entstand eine klare Diskrepanz zwischen der zum Teil imaginär dargestellten Festseite des ritterlichen Lebens und dem Alltag, der sich aus anderen Quellen – in erster Linie archäologisch – eruieren lässt.

Die ritterliche Literatur ist die erste fiktionale westeuropäische Literatur, die in einem bedeutenden Umfang überliefert ist. Zu bedenken ist jedoch, dass sie ursprünglich mündlich tradiert wurde, da auch die Ritter weder lese- noch schreibkundig waren, sodass vieles verloren ging. Erst die Tradition der hochmittelalterlichen ritterlichen Literatur des 12. bis 13. Jahrhunderts, die auf den mündlich überlieferten Stoff zurückgriff, wurde schriftlich festgehalten, wobei die frühere Überlieferung an den Geschmack des hochmittelalterlichen Rittertums angepasst wurde.

Die hochmittelalterliche ritterliche Literatur ist sowohl dem Inhalt als auch der Form nach eine überregionale Erscheinung, deren Wurzeln in der Provence (Südfrankreich) zu finden sind. Die Grundlage der hochmittelalterlichen Epik bilden

unzählige aus den Liedern fahrender Spielleute in ganz Europa bekannte Geschichten, wobei die Geschichten aus dem Umkreis des sagenhaften Königs Artus und seiner Tafelrunde stoffgeschichtlich am bedeutendsten waren. Dieser ältere, ursprünglich keltische Stoff wird später um die christliche Legende vom Heiligen Gral ergänzt. Als Ergebnis wird die Rolle der Ritter während der Kreuzzüge als Parallele zur mystischen Suche der Ritter der Artusrunde nach dem Gral empfunden. Zu den wichtigsten Werken der mittelhochdeutschen Artusepik zählen Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ (1200/1210), Hartmann von Aues „Erec“ (um 1180-1185) und der „Tristan“ von Gottfried von Straßburg (um 1210).

Da erst die bürgerliche Literatur auf die Originalität besonderen Wert legte, wurde im Mittelalter mit ein und demselben Sujets hantiert, die immer wieder umgearbeitet wurden. Vom Aufbau her stellten die mittelalterlichen epischen Dichtungen und Artusromane kein abgeschlossenes Ganzes dar, sondern es handelte sich dabei um eine mehr oder weniger lockere Reihe von Abenteuern, während derer die Hauptfigur sich bewähren musste: Der Held muss seine Ehre immer wieder unter Beweis stellen, denn, einmal gewonnen, war sie auch sehr leicht zu verlieren.

In einer anderen epischen Tradition steht das „Nibelungenlied“, das in der uns überlieferten Fassung um 1200 niedergeschrieben worden sein könnte. Das Nibelungenlied geht auf den Sagenschatz aus der Völkerwanderungszeit zurück und verbindet die Siegfried-Sage mit der Vernichtung der Nibelungen durch die Hunnen unter ihrem Anführer Attila. Obwohl dem Nibelungenlied ein uralter Sagenstoff zugrunde liegt, kennzeichnen den uns überlieferten Text literarische Merkmale formaler und inhaltlicher Feinheit, die erst auf dem Höhepunkt der hochmittelalterlichen höfisch-ritterlichen Kultur denkbar waren.

Ein wichtiger Begriff der ritterlichen Literatur war die *Minne*, d.h. die geistige Liebe zwischen Mann und Frau. Eine solche Betonung der Liebe war dennoch ein definitiv weltlicher Zug in einer Zeit, in der seit dem frühen Mittelalter die anti-erotische Doktrin der Kirche vorherrschte. Unter dem Begriff „Minne“ war eine spezifisch mittelalterliche Vorstellung von gegenseitiger gesellschaftlicher Verpflichtung, ehrendem Angedenken und Liebe zu verstehen, die die adlige Kultur des Hochmittelalters prägte. Der hochmittelalterliche *Minnedienst* bestand in der Verehrung der

Burgfrau, die ihr von den Rittern am Hofe erwiesen wurde. Unbekannt ist, in welchem Maße die literarische Überlieferung dem gesellschaftlichen Alltag entsprach: Möglich ist, dass in der Literatur die Wirklichkeit schlechthin poetisiert wurde. Die Form der Minnedarstellung in der deutschen ritterlich-höfischen Literatur ist auf provenzalische Vorbilder zurückzuführen. Die Darstellung der Frau in der höfischen Minneliteratur betont ihre Schönheit, ohne das Sinnliche dabei zu verurteilen, was in der christlichen Lehre dieser Zeit sonst üblich war, sodass die Frau als absolutes, aber unerreichbares Verehrungsobjekt dargestellt wurde. Der Minnedienst, bei dem sich der Ritter auf Abenteuerreisen begab, um Gunst und Liebe der Burgherrin zu gewinnen, wurde als annehmbares und ausreichendes Lebensziel und Handlungsmotiv geschildert, wobei unklar ist, wie sich dieses literarische Wertesystem zur gesellschaftlichen Praxis verhielt.

Aus dem Minne-Motiv entstand an den ritterlichen Höfen eine höchst eigenartige Lyrik, der *Minnesang*. Er hatte seinen Ursprung in

den Gesängen provenzalischer Troubadoure. Im Unterschied zur höfischen Epik richtet sich die Minne eines Minnesängers nicht an unverheiratete Frauen, sondern an die verheiratete Burgfrau, woraus sich eine besondere erotische Spannung entwickelt. Da diese Gedichte in Gegenwart des Gatten der Burgfrau vorgetragen wurden, durften sie keineswegs allzu offen sein, aber der Dichter sollte mit seinem Lob an sie gleichzeitig auch nicht sparsam und zurückhaltend umgehen. Ein übliches Schema der Minnesangdichtungen ist, dass der vor Liebe verglühende Sänger über seine Zurückweisung durch die Burgfrau klagt. Die Frau ist somit sinnlich begehrenswert, aber sie bleibt tugendhaft und deswegen unnahbar. Diese Aussage schmeichelt auch dem Burgherrn. Der Minnesang dient somit einem besonders feinen Ausdruck der Untertänigkeit gegenüber dem Höhergestellten innerhalb der feudalen Gesellschaft, denn so bringt der Dichter seinen Respekt vor der gesellschaftlich höher stehenden Frau und ihrem Gatten zum Ausdruck.

UNDER DER LINDEN

*Under der linden
an der heide,
dâ unser zweier bette was,
dâ muget ir vinden
schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
Vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schône sanc diu nahtegal
Ich kam gegangen
zuo der ouwe,
dô was mîn friedel komen ê.
Dâ wart ich empfangen,
hêre frouwe,
daz ich bin sælic iemer mê.
Kuster mich? Wol tûsentstunt:
tandaradei,
seht, wie rôt mir ist der munt.*

*Dô het er gemachet
alsô rîche
von bluomen eine bettestat.
Des wirt noch gelachet
inneclîche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
Bî den rôsen er wol mac,
tandaradei,
merken, wâ mirz houbet lac.
Daz er bî mir læge
wessez iemen
(nû enwelle got!), sô schamt ich mich.
Wes er mit mir pflæge,
niemer niemen
bevinde daz, wan er und ich,
und ein kleinez vogellîn –
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sîn.*

(Transkription aus dem Codex Manesse, entstanden um 1200)

Der angesehenste Minnesänger war Walther von der Vogelweide (1168-1228), der sogar am kaiserlichen Hof oft zu Gast war und außer Minnesang noch politische Gedichte (= Spruchdichtungen) verfasste. Im weiteren Verlauf der Literaturgeschichte entwickelte sich die Minnethematik in

zwei Richtungen. In der einen wurde die unerreichbare Frau immer mehr zur Abstraktion. Die andere Richtung brachte die Frau als Mensch näher, sodass ein Dialog in der Spannung von eventuellem Ehebruch entstand.



Walther von der Vogelweide, Codex Manesse um 1300

Ende des 13. Jahrhunderts fing das Rittertum an, seine militärische und dementsprechend seine wirtschaftliche Bedeutung zu verlieren, was auch zum Verlust der kulturellen Rolle dieses Standes führte. Die Städte wurden allmählich zu Zentren der literarischen Kultur. Für das neue städtische Milieu wurde die ritterliche Literatur formal und inhaltlich immer wieder umgearbeitet, sodass sie sich in der frühen Neuzeit in eine neue Gattung, in Volksbücher, verwandelte. Im Zuge des romantischen Interesses am Mittelalter wurden die Texte der höfisch-ritterlichen Literatur rekonstruiert, wobei die Opern Richard Wagners den Gipfel romantischer Mittelalterrezeption im 19. Jahrhundert bilden.

Seit dem 15. Jahrhundert verschlechterte sich die Lage der Ritter immer mehr. Ihr Besitz war oft zu klein, als dass sie ihren Lebensunterhalt daraus hätten bestreiten können, und so ergänzten sie oft ihr Einkommen durch Raubzüge in der Nachbarschaft. Von der Entfremdung des Ritters im neuen gesellschaftlich-wirtschaftlichen Zusammenhang handelt der Roman von Miguel de Cervantes Saavedra „Don Quijote“ (1605-1615). In der deutschen Literatur verkörpert dieses Problem die Figur von Götz von Berlichingen, dem Goethe sein 1774 uraufgeführtes Drama „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ widmete.

Mittelalterlichen Städte

Eine der wichtigsten Triebkräfte in der Entwicklung der westeuropäischen mittelalterlichen Gesellschaft war die stetig zunehmende Bedeutung der Städte auf allen Gebieten. Die Bevölkerung wuchs immer mehr an, was u.a. auf die Fortschritte der hoch- und spätmittelalterlichen Landwirtschaft zurückzuführen war. Die Entwicklung des Handels und der Wirtschaft begünstigte das Wachstum der mittelalterlichen Städte, sodass sie den Bevölkerungsüberschuss beschäftigen konnten, der sich auf dem Lande bildete. Diese Tendenzen zeichneten sich zuerst in Italien und in den Niederlanden ab: Im Jahre 1348 zählte Venedig vor einer großen Pestwelle knapp 150000 Einwohner und etablierte sich somit als größte westeuropäische Stadt und wichtigster Akteur im Mittelmeerhandel. Die deutschen Städte waren im Mittelalter kleiner und zählten im 13. Jahrhundert in der Regel unter 1000 Einwohner, wobei Köln mit seinen 40000 Einwohnern als bevölkerungsreichste Stadt im deutschsprachigen Raum galt. Das Wachstum

der Städte wurde vorübergehend im 14. Jahrhundert durch Pest und Hungerkatastrophen eingedämmt. Die mittelalterlichen Einrichtungen erfuhren eine Erneuerung auch in den Städten. In Europa entstanden die ersten Universitäten, zunächst 1158 in Italien, dann in Frankreich, wo Anfang des 13. Jahrhunderts die Pariser Universität gegründet wurde, an der viele Deutsche studierten, bis es im 14. Jahrhundert zu den ersten Universitätsgründungen im damaligen deutschsprachigen Raum in Prag (1348), Heidelberg (1386) und Köln (1388) kam. Mit der Gründung der Universitäten emanzipierte sich die höhere Bildung allmählich von der kirchlichen Vormundschaft.

Ähnliche Prozesse verliefen in der Schulbildung, wo städtische Bildungseinrichtungen entstanden, denn der Handel und das Stadtwesen brauchten lese- und schreibkundige Menschen. Das geistliche Leben in den Städten erfuhr dank der Tätigkeit der Franziskaner und Dominikaner einen Aufschwung, die sich darüber hinaus

sowohl im städtischen Schulwesen als auch in der universitären Lehre engagierten.

Wirtschaftlich und politisch waren die Städte im Mittelalter in hohem Maße autonom, und viele konnten sich als „freie Reichstädte“ ganz aus der Abhängigkeit von den jeweiligen Landesfürsten lösen. Am ehesten konnten die Städte standhalten, wenn sie Bündnisse eingingen, wofür exemplarisch die Hanse auf der Höhe ihrer Macht im 14. Jahrhundert stehen mag. Dieser Bund mit seinem Zentrum in Lübeck erstreckte sich von Köln bis ins Baltikum und unterhielt Niederlassungen in ganz Nordeuropa von Nowgorod bis nach London.

Die Hanse förderte maßgeblich den wirtschaftlich-technischen und politischen Fortschritt im damals rückständigen und kaum besiedelten Ostseeraum und prägte das äußere Bild der Städte, die diesem Bund beigetreten waren; die Spuren dieses Einflusses sind auch heute in den ehemaligen Hansestädten deutlich spürbar, sowohl in der Stadtanlage als auch in der Architektur. In den Städten bestanden keine feudalen Strukturen, und es gab dementsprechend keine Leibeigenschaft, sodass die Städter im Vergleich zu den Bauern im Prinzip frei waren. Aber in den Städten bestand eine eigene Schichtung der Bevölkerung: Die Oberschicht bildete das Patriziat, das sich aus den Kaufleuten und Grundbesitzern rekrutierte, die Mittelschicht bildeten die Handwerker, und unselbstständige Arbeiter machten den Kern der städtischen Unterschicht aus.

Die Handwerker vereinigten sich zu ständischen Körperschaften, d.h. zu sogenannten Zünften, deren Aufgabe die Wahrung gemeinsamer Interessen war. Zünfte bestanden bis ins 19. Jahrhundert. Spuren der alten Zunftkultur haben bis heute noch in den städtischen Berufsvereinen überlebt.

Die Zünfte boten einen sozialen und wirtschaftlichen Mechanismus zur Regelung von Berufsbildungs- und Produktionsfragen, zu denen z.B. Rohstofflieferungen, Beschäftigungszahlen, Löhne, Preise und Absatzmengen gehörten, bis hin zur Sozialversicherung (z.B. Renten, Kranken- und Witwenversorgung). Manchmal konnten

Zünfte mehrere Berufsgruppen umfassen. Viel Wert legten die Zunftmitglieder auf äußere Zeichen des inneren Zusammenhalts, d.h. auf Wappen, Zunftzeichen und Zunftkleidung.

Zur Sicherung der Produktionsqualität schrieben die Zünfte ihren Mitgliedern Produktionstechniken vor. Dadurch ließ sich zwar die Überproduktion vermeiden, andererseits verhinderten solche Vorschriften die Modernisierung der Produktion im Sinne der Einführung neuer, wirtschaftlich günstigerer Produktionsmethoden. Trotzdem trugen zum produktions-technischen Austausch unter den Handwerkern im Mittelalter die Wanderjahre als unentbehrlicher Teil der handwerklichen Ausbildung bei, in denen ein Geselle verschiedene Werkstätten in mehreren Städten kennenlernte. Dieser Austausch ermöglichte die Aufrechterhaltung der Produktionstechnik auf dem jeweils aktuellen Niveau. Das Zunftwesen garantierte den Mitgliedern ein standes- und berufsübliches Einkommen, das als „gerecht“ empfunden wurde. Den Verbrauchern war – allerdings bei relativ hohen Preisen für handwerkliche Erzeugnisse – ein stabiles Preis-Leistungs-Verhältnis gewährleistet.

Mit der Aufführung von Fastnachtsspielen und mit ihren Karnevalsprozügen prägten die Zünfte auch das kulturelle Leben der Städte. In den Fastnachts- und Karnevalsgesellschaften vieler deutscher Städte ist heute noch die kollektive Struktur der mittelalterlichen Stadtkultur erkennbar.

Das mittelalterliche Stadtbild ist von einem harmonischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Bauten und dem gemeinsamen städtischen Raum geprägt. Die wichtigsten Bauwerke waren die Kirchen. Das bürgerliche Leben erforderte auch den Bau von Versammlungshallen, Rathäusern und repräsentativen Wohnhäusern für die städtische Oberschicht. Die Verteidigungsanlagen der Städte dienten ab dem Spätmittelalter vorwiegend repräsentativen Zwecken und wurden immer prachtvoller: Das Holstentor in Lübeck (15. Jh.), diente kaum der Verteidigung, sondern fast ausschließlich der Repräsentation.

Gotik¹¹

Als kunstgeschichtlicher Stil- und Epochenbegriff bezeichnet die Gotik ursprünglich die französische Kunst der Île-de-France ab Mitte des 12. Jahrhunderts. Erst von Anfang des 13. Jahrhunderts bis Anfang des 16. Jahrhunderts lässt sich die Gotik als europaweites kulturgeschichtliches Phänomen betrachten, das ab Mitte des 15. Jahrhunderts mit der zuerst in Italien aufkommenden Renaissance konfrontiert wird.

Die Bezeichnung „Gotik“ ist etymologisch auf den Stamm der Goten zurückzuführen und war bei Giorgio Vasari, der diesen Begriff auf die europäische postromanische Architektur nördlich der Alpen anwendete, abschätzig gemeint: Die Goten, die in der Völkerwanderung die antike Kultur Italiens zerstört haben sollen, seien, so die italienischen Renaissance-Theoretiker, Urheber der als barbarisch und fremd empfundenen mittelalterlichen Kunst gewesen.

In der deutschen Kunstgeschichte etablierte sich diese abwertende Einschätzung der Gotik

bis tief in die Epoche der Aufklärung hinein: Lessing sah z.B. darin einen Gegensatz zur klassischen Kunst. Die positive Bewertung der Gotik setzte erst mit Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (1772) ein¹² und wurde zu einem festen Bestandteil der mittelalterlich begeisterten Romantik, wobei sich zum Teil eine nationalistische antinapoleonische Tendenz abzeichnete.

Nach vielen Zwischenstationen trat in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts ein bedeutender, bis heute wirkender Interpretationswandel ein, der den strukturalistischen und poststrukturalistischen Ansätzen der französischen Schule der Annales zu verdanken ist, an deren Spitze Jacques Le Goff, Jean-Claude Schmidt und Michael Camille standen. Zur Forschungsgrundlage avancierte hier die Lebenswirklichkeit aller Bereiche, von der eine Form- und Funktionsgeschichte der Baudenkmäler und Kunstwerke abgeleitet wurde.¹³



Marienkirche zu Lübeck, als Zeugnis der Backsteingotik im Ostseeraum

11 Die Darstellung der gotischen Kunst folgt im Wesentlichen den Ausführungen von: Seemann, E. A.: Lexikon der Kunst: Architektur, bildende Kunst, angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, Bd. 2., Leipzig 1971, S. 110-114.

12 Goethe, J. W.: Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen (Schriften zur bildenden Kunst), hrsg. von Siegfried Seidel, Berlin, Weimar 1985, S. 29-38.

13 Näheres dazu in: Nikolai, B.: Kunst-Epochen, Bd. 4: Gotik, Stuttgart 2007, S. 11-13.

Der Stilwandel zur Gotik hin wurde durch die zunehmende Spezialisierung des Handwerks sowie durch die Entfaltung der Warenwirtschaft in den Städten als Zentren von Handwerk und Handel begünstigt. Die sich herausbildende Ideologie des Bürgertums hat Anteil am Werdegang der Gotik, auch wenn die sakrale Gotik von weltlichen und geistlichen Mächten zur Beherrschung des Bürgertums benutzt wurde. Kennzeichnend für die Gotik sind folgende kulturgeschichtliche Merkmale: eine Verbreiterung der Basis des Kunstschaffens; eine erhebliche quantitative Zunahme von Kunstwerken bei erstaunlich großer stilistischer Einheitlichkeit in großen Teilen Europas; eine Zunahme und relative Verselbstständigung des profanen Bereichs, die zunächst als

stärkere Diesseitigkeit und Versinnlichung der Sakralkunst bemerkbar wird; eine gesteigerte Inanspruchnahme subjektiver Empfindungen, Gefühlskräfte und Handlungen aufgrund der zunehmenden Bewegungsfreiheit der Menschen bei gesteigerter Einbindung in einen übergeordneten, korporativen, „ständischen“ Zusammenhang. Folgende Merkmale der gotischen Kunst lassen sich hervorheben: einerseits die große Bedeutsamkeit des Vertikalen, Schlanken, Feinen, Biagsamen (insbesondere die langzügige, parabolisch gekrümmte Linie und die Neigung zur gehäuften Wiederholung einiger Elemente), andererseits die Freude am verschleifenden Übergang, am schmiegsamen dekorativen Einbinden und am Transzendieren.



Das spätgotische Holstentor in Lübeck als einstiger Teil der Stadtbefestigung

In der Baukunst blieb der Sakralbau die vornehmste Aufgabe. Kennzeichnend ist eine oft erstaunliche konstruktive Kühnheit unter Ausbildung neuer Möglichkeiten. Der Bau erscheint nicht mehr aus Teilräumen addiert, sondern wird in Grundriss, Wandform und Wölbung als Einheit aufgefasst. Auf eine Krypta wird verzichtet, das Querhaus wird enger mit dem Langhaus verbunden. Alle Körper verlieren ihre raumbegrenzende Funktion und werden als Binnenformen Teile eines Gesamtzusammenhangs.

Da zunächst der traditionelle Typ der Basilika vorherrscht, wird nur das Mittelschiff zum einheitlichen Erlebnisraum, der allerdings die

Existenz der Seitenschiffe einschließt. Die Seitenschiffe sind um den Chor herumgeführt, an sie legt sich ein Kapellenkranz. An die Stelle der Wand als Widerlager für die Gewölbe tritt ein gerüsthafte Gliederwerk plastisch-körperhafter Formen, die den Raum als Dunkelgrund oder farbig leuchtende Glasfensterflächen einschließen. Entscheidend war in konstruktiver wie in ästhetischer Hinsicht die Verwendung von Kreuzrippengewölben und Spitzbogen. Im Inneren nehmen die Gurte und Rippen der Gewölbe den Dienst auf, sie scheinen als Leitbahnen die in der Architektur wirksamen Kräfte in sich zu sammeln. Außen leitet ein System von

Strebebfeilern und Strebebögen den Schub der Gewölbe ab. Die Vertikale herrscht vor, die Horizontalen werden überschritten. Alle Formen sind in sich geteilt und weisen zugleich über sich hinaus; einzeln genommen wirken sie unvollständig und erhalten erst im Zusammenhang Funktion und Sinn. Der Kirchenbau wurde als Ganzes wahrscheinlich symbolisch begriffen und ist Träger einer reichen enzyklopädischen Bilderwelt. Die spezifische Schmuckform der Gotik ist das Maßwerk. In der Spätgotik wird die Basilika im Allgemeinen von der Hallenkirche abgelöst. Der Raum wird definitiv vereinheitlicht, die Pfeiler wirken in ihn eingestellt. Der bürgerliche Profanbau erlebt seine erste Blüte erst in der spätgotischen Epoche. Städte und Stadtteile werden planmäßig angelegt. Wohnhäuser reihen sich als bauliche Individuen, aber noch korporativ gebunden. In Gemeinschaftsbauten

(Rathäusern, Zunfthäusern, Verkaufshallen, Hospitälern usw.) und den Anlagen der Stadtbefestigungen (Mauern, Türme und Tore) manifestiert sich die Macht des städtischen Bürgertums. Am Ende der Gotik wandelt sich die Burg zum aufwendigeren und wohnlicheren Schloss. Das erste gotische Bauwerk in Deutschland war der Magdeburger Dom, mit dessen Bau man 1209 begonnen hatte. Der Anschluss an die französische Hochgotik wurde mit dem Kölner Dom vollzogen, der allerdings erst im 19. Jahrhundert fertiggestellt wurde. Eigene Wege ging in vielerlei Hinsicht der norddeutsche Backsteinbau; er ging zwar von Hausteinformen aus, fand aber bald Lösungen, die der Spezifik des Baumaterials entsprachen. Den vielleicht bedeutendsten Beitrag zur Gotik leistete Deutschland mit den spätgotischen Hallenkirchen in Schwaben und Obersachsen.



Magdeburger Dom, Kreuzgang mit Südseite

Die Plastik ordnete sich nach Sinn und Form zunächst der Architektur unter (Säulenfiguren in den Gewänden der Portale); die Hauptwerke des 12. und 13. Jahrhunderts waren Bauplastik (Straßburg, Bamberg, Magdeburg, Naumburg u.a.). Umfangreiche Reihen von Statuen und Reliefs veranschaulichten im Rahmen des Gesamtkonzepts des jeweiligen Sakralbaus das gesamte theologische Welt- und Geschichtsbild der kirchlichen Lehre mit repräsentativen und didaktischen Absichten.

Die durch neue Lebensverhältnisse bewirkte Diesseitigkeit des Denkens und Fühlens (vgl. z.B.

den Minnesang und die ritterliche Epik) erforderte eine sinnlich und emotional überzeugende Nachvollziehbarkeit der kirchlichen Lehren und ein neues, naturnäheres Schönheitsideal, dessen Merkmale unter anderem die Darstellung Christi als *Beau Dieu* (= als schöner Gott) und die immer stärkere Marienverehrung waren.

Wichtige formale Anregungen wurden der byzantinischen und auch der antiken Kunst entnommen. Die Bildwerke gewannen plastisches Volumen.

Die Körperbildung war naturnah, die Gesichter trugen gewisse individuelle Züge. Im letzten

Drittel des 13. Jahrhunderts wurde dieser frühgotische Realismus von einem Streben nach höfisch-konventioneller Haltung und mystischer Transzendenz abgelöst. Die Figuren wurden überschlank und biegsam, der Körper verschwand unter dem Gewand (Gewandfigur). Im Lauf des 14. Jahrhunderts drangen jedoch neue, städtebürgerlich geprägte, realistische Tendenzen vor, es entstanden ekstatisch übersteigerte mystische Andachtsbilder. Die Architekturplastik verlor an Bedeutung, in den Vordergrund traten die Holzbildnerei der Altarschreine und die Kleinplastik aus Elfenbein, Ton und Alabaster. Die Bauhütte wird abgelöst durch Zunftmeister.

Im „internationalen“ Weichen Stil um 1400 erreicht die Gotik noch einmal eine große Einheitlichkeit. In Deutschland erlebt die gotische Plastik in der Spätstufe um 1500 einen neuerlichen Höhepunkt (Tillmann Riemenschneider), wobei sie bereits starke renaissancemäßige Züge aufwies.

In der Malerei gewann die Gotik aus den Gegebenheiten des Kirchenbaus ein neues Gebiet

für monumentale Gestaltung in der Glasmalerei, während die Wandmalerei sich infolge Auflösung der Wände oft auf Pfeiler und Gewölbe kappen zurückziehen musste.

Von Frankreich aus entfaltete sich eine reiche, versponnen feine, erzählfreudige und dekorative Buchmalerei, wobei unter den deutschen Werken die „Manessische Liederhandschrift“ aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts mit ihren Minnesängerdarstellungen hervorragte. Von gemalten Altaraufsätzen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts ausgehend, entwickelte sich die Tafelmalerei und wurde ab Mitte des nächsten Jahrhunderts zur führenden Gattung der Malkunst.

In der Gotik entwickelt sich auch das Kunsthandwerk, sodass zahlreiche sowohl sakrale als auch immer öfter weltliche Kunstgegenstände entstehen. Neben Goldschmiedearbeiten sind vor allem gotische Möbel und Bildteppiche zu erwähnen.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Wie entwickelte sich die Entstehung und Verwendung des Begriffs Mittelalter?
- Welche epochenspezifischen Merkmale kennzeichnen das Mittelalter?
- Wie sind feudalistische Prinzipien zu charakterisieren?
- Welche Rolle spielte die Kirche in der mittelalterlichen Welt und im Hinblick auf die Verteilung der weltlichen Macht?
- Welche Merkmale kennzeichnen die romanische im Gegensatz zur gotischen Kunst?
- Wie lässt sich die mittelalterliche Stadt beschreiben?

Zur Vertiefung

- Recherchieren zum mittelalterlichen Bildungskanon.
- Beschreiben Sie die *septem artes liberales* und erläutern Sie deren Bedeutung für die moderne Universität.
- Beschreiben Sie die Entstehung der mittelalterlichen Zünfte und der Hanse. Gehen Sie dabei genauer auf deren Ziele und Aufgaben ein.

Literatur

- Bering, K.: Kunst-Epochen, Bd. 3, Stuttgart 2008.
- Cellarius, C.: „Historia Universalis“, Jena 1667-1688, Bd. 1: Christus-800, Bd. 2: 324/800-1453/1517.
- Dahnke, H.-D./Walbiner, R. (Hrsg.): Novalis' Werke in einem Band, Berlin, Weimar 1983.
- Goethe, J. W.: Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen (Schriften zur bildenden Kunst), hrsg. von Siegfried Seidel, Berlin, Weimar 1985, S. 29-38.
- Goetz H.-W.: Moderne Mediävistik, Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999.
- Grimm, W. und J. (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch, Bd. 12, Leipzig 1885.
- Kugler, F.: Handbuch der Kunstgeschichte, Stuttgart 1842.
- Le Goff, J.: Kultur des europäischen Mittelalters, München 1970.
- Maurer, M.: Kulturgeschichte: Eine Einführung, Köln, Weimar, Wien 2008.
- Nikolai, B.: Kunst-Epochen, Bd. 4: Gotik, Stuttgart 2007.
- Noell, M.: Wörterbücher zur Architektur des Mittelalters: Anmerkungen zur Etablierung einer Wissenschaftssprache 1820-1850, in: Zoe, A. (Hrsg.): Wissensformen: Sechster Internationaler Barocksommerkurs [Akten des Sechsten Internationalen Barocksommerkurses „Wissensformen“, 10.-14. Juli 2005], Zürich 2008.
- Seemann, E. A.: Lexikon der Kunst: Architektur, bildende Kunst, angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, Bd. 4, 1. Aufl., Leipzig 1971.

4 Übergang zur Neuzeit



Titelblatt von Galileis Dialog, „Dialogo sopra i due massimi sistemi“, Florenz 1632

Vom Mittelalter zur Neuzeit

In der traditionellen Geschichtsschreibung wird der Anfang der Neuzeit auf das Jahr 1492 datiert, d.h. auf das Jahr der Entdeckung Amerikas durch Columbus. Diese Datierung hat einen eher symbolischen Wert, denn die eigentlichen Voraussetzungen der Neuzeit sind in der Epoche der Renaissance zu suchen. In dieser Zeit bildeten sich sowohl weltanschauliche als auch wirtschaftliche Ansätze des neuzeitlichen Umbruchs heraus. Im Laufe des 15. Jahrhunderts tilgt Europa allmählich die Spuren der Hungersnöte und Epidemien der vorhergehenden 100 Jahre.

Wirtschaftlich setzten sich in den Städten frühkapitalistische Strukturen gegenüber den mittelalterlichen Wirtschaftsmodellen durch. Kennzeichnend ist dafür die Entstehung solcher Bankhäuser wie das steinreiche Augsburger Familienbankhaus Fugger, sodass dieser Name in ganz Europa zu einem Symbol für Reichtum wurde.¹

Ideengeschichtlich ist für diese Epoche der sichtliche Verlust ideologieprägender Positionen durch die katholische Kirche bezeichnend. Gerade in dieser Zeit büßte sie ihr gesellschaftliches Ansehen immer mehr ein, was sich letztendlich in der Zersplitterung der Einheit des westlichen Christentums im Zuge der Reformation äußerte.

Die ersten Ansätze der Neuzeit als geistigen Gegensatz zum Mittelalter lassen sich in der italienischen Renaissance entdecken. Diesem Begriff, der wörtlich „Wiedergeburt“ bedeutet, liegt die Zeitalterlehre zugrunde, der zufolge auf die Antike mit ihrer echten Kunst das kunstlose Mittelalter kam, das von einem neuen Zeitalter mit einer ebenso guten Kunst, wie sie die Antike besaß, abgelöst wurde. Zum Stilbegriff wurde Renaissance zuerst bei Voltaire, aber diese Epoche ist mehr als nur ein Abschnitt in der europäischen Kunstgeschichte. Sie ist vielmehr ein ideengeschichtliches Phänomen, in dem sich Europa auf seine antiken Wurzeln besann und der

Übergang zum Bruch mit dem mittelalterlichen Weltbild mit Gott als Mittelpunkt des Universums einsetzte.

Zwar vollzieht sich dieser Prozess endgültig erst im Zeitalter der Aufklärung, aber Ansätze dieses neuen Weltbildes sind zweifelsohne bereits in der Renaissance bemerkbar. Für das Mittelalter ist der Mensch nur ein sündiges Wesen, das sein Heil vorrangig in der Kirche, d.h. in einer Gemeinschaft der Gläubigen, zu suchen hat („Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil“, Hl. Cyprian von Carthago); in der Renaissance jedoch gewinnt das Individuelle in jedem einzelnen Menschen an Bedeutung. Das menschliche Individuum und nicht Gott nimmt seit der Renaissance eine immer zentralere Stellung im Weltbild eines Europäers ein. Diese weltanschauliche Veränderung beeinflusste auch den Umgang des Menschen mit der Umwelt: Im Mittelalter setzte man sich mit der Natur eher intellektuell auseinander. Eine wichtige Rolle spielten dabei schriftliche Quellen, die ihren Leser als sichere Orientierung begleiteten.

In der Neuzeit sah man sich aber vor pragmatischere Aufgaben gestellt, die nun auf eine möglichst effektive Naturnutzung hinausliefen, wofür praktische und nicht nur theoretische Kenntnisse unentbehrlich wurden. Interessanterweise wurde diese Entwicklung durch die Verbreitung mechanischer Uhren in dieser Zeit belegt: Wenn im Mittelalter die Zeit als erstanfängliche Bedingung der Schöpfung für etwas gehalten wurde, was all dem vorangeht, was in ihr stattfindet, auch dem Menschen, wurde der Mensch in der Neuzeit zum Herrn der Zeit. Außerdem zeugte diese technische Entwicklung davon, dass die Zeit nun dem Menschen mehr wert war als früher, indem ihre Bedeutung im Wertesystem der Neuzeit sichtlich stieg. Diese Entwicklung belegt auch die Erfindung der Taschenuhr, wobei die erste Taschenuhr Peter Henlein aus Nürnberg baute.

¹ Die von Jakob Fugger (1459-1525) im Jahr 1521 ins Leben gerufene „Fuggerei“ gilt als einer der ältesten, bestehenden Sozialbausiedlungen Europas. Noch heute leben hier vor allem Katholiken, die lediglich eine sehr geringe Kaltmiete zahlen müssen, ganz so, wie Jakob Fugger es einst eingerichtet hatte. Dennoch kann man nicht davon ausgehen, dass Jakob Fugger lediglich ein christlicher Wohltäter war. Er gilt bis heute als Inbegriff des kapitalistischen Strebens nach Geld.

Über das Leben des Erfinders **PETER HENLEIN**



Nürnberger Denkmal Peter Henleins

wissen wir nicht viel. Er wurde um 1480 in Nürnberg geboren, erlernte den Beruf eines Schlossers und wurde 1509 Meister. Ein Jahr später konstruierte er seine erste Taschenuhr. Er starb 1542 in Nürnberg.

Die ersten Uhren Henleins hatten eine ovale Form und waren mehrere Zentimeter dick. Wegen dieser Form wurden die Uhren im Volke auch „Nürnberger Eier“ genannt. Einige Jahre später machte Henlein Uhren, die schon viel dünner waren. Jedes Mal, wenn eine Stunde vergangen war, schlug die Uhr. Peter Henleins Uhren unterscheiden sich von modernen Taschenuhren in zwei Punkten: Sie wurden mit einem Schlüssel aufgezogen und hatten nur einen Zeiger, den Stundenzeiger.

Das eigentliche Zuhause der mittelalterlichen Wissenschaft ist das Kloster – und erst danach die Universität. In der Neuzeit fasste sie in der Stadt immer fester Fuß.

Zahlreiche technische Neuheiten der Neuzeit kennzeichnen auch die Abkehr von theoretischen Problemen und die Hinwendung zum praktischen Handeln im Vertrauen auf die Kapazitäten der menschlichen Kreativität. Militärtechnische Entwicklungen, an deren Spitze die Verbreitung der Feuerwaffen stand, senkten rapide die Bedeutung der mittelalterlichen Burg und des Rittertums. Auch die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus (1451-1506) wurde erst dank neuer nautischer Instrumente und Neuerungen im Schiffbau möglich. Die wichtigste Errungenschaft der Schifffahrt war die Etablierung der Überseeschifffahrt nach der ersten Weltumsegelung durch den Portugiesen Ferdinand Magellan (1480-1521), die nicht zuletzt das alte ptolemäische Weltbild ins Wanken brachte und die These belegte, dass die Erde rund ist.

Jedenfalls war der Zweck dieser Entdeckungsreisen nicht wissenschaftlicher, sondern wirtschaftlich-politischer Natur. Man brauchte neue und billige logistische Wege für Waren aus dem Orient: Zwar waren Seewege länger, aber sie waren schneller, billiger und sicherer, weil so Umladungen und Zollgebühren zu vermeiden waren. Durch diese Erfolge im Handel wurden auch die jeweiligen Länder reicher und staatspolitischer mächtiger als je zuvor.

Diese Entwicklung führte zu katastrophalen Folgen für die deutsche Wirtschaft: Der Überlandhandel zwischen Italien und dem Norden bzw. Nordwesten Europas nahm ab. Der eigentliche wirtschaftliche Schwerpunkt Europas verlegte sich an die Atlantikküste, sodass die deutschen Handelsstädte ihre wirtschaftliche Bedeutung einbüßten. Dieser Prozess ist am Beispiel der Hanse nachvollziehbar, denn dieser Bund spielte ab 1500 eine immer geringere wirtschaftliche wie auch politische Rolle.

Wenn die Überseeschifffahrt neuzeitliche Errungenschaften im technischen und wirtschaftlichen Bereich kennzeichnete, so war die Erfindung des Buchdrucks ein Meilenstein im geistigen Leben Europas. Handgeschriebene Bücher waren nur in begrenzter Zahl vorhanden, viele davon gab es nur in einem Exemplar. Es lagen auch keinerlei Informationen darüber vor, wo man einen Text finden konnte, den man gerade brauchte. Nur in Ausnahmefällen bestand zwischen Bibliotheken ein unregelmäßiger Leihverkehr, für den aber die infrage kommenden Texte kopiert werden mussten, was viel Arbeitsaufwand bedeutete.

Eine neue Epoche begann mit der Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg (um 1400-1468) aus Mainz. Was war an seiner Erfindung neu? Bekanntlich hatte es bereits im 11. Jahrhundert in China Druckereien gegeben. Das Entscheidende an seinem Verfahren war, dass er die Lettern einzeln goss und dazu ein besonderes Gerät, ein Handgießinstrument, erfunden hatte.



Anfang des Buches Genesis in der Gutenberg-Bibel der Staatsbibliothek Berlin

Ihm gebührt auch das Verdienst, eine für den Guss geeignete Legierung gefunden zu haben. Die Bücheraufgaben stiegen, die Gutenberg'schen Lettern waren wiederverwendbar, was die Kosten senkte. Sehr schnell breitete sich seine Erfindung in ganz Europa aus, sodass um 1475 deutsche Drucker nicht nur in Mainz,

Straßburg und Köln arbeiteten, sondern auch in Utrecht, Brügge, Paris, in Venedig, Florenz, Neapel und Rom, in Krakau und Budapest, in Valencia, Barcelona und Saragossa. Bis dahin waren über zehn Millionen Bücher hergestellt worden. Dies brachte auch eine immense Beschleunigung der Verbreitung neuer Ideen mit sich.

Zum Werdegang der neuzeitlichen Wissenschaft

In der Regel werden zwei Wissenschaftsbilder gegenübergestellt: die spekulative Wissenschaft des Mittelalters und die empirische Wissenschaft der Neuzeit. Aber der Übergang von dem einen Modell zum anderen war alles andere als sprunghaft, einige Voraussetzungen dafür sind bereits im Mittelalter zu suchen. Die katholische Kirche verstand sich als Hüterin des antiken Erbes, allerdings nur so weit wie es mit der christlichen Doktrin vereinbar war. Den Klosterbibliotheken und Schreibstuben verdanken wir

den Fortbestand der literarischen Kultur. Die Kirche war es, die bei der eigenen theologischen Lehre die klassischen Fächer und Modelle der römischen Erziehung übernahm (als Trivium, d.h. Grammatik, Dialektik und Rhetorik, und Quadrivium, d.h. Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie). In hohem Ansehen standen großen Philosophen wie Plato (*427 v. Chr.) und Aristoteles (384 v. Chr.-322 n. Chr.). Der kirchliche Bildungseinsatz hatte nicht nur positive Folgen für die Pflege des antiken Kulturerbes. Das

Studium sah hauptsächlich die Auseinandersetzung mit einer begrenzten Zahl von vorab ausgewählten Texten vor – ohne jedwede kritische Analyse des Inhalts. Als sprachlich vorbildhaft galt das Latein des „Goldenen Zeitalters“, wie es in den Werken Ciceros (106 v. Chr.-43 n. Chr.), Vergils (70 v. Chr.-19 n. Chr.) und Ovids (43 v. Chr.-17 n. Chr.) vorzufinden war, sodass deren Werke der Sprache wegen eifrig gelesen und sorgfältig studiert wurden. Inhaltlich fand man aber die antike Dichtung verdammenswert und anstoßerregend. Diese Einstellung verhinderte die kritische Analyse des antiken Schrifttums und erschwerte zusehends den Zugriff auf die Wirklichkeit, die sich hinter diesen literarischen Quellen verbarg.

Der mittelalterlichen Wissenschaft wurde seit der Neuzeit öfters ein allzu unkritischer Umgang mit dem geschriebenen Text vorgeworfen: Man soll im Mittelalter davon abgesehen haben, etwas Geschriebenes anzuzweifeln, falls der jeweilige Text die offizielle theologische Doktrin nicht gefährdete. Die Einstellung der mittelalterlichen Gelehrten sollte man aber eher für Respekt vor dem Text halten, dessen Herstellung einen großen Arbeitsaufwand erfordert hatte. Selbstverständlich tauchten bei der Arbeit an Texten zahlreiche Schwierigkeiten auf, wenn man auf Stellen stieß, die der kirchlichen Lehre anscheinend widersprachen. Für diese Fälle entwickelte die mittelalterliche Scholastik eine eigentümliche dialektische Methode, die darin bestand, eine solche Auslegung des jeweiligen Textes finden zu wollen, die alle vermeintlichen Widersprüche erklärte und aufhob. Im Zuge dieser Entwicklung hat die mittelalterliche Wissenschaft bedeutende Erfolge im rhetorischen und logischen Bereich erzielt. Dabei orientierte sie sich an der Logik, an deren Quelle man Aristoteles sehen wollte, wobei man seine Werke allerdings nur recht lückenhaft kannte.

Erst dank Kontakten mit der arabischen und jüdischen Wissenschaft während der Kreuzzüge kamen die Europäer an jene Werke von Aristoteles, die ihnen bisher unbekannt waren, sodass die herkömmliche Auffassung seiner Schriften von Grund auf revidiert werden musste. Wenn man mitberücksichtigt, dass unter der Flagge von Aristoteles auch eine Reihe von Schriften lief, die mit der kirchlichen Lehre nicht vereinbar waren, ist es nicht verwunderlich, dass es zu Kämpfen seitens der kirchlichen Autorität gegen die neue aristotelische Literatur kam – vor allem in Paris, dem geistigen Zentrum der Zeit: Papst Gregor IX. (*844) untersagte den Gebrauch

einiger Schriften von Aristoteles, bis sie geprüft und von „Irrtümern“ gereinigt seien. Dabei misstrauete die kirchliche Obrigkeit nicht nur den heidnischen Einflüssen, sondern auch der arabischen Wissenschaft, die damals auf einem bedeutend höheren Niveau stand als die europäische. Die Harmonisierung des „Neuen Aristoteles“ mit der katholischen Doktrin verdankt Europa dem Einsatz zweier Dominikaner: Albertus Magnus (1200-1280) aus Köln und sein Schüler Thomas von Aquin (1224-1274) versinnbildlichen die für die mittelalterliche Philosophie und Wissenschaftsgeschichte überaus bedeutsame Wendung vom Platonismus bzw. Augustinismus zum Aristotelismus. Sie haben gemeinsam als erste unter den Scholastikern die gesamte aristotelische Philosophie in systematischer Ordnung unter Mitberücksichtigung arabischer Kommentatoren reproduziert und im Sinne der kirchlichen Lehre umgebildet.

Was diesem scholastischen Ansatz fehlte, war die empirische Kontrolle: Man war keineswegs daran interessiert, eine zur Diskussion gestellte These an der Sache zu überprüfen. Diese Einstellung lässt sich aus der Perspektive der Fragestellungen erklären, wie sie vor der mittelalterlichen Wissenschaft standen. Die Gelehrten waren damals an metaphysischen Problemen interessiert, das Diesseits rückt erst mit dem Anbruch der Neuzeit mit ihren praktischen Anforderungen in den Mittelpunkt der europäischen Wissenschaft.

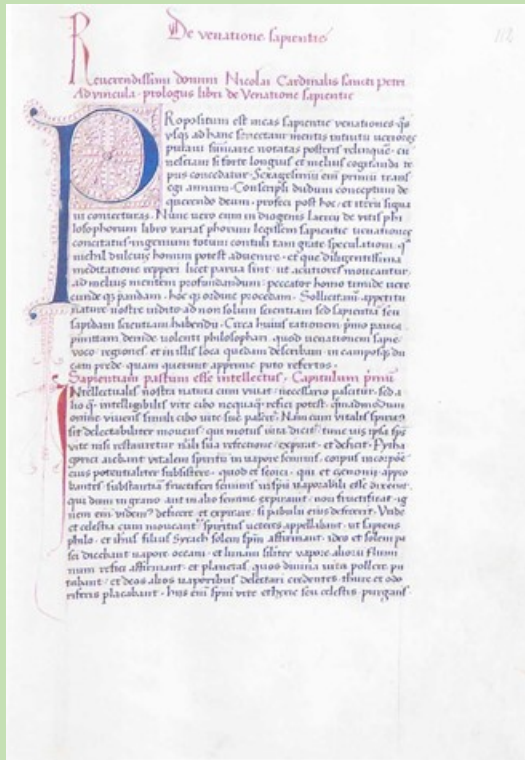
In der Zeit der Renaissance bildete sich eine machtvolle geistige Strömung, für deren Vertreter, die sogenannten Humanisten, die Wissenschaft zum Standesmerkmal wurde. Ihre wichtigen beruflichen Betätigungsfelder waren Bibliothekswesen, Buchproduktion und Buchhandel. Einige gründeten und leiteten Privatschulen, andere arbeiteten als Hauslehrer. Neben dem Bildungsbereich bot ihnen vor allem der diplomatische Dienst berufliche Möglichkeiten. An Fürstenhöfen oder in Stadtregierungen fanden sie Beschäftigung als Räte und Sekretäre. Sie waren als Publizisten, Festredner, Hofdichter, Geschichtsschreiber und Prinzenzieher für ihre Dienstherrn tätig. Ein wichtiger Arbeitgeber war die Kirche: Viele Humanisten waren Kleriker und fanden eine Anstellung im kirchlichen Dienst. Zunächst stand der Humanismus dem Universitätsleben fern, doch wurden in Italien im 15. Jahrhundert Humanisten immer öfter auf Lehrstühle für Grammatik und Rhetorik berufen. Es entstanden eigene Professuren für Dichtungstheorie. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts

waren die humanistischen Studien an den italienischen Universitäten fest etabliert. Die Humanisten suchten aufgrund des neu erwachten historischen Sinnes an der antiken Welt-auffassung teilzuhaben und die Antike auf diese Weise wiederzubeleben.

Aber man darf die grundlegenden Unterschiede zwischen antiker und humanistischer Geistigkeit nicht übersehen: Die neuzeitliche

Freude am Schöpferischen ist eine Überwindung der antiken Schwermut, die erst das Christentum ermöglicht hat.

Typisch neuzeitlich ist außerdem der Wille zur bewussten Lebensgestaltung. Die Antike war somit eine geeignete Kulturplattform, mit deren Hilfe der Humanismus seine neue Lebenshaltung gegenüber dem mittelalterlichen Wertesystem durchzusetzen vermochte.



Nikolaus von Kues, De venetatione sapientiae, dt. „Über die Jagd nach Weisheit“

Ein bedeutender Meilenstein im Werdegang des neuzeitlichen Weltbildes ist das Werk des deutschen Kardinals und Bischofs **NIKOLAUS VON KUES** (1401-1464). Er gelang zur Einsicht, dass das Universum nicht als begrenzt vorstellbar sei, weil es keine auffindbaren Grenzen habe. Dabei ist er allerdings nicht zur Idee einer Unendlichkeit in einem absoluten Sinn gekommen. Er stellte fest, dass die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt ist und sich bewegt. Außerdem nahm er an, dass es eine Vielheit von Welten geben könnte. Das geozentrische Weltbild ersetzte er dennoch nicht durch ein heliozentrisches. Vielmehr hatte für ihn die Welt weder einen Mittelpunkt noch einen Umfang. In einer solchen Welt konnte es keine absolute Bewegung geben, da es kein ruhendes Bezugssystem gab. Alle Bewegung war somit relativ. Nikolaus war kein Vorläufer des Kopernikus, denn er argumentierte weder empirisch noch astronomisch. Es ging ihm eher um die metaphysische Beweisführung.

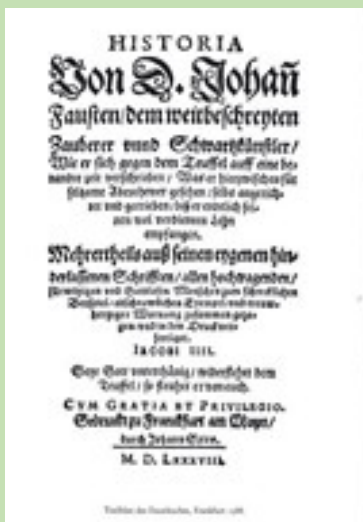
Die Humanisten riefen eine Auffassung von dem, was wissenschaftlich ist, ins Leben, indem sie keineswegs bereit waren, sich auf bloße Interpretationen von dem zu beschränken, was als Wahrheit hingestellt wurde. Von den großen Persönlichkeiten des Humanismus ist in erster Linie Erasmus von Rotterdam (1466-1536) zu erwähnen. Er erhielt seine schulische Ausbildung unter dem gelehrten, reformorientierten Einfluss der Brüder vom gemeinsamen Leben. Seit 1487 Augustinerchorherr und seit 1492 Priester, studierte er in Paris, Oxford und Italien. Er stand der Scholastik fern und war ein bissiger Kritiker der kirchlichen Institutionen. Genauso fremd war ihm die extreme Haltung Martin Luthers (1483-1546) und der Reformatoren, mit denen er sich polemische Auseinandersetzungen lieferte. Erasmus

starb 1536, während er die lateinische Origenes-Ausgabe abschloss und sich für den Frieden im Konfessionsstreit einsetzte. Er war überzeugt von der vollkommenen Harmonie zwischen dem Studium der *profani auctores* und der christlichen Heiligkeit, ein Ideal, das er in Hieronymus verwirklicht sah, mit dem er seine Herausgabe patristischer Texte begann. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Bibelquellen setzt auf dem deutschen Boden mit Johannes Reuchlin (1455-1522) ein, der das wissenschaftliche Studium des Altgriechischen und Hebräischen in Deutschland einführt, wobei die eruierte Aussprache dieser Sprachen bis heute ein fester Bestandteil der europäischen Bildung und Kultur bleibt. Seinerzeit überwarf er sich mit den Kölner Dominikanern.

Dies bewog seinen Zeitgenossen Ulrich von Hutten (1488-1523) dazu bewog, eine mit satirischer Absicht verbreitete Reihe gefälschter lateinischer Briefe aus dem Jahr 1515 abzufassen, die in die Geschichte als „Briefe berühmter Männer“ (*Clarorum virorum epistolae*) eingegangen sind, auf denen die sogenannten „Dunkelmännerbriefe“ folgten, in denen deutsche Humanisten die Scholastik mit deren Obskurantismus und die Geistlichkeit ins Lächerliche zogen.

1520 verbot Papst Leo X. (1475-1521) die weitere Verbreitung der „Dunkelmännerbriefe“. Einige der parodierten Dominikaner erkannten den satirischen Charakter des Werkes nicht und pflichteten stattdessen den überspitzt dargestellten Positionen bei. Erasmus von Rotterdam und Thomas Morus (1478-1535) lobten den geistreichen Witz des Werkes, übernahmen aber nicht die verschärfte Polarisierung der Parteien. Der Streit selbst zeigt, wie heftig derart Streitereien ausgetragen wurden und wie schnell sie auch einen politischen Unterton erhielten, vor allem im Zuge der Reformation. Es war nicht nur die Kirche, die öfters den Humanisten misstraute:

So gut wie keine Unterstützung fand diese dünne gelehrte Schicht beim Volk, wo trotz bedeutender wissenschaftlicher Errungenschaften dieser Zeit Aberglaube und Angst herrschten. Das Volk sah kaum einen Unterschied zwischen Wissenschaft und schwarzer Magie und sah in den Wissenschaftlern der Neuzeit eine Versinnbildlichung des Treibens dunkler Mächte. Das erklärt sich auch dadurch, dass die Wissenschaft selbst damals keinen objektiven Rahmen ihrer Tätigkeit geschaffen hatte: Es gab keine deutliche Grenze zwischen der Chemie und der Alchimie, die Astronomie hatte noch immer astrologische Anteile. Unbegreiflich waren für das Volk auch die Ziele, die sich die Humanisten steckten. Verdächtig war der Buchdruck, denn nur der Teufel konnte, so das Volk, identische Exemplare ein und desselben Buches angefertigt haben. Die Vorliebe der Humanisten für das Latein war auch nicht geradezu vertrauenserweckend: Man neigte dazu, im Gebrauch der lateinischen Sprache außerhalb des sakralen Bereiches deren Missbrauch oder mindestens derartige Absichten anzunehmen.



Titelseite des Faustbuches, Frankfurt 1588

In dieser Atmosphäre entstand die Legende des **DOCTOR FAUST**, der die Gestalt eines wandernden Wunderheilers, Alchemisten, Magiers, Astrologen und Wahrsagers zugrunde liegt, der Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts in Südwestdeutschland lebte. Faust verkauft dem Teufel seine Seele für die Möglichkeit, tiefere Erkenntnisse in das Leben und die Naturgesetze zu bekommen. Als Volksbuch wurde diese Legende zuerst 1587 gedruckt und fand in deutscher Sprache große Verbreitung. Seitdem wandten sich zahlreiche Dichter und Komponisten diesem Stoff zu, der sehr deutlich die Lage des neuzeitlichen Menschen veranschaulicht. Zu den wichtigsten Versionen der Faust-Legende zählt Goethes 1772 begonnenes und erst 1831 fertiggestelltes Drama „Faust“.

Die Faust-Legende zeugt von der Verunsicherung der Bevölkerung an der Schwelle der Reformation, was in einem deutlichen Gegensatz zu dem aufkommenden Rationalismus der neuzeitlichen Wissenschaft steht. Die Zunahme der Hexenverfolgungen im 16. und 17. Jahrhundert zeugt ebenfalls von einer derart negativen Grundstimmung in der damaligen Gesellschaft. Eines der wichtigsten Zeugnisse dieser Entwicklung ist

die Beliebtheit des „Hexenhammers“ (*Malleus mallificarum*), eines von der Inquisition gebrauchten Handbuchs der Hexenkunde. In diesem Zusammenhang ist der Einsatz des deutschen Jesuiten Friedrich Spee (1591-1635) für die von der Inquisition verfolgten Frauen zu erwähnen, der Folter und Hexenwahn kritisierte und in einer Streitschrift vermutete, dass die verdächtigten Frauen unschuldig seien.

Deutsche Kultur an der Schwelle zur Neuzeit

Am Übergang zur Neuzeit war auch die Kunst von grundlegenden Neuerungen betroffen, in denen die neue Auffassung des Menschen und dessen Stellung in der Welt Niederschlag finden. Als Ergebnis einer solchen Rezeption neuer Ideen anhand künstlerischer Mittel bildet sich die Renaissance als eigenständige kulturgeschichtliche Periode heraus, deren Vorstufen in der italienischen Kunst ab Anfang des 14. Jahrhunderts zu finden sind. Die Frührenaissance setzt ebenfalls in Italien zwischen 1410 und 1420 ein. Ab 1480 bis 1490 beginnt die Epoche der Hochrenaissance, deren Ende zwischen 1520 und 1530 angenommen wird. Darauf folgt die Spätrenaissance, die in der Kunstgeschichte oft als Manierismus bezeichnet wird, sich über einen den Zeitraum von 1580 bis 1590 erstreckt und im Zuge der Gegenreformation eine notwendige Übergangsphase von der Renaissance zum Barock bildet.

Diese europäische Epochendatierung trifft auf die deutschen Verhältnisse nur unzureichend zu. Denn die Endphase der Gotik mündet auf deutschem Boden ziemlich unmittelbar in einen deutschen Manierismus, sodass die kunstgeschichtliche Entwicklung eher das Erbe des Spätmittelalters harmonisch aufgreift und in einem neuen Höhepunkt gipfelt. Aus diesem Grund etablierte sich in der deutschen Kunstgeschichte der Begriff „Kunst der Dürerzeit“, wobei Albrecht Dürer als „führende Persönlichkeit“ dargestellt wird (vgl. die in der Germanistik übliche Beziehung der neuhochdeutschen Sprachgeschichte auf die Tätigkeit Luthers). Dürer versinnbildlicht zwar ideal die ganze Palette der künstlerischen Betätigung eines Renaissance-Künstlers, aber dieser Begriff darf keineswegs die Tatsache vertuschen, dass zwischen 1490 und 1540 in fast allen Teilen des Reichs und in der Schweiz ein reges Kulturleben gedieh, das sehr viele Künstler gestalteten, die keineswegs bestrebt waren, Dürer und dessen Schule bloß nachzuahmen.

Bereits unter Karl IV. (1316-1378) machten sich die modernen Renaissance-Ideen auf deutschem Boden bemerkbar. Diese Einflüsse kamen unmittelbar aus Italien: Karl IV. stand in

Briefwechsel mit dem italienischen Dichter Petrarca (1304-1374), und Boccaccio (1313-1375) war in Deutschland auch nicht mehr ganz unbekannt. Um 1400 erschien in Deutschland die erste frühhumanistische Dichtung, „Der Ackermann aus Böhmen“ (bzw. „Der Ackermann und der Tod“) von Johannes von Tepl (1315-1415).



Johannes von Tepl: Der Ackermann aus Böhmen (um 1400)

Die Form dieser Dichtung ist zwar traditionell, wenn man sie mit Boccaccios Novellen vergleicht, doch die Grundhaltung der Dichtung ist neu. Geschildert wird das Streitgespräch zwischen einem Witwer, dessen junge Frau gerade gestorben ist, und dem Tod. Das Ende der Dichtung ist noch traditionell mittelalterlich: Der Witwer findet das Vertrauen in Gott wieder. Aber das Streitgespräch offenbart schon Zweifel an der christlichen Deutung des Todes.

Für den Werdegang der deutschen neuzeitlichen Kunst ist neben dem italienischen Einfluss für den ganzen deutschen Kulturraum auch der zeitlich gesehen später etablierte niederländische Realismus ausschlaggebend, dessen Einwirkung verständlicherweise in Norddeutschland stärker war als in Süddeutschland.

Die Kunst der Renaissance ist ideengeschichtlich die Kunst des emanzipierten Menschen, der sich vom kirchlichen Einfluss mit dessen mittelalterlichem theozentrischem Weltbild befreit. Sie ist zugleich auch ein Ausdruck des erwachenden Selbstbewusstseins des städtischen Bürgertums. Für die Kunst bedeutete das zunächst, dass mit der Renaissance nicht nur die Kirche als Auftraggeberin infrage kam und dass weltliche Motive eine zunehmende Rolle in der gesamten Kulturlandschaft spielten. Auf diesem Wege entwickelte sich eine neue ästhetische Haltung, die den Eigenwert des menschlichen Individuums in den Vordergrund rückte. Das Interesse an der Antike und das humanistische Schönheitsideal führten allegorische und mythologische Motive in die Malerei ein. Die Baukunst begeisterte sich für die Klarheit und Einfachheit antiker Bauwerke, was zunächst in Italien spürbar war. Später wurde diese Bewunderung für die als antik aufgefasste Schlichtheit und Überschaubarkeit von der Malerei rezipiert, die nun eine bloße Zusammenstellung von Figuren auf dem Gemälde vermied, die Gesetzmäßigkeiten der räumlichen Perspektive erschloss und dadurch eine Tiefe bei der Gemäldegestaltung suggerierte. Dadurch gewann auch der Hintergrund in der Malerei an Bedeutung, für den häufig landschaftliche Motive verwendet wurden. Daraus entwickelte sich später die Landschaftsmalerei als Gattung.



„Donaulandschaft mit Schloss Wörth“, Albrecht Altdorfer, um 1522

So gestaltete Albrecht Altdorfer (ca. 1480-1538) auf seinen Gemälden zum ersten Mal den Eigenwert einer Naturlandschaft.

Als Folge der Emanzipierung vom kirchlichen Einfluss und der allmählichen Entstehung eines weltlichen Kunstmarktes ist auch die zunehmende Beliebtheit der Porträts vor allem im bürgerlichen Milieu zu werten. Das Porträt, das zunächst in der niederländischen Malerei besonders gepflegt wurde, ergab sich als völlig neues Thema der Kunst aus dem Geist der humanistischen Renaissance. Im Porträt soll der individuelle Charakter einer bestimmten Persönlichkeit und nicht mehr der bloße mittelalterliche Typenkanon festgehalten werden. In dem damit verwandten Selbstbildnis trifft man auf ein beginnendes Geniebewusstsein und eine starke Selbstkontrolle des Künstlers.

Allerdings entwickelte sich in Deutschland der weltliche Kunstmarkt viel langsamer als im übrigen Europa. Hier blieb die Kirche die Hauptauftraggeberin der Kunst, und derart kanonische Aufträge bzw. Aufgaben begünstigten auch deren kanonische bzw. traditionelle Lösungen ohne einen entschiedenen Bruch mit dem Mittelalter.

Die Architektur der deutschen Renaissance knüpfte im sakralen Bereich im Wesentlichen an mittelalterliche Vorgaben an. Von 1470 bis 1620 etablierte sich auf deutschem Boden eine hochentwickelte Kultur des Bürgerhauses. Die vorherrschende Bauart war das Holzfachwerk, erst später kam der Steinbau hinzu. Die Fassade des Bürgerhauses erhielt eine klare Aufgliederung, wurde vielfach mit Erkern versehen und durch Schnitzwerk bzw. Steinmetzarbeiten dekorativ herausgehoben. Die Hausinschrift am Giebel, gewöhnlich ein Bibelspruch, repräsentierte den religiösen Geist des Hauses. Zahlreiche heute noch erhaltene Bürgerbauten der deutschen Städte sind das wichtigste Zeugnis dieser eigenständigen Baukultur. Auch das Innere der Häuser, die Möbel und der Hausrat, wurden reich ausgestattet und sinnvoll verziert. Man kann von einer bürgerlichen Gebrauchskunst sprechen, die auf den bäuerlichen Hausbereich übergegriffen hat. Aber auch hier gibt es keinen resoluten Bruch mit dem mittelalterlichen Baukonzept: Im Prinzip wurde das traditionelle mittelalterliche Giebelhaus trotz zahlreicher Renaissance-Details übernommen. Erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts setzt die nicht speziell deutsche, sondern von Italien beeinflusste Renaissance-Architektur ein, die aber an Umfang weit geringer blieb. Es handelt sich um Bauwerke wie das Heidelberger Schloss, die Michaelskirche in

München, den Salzburger Dom und sonstige Sakral- und Repräsentationsbauten. Der Renaissancestil zeichnet sich durch einen ausdrücklichen Sinn für das Horizontale, für mathematische Gliederung und für die architektonische Gesamtkomposition aus.

In der darstellenden Kunst ist der Einfluss der Renaissance zunächst auch in kleineren Details zu beobachten. In der Altarmalerei der niederrheinischen Schule vom Anfang des 15. Jahrhunderts kann man schon ein bestimmtes Maß der Plastizität und Dynamik entdecken, was in einem Gegensatz zur Bewegungslosigkeit der mittelalterlichen Gemälde steht. Immer wirklichkeitstreu wurde auch der Hintergrund gestaltet. Langsamer eignete sich die deutsche Malerei die soeben entdeckten Gesetzmäßigkeiten der Perspektive an.

In der Malerei und Plastik wird der aus dem Spätmittelalter übernommene Formenreichtum durch Namen wie Matthias Grünewald (1470-1528), Lukas Cranach (1472-1553), Albrecht Altdorfer, Tilman Riemenschneider (1460-1531) und Veit Stoß (1447-1533) vertreten, aber schon in das neuzeitliche Lebensgefühl umgewandelt. Bei Matthias Grünewald, dem Meister des Isenheimer Altars, wurde die Farbe als Ausdrucksmittel religiöser Ekstase und Erschütterung entdeckt. Lukas Cranach versuchte das Religiöse und Überweltliche in einer menschlich vertrauten Atmosphäre einzufangen.

Wie die Menschendarstellung, so zeigt auch die Landschaftsmalerei, dass in der Renaissance künstlerisch gleichwertig neben die religiöse Thematik eine rein profane getreten ist. Dieser neuen Richtung, in der beides zusammenkommt, gehören in Deutschland auf dem Gebiet der Plastik Peter Vischer (1455-1529) und in der Malerei Hans Holbein der Ältere (1465-1524) und Hans Holbein der Jüngere (1497/98-1543), vor allem aber der große Meister Albrecht Dürer an.

Emblematisch für die Kunst des Übergangs zur Renaissance steht der Name des Kölner Malers Stephan Lochner (1410-1451), zu dessen berühmtesten Werken neben den Altargemälden seine „Madonna im Rosenhag“ zählt. Die Figuren sind zwar neuzeitlich plastisch, aber die auf dem Gemälde gewählte Perspektive, der fehlende Hintergrund und der reiche mittelalterliche Symbolgehalt zeugen davon, dass der Maler

noch tief in der mittelalterlichen Tradition verwurzelt ist.

Die großen Schnitzaltäre und Bildwerke von Tilman Riemenschneider und Veit Stoß, aber auch die vieler namentlich unbekannt gebliebener Meister, veranschaulichen eine zu hoher Kunst gesteigerte handwerkliche Fertigkeit. Die von ihnen geschaffenen Figuren scheinen die natürlichen Eigenschaften des jeweiligen Materials zu überwinden, sodass sie einen Eindruck von Bewegung hinterlassen, der dem vom Künstler benutzten Material widerspricht.



Marienaltar von Tilman Riemenschneider in der Kirche St. Leo zu Bibra, Thüringen

Die Generation Riemenschneiders verkörpert einen Höhepunkt in der deutschen Kunstgeschichte und kennzeichnet den endgültigen Durchbruch der Renaissance in Deutschland.

Am eindrucksvollsten verkörpert den Geist der Renaissance und des Humanismus die Kunst Albrecht Dürers. Er betrieb wie die Italiener Naturstudien, arbeitete an den Regeln der Perspektive, schuf nicht nur in Farbe, sondern bevorzugte auch Kupferstiche und Holzschnitte. Die Kleinwelt der Tiere und Pflanzen stellte er wirklichkeitstreu dar. Sein Selbstbildnis und seine vier Apostel, die gegenwärtig in der Alten Pinakothek in München ausgestellt sind, zählen zu den herausragenden Erzeugnissen und Symbolen des Renaissancegeistes in Deutschland.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Welche Merkmale charakterisieren den Beginn der Neuzeit?
- Welche Weltbilder lösen einander ab?
- Welche Funktionen übernimmt die katholische Kirche?
- Warum gestaltete sich die Anerkennung der humanistisch geprägten Wissenschaft schwierig?
- Welche Entwicklungen zeigen sich in der Kunst, insbesondere in der Architektur und in der Malerei?

Zur Vertiefung

- Recherchieren zur Thematik „Lesefähigkeit der Bevölkerung in der Frühen Neuzeit“. Beachten Sie dabei besonders die Verteilung der unterschiedlichen Glaubensgebiete (katholisch vs. evangelisch) sowie die Geschlechterunterschiede.
- Zeichnen Sie die Entwicklungslinien der Pädagogik zur Zeit des Renaissance-Humanismus nach. Gehen Sie dabei sowohl auf die Vertreter als auch auf die Institutionen ein.

Literatur

Buck, A.: Humanismus: Seine europäische Entwicklung in Dokumenten und Darstellungen, Freiburg 1987.

Leinkauf, R.: Grundriss Philosophie des Humanismus und der Renaissance (1350-1600), zwei Bände, Hamburg 2017.

Lund, B.: Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500-1800. Eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte, Darmstadt 2009.

Panofsky, E.: Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers, München 1977.

Paul, E.: Geschichte der christlichen Erziehung, zwei Bände, Freiburg 1993.

Schmidt, P.-G. (Hrsg.): Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile, Sigmaringen 1993.

Van Dülmen, R.: Die Entdeckung des Individuums 1500-1800, Frankfurt am Main 2002.

5 Reformation und Gegenreformation



„Deutsche Messe und Ordnung / Gottesdienst“, Titelseite von Martin Luther, Wittenberg 1526

Katholische Kirche zwischen neuer Weltanschauung und päpstlicher Macht

Die Krisenerscheinungen in der katholischen Kirche nahmen in der Zeit des Humanismus immer mehr zu. Aber eine weltanschauliche Krise war nicht nur im gebildeten Milieu zu beobachten, was wohl auf den neu aufkommenden neuzeitlichen Geist zurückzuführen wäre: Auch das einfache Volk schien sich immer weniger mit der offiziellen kirchlichen Religiosität zu begnügen, wozu sowohl die zunehmende Beteiligung der Kirche an rein weltlichen Aktivitäten politischer und finanzieller Art als auch ihre Förderung der Renaissance beigetragen haben.

Die verunsicherte Bevölkerung suchte nach neuen Formen, ihren Glauben auszuleben, sodass nicht nur von der Kirche gebilligte Wallfahrten, sondern auch ketzerische Bewegungen in dieser Zeit immer beliebter wurden. In diese Zeit fällt auch das Aufkommen des Kirchengesangs in deutscher Sprache, der vom Klerus teils gefördert, teils beanstandet wurde. Ein besonderes Krisenzeichen war die hussitische Bewegung, die sich sowohl geistliche als auch politische Ziele setzte und mit den darauffolgenden Hussitenkriegen im 15. Jahrhundert in ganz Böhmen für Unruhen sorgte. Solche Protestbewegungen waren für die Kirche nichts Neues, aber es gelang ihr stets, mit derartigen Erscheinungen zurechtzukommen, sei es mit der Predigt der Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, sei es mit Gewalt.

Eine Sonderstellung in der vorreformatorischen Geistesgeschichte nimmt die in den Niederlanden entstandene Erneuerungsbewegung *Devotio moderna* (dt. „Neue Frömmigkeit“) ein, die eine persönliche und innerliche Frömmigkeit förderte und dabei trotz mancher Kritik von außen völlig kirchentreu blieb. Das bedeutendste Werk dieser Bewegung ist die „Nachfolge Christi“ von Thomas à Kempis (1380-1471). Das geistliche Erbe der *Devotio moderna* ist nicht nur für die gegenreformatorische Spiritualität (vgl. die Mystik des hl. Ignatius von Loyola)¹ ausschlaggebend, sondern auch für das protestantische Lager (vgl. zahlreiche Versuche, Luthers Ideen mit dem mittelalterlichen Gedankengut in Verbindung zu setzen).²



Ausstellung zum Reformationsjubiläum in Wittenberg

Wirtschaftlich gesehen ist der Anfang der Neuzeit eine Periode, in der der Übergang vom Feudalismus des Mittelalters zur Geldwirtschaft einsetzte. Dabei versuchte die katholische Kirche sowohl ihre alten Privilegien beizubehalten als auch sich als wirtschaftlich konkurrenzfähige Finanzmacht zu etablieren. Der prachtvolle Lebensstil der kirchlichen Hierarchie im Geiste der neu aufkommenden manieristischen Kunst, die allmählich die humanistischen Werte der Renaissance ablöste und dem repräsentativen Barock den Weg bereitete, war sehr kostspielig. Da Erträge aus den neu erworbenen Kolonien um diese Zeit nicht in Aussicht standen, war die Kirche stets auf der Suche nach neuen finanziellen Quellen, von denen sich die Päpste auch Möglichkeiten zur Lösung innerkirchlicher Probleme erhofften: Der Bau des Petersdoms wurde von den Päpsten Julius II. und Leo X., die mit der Umsetzung dieses Projektes führende Künstler jener Zeit beauftragten, ganz im Geist der Renaissance beschlossen, um der katholischen Kirche zu größerem Ruhm zu verhelfen und mithin zur Überwindung der Krise des Papsttums beizutragen.

1 Vgl.: Brox, N. (Hrsg.): Die Geschichte des Christentums. Religion, Politik, Kultur, Bd. 7, Freiburg, Basel, Wien 1995. S. VI.

2 Vgl. Die kritischen Ausführungen von Markschieß zum Thema: Markschieß, C.: Gemeinsam konfessionelle Grenzen überwinden. Ökumenische Kirchengeschichte im Spannungsfeld zwischen Tradition und Reformation, in: IL'Osservatore Romano: Wochenausgabe in dt. Sprache, 34 (25.08.2017), S. 11.

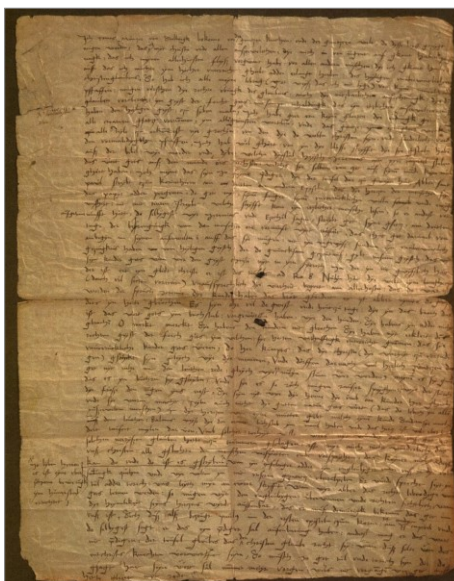
Außerhalb Roms wurde dieses Bauvorhaben als Versuch gewertet, nicht Gott, sondern den Papst und seine Macht zu verherrlichen, sodass der künftige Petersdom zum mittelbaren Auslöser der Reformation wurde. Als unmittelbarer Anlass dazu ist der damals zunehmende Verkauf von Ablässen anzusehen: 1507 schrieb Julius II. einen Ablass zum Neubau des Petersdoms aus, anschließend verpachtete Leo X. diesen Ablass an den Reichskanzler in Deutschland. Das hatte zur Folge, dass beim Ablassverkauf gravierende Missstände grassierten: In Osteuropa, Skandinavien und in Mitteldeutschland lag der Ablasshandel beispielsweise in den Händen des Augsburger Bankhauses Fugger, sodass der Papst mit knapp 40 Prozent der Einnahmen zu rechnen hatte,³ also an sich ein weiteres Zeugnis für die Schwächung der politischen Macht des Papsttums. Diese Missbräuche in der Verwaltung des dem Papst anvertrauten Gnadenschatzes bewogen Martin Luther (1483-1546) dazu, seine 95 Thesen in Wittenberg anzuschlagen.



„Thesentür“ aus dem 19. Jahrhundert an der Schlosskirche zu Wittenberg

Verbreitung reformatorischer Gedanken

Dass Luthers Ideen blitzschnell von ganz unterschiedlichen Bevölkerungsschichten aufgegriffen wurden, erklärt sich dadurch, dass er die allgemeine Unzufriedenheit mit der damaligen Kirche zum Ausdruck brachte. Doktrinär gesehen waren seine theologischen Ansichten mit der bestehenden katholischen Lehre kaum zu vereinbaren, sodass deren Einarbeitung in das Leben der damaligen Kirche nicht denkbar war. Luther stand das Schicksal des hingerichteten Jan Hus bevor. Seine Beliebtheit beim Adel und Volk rettete ihn vor kirchlichen Repressalien und der Hinrichtung. Dank der vor Kurzem erfundenen Drucktechnik fanden seine Ideen schnell weite Verbreitung.



Prager Manifest vom 1. November 1521
(eigenhändiger Entwurf Thomas Müntzers),
Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden

3 Schoeps H.-J.: Deutsche Geistesgeschichte der Neuzeit, Bd. 1: Das Zeitalter der Reformation, Mainz 1977, S. 130.

Mit der Reformation endete die Epoche der Einheit des westlichen Christentums, wobei das Lager der Reformation sehr bald weiter gespalten wurde: Andere reformatorische Ideen vertraten Jean Calvin (1509-1564) in Genf, Huldrych Zwingli (1484-1531) in Zürich. In England entstand die anglikanische Staatskirche, daraufhin folgten auch weitere Spaltungen innerhalb der neuen protestantischen Denominationen. Bei der damals aufkommenden politischen Polemik ist zu berücksichtigen, dass religiöse Argumente sehr oft nur als Vorwand dienten. Die eigentlichen Gründe für die Unzufriedenheit lagen viel tiefer: Eine Wirtschaftskrise wurde damals immer sichtbarer. Sie war der eigentliche Auslöser zahlreicher Bauernaufstände jener Zeit, nicht die Unzufriedenheit mit der katholischen Kirche.

Auf die Dauer barg Luthers Theologie politischen Sprengstoff, indem sie, konsequent verfolgt, die damals bestehende Gesellschaftsordnung infrage stellte: Durch die Reform der Sakramente (der Priester steht nicht mehr über der Ge-

meinde, sondern ist nur ein Teil davon und vermittelt nicht mehr zwischen Gott und dem Volk) und den Wechsel zum deutschsprachigen Unterricht, der die lateinische Messe ablöste, wurde nämlich die Figur des Priesters entmystifiziert. Die Infragestellung der Sonderrechte der Kirche wäre ein erster Schritt auf dem Weg zur Infragestellung der weltlichen Standesprivilegien gewesen, den zu gehen Luther selbst jedoch keineswegs bereit war. Diesen Weg ging die von der einsetzenden Wirtschaftskrise angespornte radikale Reformation, zu deren Anführer Thomas Müntzer wurde. Thomas Müntzer (1489-1525) war es, der die Bauernaufstände in den Jahren 1524 bis 1525 anführte, während Luther sich für die bestehende Herrschaftsordnung einsetzte. Verschieden sind die Schicksale dieser reformatorischen Richtungen: Die radikale Reformation scheiterte, 1525 wurde Thomas Müntzer hingerichtet, das Bündnis der lutherischen Reformation mit den Territorialfürsten wurde zur Grundlage der evangelischen Landeskirchen.



„Marodierende Soldaten“, Sebastian Vrancx, 1647, Deutsches Historisches Museum Berlin

Kunst und gesellschaftliche Entwicklungen innerhalb konfessioneller Grenzen

Mitte des 16. Jahrhunderts mobilisierte sich die katholische Kirche, da es für sie Zeit war, in die Gegenoffensive zu gehen. Die Gegenreformation setzte ein. Zum Meilenstein auf diesem Weg wurde das Tridentinische Konzil, das den Missbräuchen in der Renaissance-Kirche ein Ende

setzte und die katholische Doktrin im Angesicht reformatorischer Angriffe neu zusammenfasste. Für die Durchsetzung der Ideen der katholischen Gegenreformation sorgte der 1540 vom spanischen Offizier und Adligen Ignatius von Loyola (1491-1556) gegründete Jesuitenorden.

Um diese Zeit stabilisierten sich die konfessionellen Grenzen auf deutschem Boden. Die protestantisch gesinnten Territorialfürsten sorgten für die Durchführung und Festigung der Reformation lutherischen Schlags in den ihnen unterstehenden Gebieten. In den Niederlanden und in der Schweiz gewann die radikale Reformation die Oberhand. Süddeutschland, manche Rheingebiete und Österreich blieben katholisch. 1555 wurde beim Augsburger Reichs- und Religionsfrieden das Prinzip definiert, das der Festlegung konfessioneller Grenzen zugrunde lag: Wer das Land regiert, solle den Glauben bestimmen (*cuius regio, eius religio*). Dieser Grundsatz bedeutete keineswegs religiöse Freiheit der Untertanen oder religiöse Toleranz, sondern die Freiheit der Fürsten bei der Wahl ihrer Konfession. Den Untertanen, die ihre Konfession nicht wechseln wollten, wurde das Recht eingeräumt, in ein Gebiet ihres Glaubens auszuwandern. Politisch gesehen bedeutete dieser Grundsatz eine weitere Schwächung des Zusammenhalts innerhalb des Heiligen Römischen Reiches, was auch für den kulturellen Zusammenhang zwischen dem katholischen Kern des Reiches und seinen protestantischen Gebieten nicht ohne Folgen blieb.

Im 17. Jahrhundert wurde während des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) ein Versuch unternommen, das Prinzip „wessen Land, dessen Religion“ infrage zu stellen, der schließlich misslang, sodass es mit dem Westfälischen Frieden, mit dem dieser Krieg endete, erneut bestätigt wurde. Die Reformation und die darauffolgenden Unruhen waren für die kulturelle Entwicklung alles in allem ungünstig. In den protestantischen Gebieten blieb die Kirche nicht mehr alleinige Auftraggeberin der Kunst. Für die Reformation ist die Kunst nur eine Ablenkung von der eigentlichen Aufgabe der Kirche, sodass unzählige Werke früherer Epochen vernichtet wurden, vor allem in Gebieten, wo sich die Reformation im Sinne Zwinglis und Calvins durchgesetzt hatte.

Dank der allmählichen Stabilisierung der konfessionellen Grenzen in der zweiten Jahrhunderthälfte erlahmte der Zerstörungsprozess

Schritt für Schritt. Auf dem Tridentinischen Konzil bekannte sich die katholische Kirche zur Kunst als Erziehungsmittel und Ausdrucksmittel religiöser Empfindung, wobei jede profane oder provozierende Anmut vermieden werden musste.⁴ In katholischen Gegenden, insbesondere im Süden Deutschlands, gedieh in der Folgezeit die barocke Kunst, nicht als „offizielle Kirchenkunst“, sondern als Ausdruck der Intuition der Künstler und der Weiterentwicklung ihres Geschmacks: Das Konzil wünschte nüchterne und helle Bauwerke, in denen nichts die Aufmerksamkeit vom Hauptaltar ablenkte.⁵

Für das städtische Bürgertum setzte im 16. Jahrhundert mit dessen religiösen Kriegen eine jahrhundertelange Stagnation ein. Inzwischen geriet auch die weltliche Kunst in eine zunehmende Abhängigkeit von den Fürstenhöfen. Die Fürsten ließen sich gerne in Porträts verewigen, wobei oft mit Motiven aus der antiken Mythologie gespielt wurde. Diese Kunst verdankt ihren Ideengehalt im Endeffekt dem Geist Albrecht Dürers. Ein herausragender Meister einer solchen Porträtmalerei war auch Lukas Cranach der Jüngere (1515-1586).



Reformationsaltar in der Stadtkirche zu Wittenberg

4 Konzil v. Trient: Dekret über die Anrufung, die Verehrung und die Reliquien der Heiligen und die hl. Bilder, 3. Dez. 1563, in: Denzinger, H. (Hrsg.): Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, 37. Aufl., Freiburg, Basel, Wien 1991, S. 578-581.

5 Vgl.: Brox, N. (Hrsg.): Die Geschichte des Christentums. Religion, Politik, Kultur, Bd. 8, Freiburg, Basel, Wien 1992, S. 301.

Entwicklungen der deutschen Sprache

Förderlich günstig war die Reformation im Unterschied zur bildenden Kunst für die Entwicklung der deutschen Musik. Die deutsche Sprache wird im Zuge der Reformation zur Sprache des Gottesdienstes, nun sang die ganze Gemeinde mit. Es entstand eine neue Gattung, der lutherische Choral, was eine intensive Entwicklung der Kirchenmusik im Geiste des sich damals auch im Musikleben durchsetzenden Barock anregte, als deren Meister Heinrich Schütz (1585-1672) und schließlich Johann Sebastian Bach (1685-1750) gelten.

Die Reformation war für die Entwicklung eines gesamtdeutschen Nationalgefühls nicht nur hinderlich, sondern auch in mancher Hinsicht förderlich: Luther war es, der mit seiner Bibelübersetzung entscheidend zur Ausformung eines überregionalen Sprachstandards beitrug. Das bedeutet aber nicht, dass Luthers Bibelübersetzung die erste gewesen wäre. Doch keine Übersetzung aus der Zeit vor ihm hat die deutsche Sprachgeschichte in dem Maße beeinflusst wie seine. Zu bedenken ist auch, dass nicht alle Bücher der heutigen „Luther-Bibel“ aus seiner Feder stammen.⁶ Diese sprachpolitischen Prozesse wurden durch die sprachliche Entwicklung vorbereitet, die sich im 15. Jahrhundert vollzogen hatte: Damals löste das Deutsche das Latein als Verwaltungssprache ab, sodass sich die Kanzleien und später auch die Zentren des Buchdrucks immer mehr um überregionale Verständlichkeit bemühten.

Während diese „Verkehrssprachen“ noch sehr von lateinischen Konstruktionen abhingen, war Luther bestrebt, die Sprache seiner Übersetzung an der Sprache des einfachen Volkes auszurichten. Seine Prinzipien als Dolmetscher legte Luther in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ dar:

„Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie diese Esel tun, sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den

gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und den selbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es den und merken, das man Deutsch mit ihnen redet.“

In seiner Übersetzung verzichtete er auf Wort-für-Wort-Entsprechungen und setzte auf die Sprache, die einem jeden die Einfühlung in den Text ermöglichen sollte. Als Grundlage für eine solche Sprache diente ihm seine heimatliche, ostmitteldeutsche Schriftsprache, aus der sich eine Synthese von gesprochener und geschriebener Sprache herausbildete, die man weit über die Grenzen Luthers Heimat verstehen konnte. Selbst der katholische Süden versuchte, manches aus der „lutherischen Werkstatt“ zu übernehmen, aber dieser innerdeutsche Kulturdialog musste mindestens bis zur Zeit der deutschen Aufklärung scheitern.

Luthers Deutsch war auch für die Sprache der gedruckten Propaganda maßgeblich. Zudem waren auch die Flugblätter des Bauernkrieges für die Entstehung und Ausbreitung einer überregionalen Verkehrssprache förderlich.

Diese sprachgeschichtlichen Prozesse im 16. und 17. Jahrhundert waren außerdem politisch relevant, denn sie waren einer der entscheidenden Einigungsfaktoren in einer Zeit, in der die konfessionellen Gegensätze eine weitere politische, kulturelle und wirtschaftliche Zersplitterung Mitteleuropas nur begünstigten.

Während die Initiative in der literarischen Kultur deutlich von protestantischer Seite ausging, wurden die bildenden Künste eher in Süddeutschland gepflegt, sodass ein gewisser Unterschied zwischen einer protestantischen Wortkultur und einer auf die optische Wahrnehmung zählenden katholischen Kultur entstand, was für die deutsche Kulturgeschichte zu einer der ausschlaggebenden Folgen des Kampfes zwischen Reformation und Gegenreformation wurde.

⁶ Vgl. dazu: Söding, T.: Leuchtfener der Reformation – Luthers Bibelübersetzung, in: di Fabio, U./Schilling, J. (Hrsg.): Weltwirkung der Reformation. Wie der Protestantismus unsere Welt verändert hat, Bonn 2017, S. 73-79.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Welche Kritik äußerte Martin Luther an der katholischen Kirche?
- Welche Folgen hatte die reformatorische Bewegung für das Volk?
- Inwieweit stellten die Bauernkriege eine Parallelbewegung zu Luthers Reformgedanken dar?
- Wie beeinflusste die Reformation die Entwicklung der deutschen Sprache?
- Wie versuchte Martin Luther das biblische Wort dem einfachen Volk zugänglich zu machen?

Zur Vertiefung

- Recherchieren Sie zu den im Text erwähnten Reformatoren. Entwickeln Sie ein Plakat und berücksichtigen Sie dabei die Lebensverläufe und Werke der Reformatoren.

Literatur

Brox, N. (Hrsg.): Die Geschichte des Christentums: Religion, Politik, Kultur, Bd. 7. Freiburg u.a. 1995.
Denzinger, H.: Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, 37. Aufl., Freiburg, Basel, Wien 1991.

Di Fabio, U/Schilling, J.: Weltwirkung der Reformation: Wie der Protestantismus unsere Welt verändert hat, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2017.

Marschies, C.: Gemeinsam konfessionelle Grenzen überwinden: Ökumenische Kirchengeschichte im Spannungsfeld zwischen Tradition und Reformation, in: L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in dt. Sprache, 34 (25.08.2017), S. 11.

Schoeps, H.-J.: Deutsche Geistesgeschichte der Neuzeit, Bd. 1: Das Zeitalter der Reformation, Mainz 1977.

Söding, Th.: Leuchfeuer der Reformation – Luthers Bibelübersetzung // Weltwirkung der Reformation: Wie der Protestantismus unsere Welt verändert hat, hrsg. von Udo di Fabio, Johannes Schilling, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2017, S. 73-79.

6 Absoluter Herrschaftsanspruch und barocke Kultur



„Allegorie der Vanitas des menschlichen Lebens“, Öl auf Holz, Harmen Steenwijck, 1640

Nach der Glaubenspaltung

Mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 erhielten die deutschen Landesfürsten das Recht, über die Religion und Konfession ihrer Untertanen zu bestimmen (*Cuius regio, eius religio*). Damit wurde in Deutschland, das damals mehrheitlich protestantisch war, die erste staatsrechtliche Grundlage für die Koexistenz von Protestantismus und Katholizismus geschaffen. Allerdings wurden die konfessionellen Gegensätze nicht aufgehoben, sondern verschärften sich weiter. Im Zuge der Gegenreformation eroberte die katholische Kirche große Territorien in Süd- und Westdeutschland zurück. Es bildeten sich zwei einander gegenüberstehende, konfessionell geprägte Bündnisse – die protestantische Union (1608) sowie die katholische Liga (1609) – und die wachsenden Spannungen

zwischen den beiden Lagern führten zu extremer Instabilität. Die etwas später entstandenen berühmten Worte des Dichters Martin Opitz (1597-1639) erlauben, sich diese unruhige Zeit deutlich vorzustellen:

*Auff großem Meer sein groffe Wellen/
Viel Klippen/ Stürm vnd groffe Wind/
Wer klug ift/ bleibet bey den Quellen/
Die in den grünen Wäldern find/*

Bald zeigte sich, dass in den herannahenden Wirren der Umbrüche und blutigen Auseinandersetzungen nirgendwo, in keinen „grünen Wäldern“, eine sichere Zuflucht zu finden war. Im Gegenteil: Die Menschen des ins Schwanken geratenen Reiches fühlten sich allen Gefahren schutzlos ausgeliefert.

Der Dreißigjährige Krieg

Zum Auslöser einer der am längsten währenden Kriege der abendländischen Geschichte wurde ein lokaler Konflikt in Böhmen, der sich zu einer gesamteuropäischen Katastrophe entwickelte. Der durch konfessionelle und politische Gegensätze hervorgerufene Dreißigjährige Krieg (1618-1648) verwüstete weite Teile Deutschlands und Mitteleuropas. Die Bevölkerungszahl ging um etwa 40 Prozent zurück. Die Armeen unterschiedlicher Herkunft, die durch Europa zogen, brachten Mord und Raub, Plünderungen, Hunger und Seuchen.

An die Schrecken jener Zeit erinnern zum Beispiel die „Trostdgedichte in Widerwertigkeit deß Kriegs“ (1633) von Martin Opitz. So stehen im ersten Buch dieses wichtigen Werkes der deutschen Poesie folgende Verse:

*Deß schweren Krieges Last, den Teutschland jetzt
empfindet,
Und daß Gott nicht umbsonst so hefftig
angezündet
Den Eyffer seiner Macht, auch wo in solcher Pein
Trost herzuholen ist, sol mein Gedichte seyn.*

Das Selbstempfinden des Menschen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges findet einen gefühlvollen Ausdruck in den Gedichten von Andreas Gryphius (1616-1664). Als 21-jähriger schrieb er im Sonett „Menschliches Elende“ aus dem Buch „Lissaer Sonette“ (1637), im Rückgriff auf das alte Vanitas-Motiv:

*Was sind wir Menschen doch? ein Wohnhaus
grimmer Schmerzen.
Ein Baal deß falschen Glücks / ein Irrlicht dieser
Zeit.
Ein Schauplatz herber Angst / besetzt mit
scharffem Leid /
Ein bald verschmeltzter Schnee und abgebrante
Kertzen.*

Anfangs konnte der Dreißigjährige Krieg als Versuch des Kaisers gesehen werden, die religiöse und politische Einheit Deutschlands wiederherzustellen. Doch mit der Zeit verloren die Glaubensfragen immer mehr ihre Bedeutung, die Machtinteressen deutscher Fürsten sowie der Nachbarländer Schweden und Frankreich bestimmten das Kriegsgeschehen.

Der Dreißigjährige Krieg kostete ca. fünf Millionen Menschen das Leben. In der Pfalz, in Mecklenburg, in Pommern und Teilen Württembergs schrumpfte die Bevölkerungszahl um 50 bis 70 Prozent. Magdeburg verlor fast 90 Prozent seiner Einwohner. Ca. 5.000 Städte und fast 18.000 Dörfer wurden zerstört.

Die Grausamkeiten des Krieges, die existenzielle Angst, in der viele Menschen ihr ganzes Leben verbringen mussten, wird in den zeitgenössischen literarischen Werken thematisiert. Ein Beispiel ist das folgende Gedicht von Andreas Gryphius:

THRÄNEN DES VATERLANDES / ANNO 1636 (1663)

*Wir sind doch nunmehr gantz / ja mehr denn gantz verheeret!
Der frechen Völcker Schaar / die rasende Posaun
Das vom Blut fette Schwerdt / die donnernde Carthaun /
Hat aller Schweiß / und Fleiß / und Vorrath auffgezehret.
Die Türme stehn in Glutt / die Kirch ist umgekehret.
Das Rathauß ligt im Grauß / die Starcken sind zerhaun /
Die Jungfern sind geschänd't / und wo wir hin nur schaun
Ist Feuer / Pest / und Tod / der Hertz und Geist durchfähret.
Hir durch die Schantz und Stadt / rinnt allzeit frisches Blut.
Dreymal sind schon sechs Jahr / als vnser Ströme Flutt /
Von Leichen fast verstopfft / sich langsam fort gedrungen.
Doch schweig ich noch von dem / was ärger als der Tod /
Was grimmer denn die Pest / und Glutt und Hungersnoth
Das auch der Seelen Schatz / so vielen abgezwungen.*

Auch nach seinem Ende fand der Dreißigjährigen Krieg immer wieder Eingang in die Literatur, zum Beispiel in die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ (1792) und in die Wallenstein-Triologie von Friedrich Schiller (1759-1805), die sich dem Niedergang des erfolgreichen Oberbefehlshabers der kaiserlichen Armee, Albrecht von Wallenstein (1583-1634) widmet.

Im 20. Jahrhundert wurde die Schilderung des Dreißigjährigen Krieges im Drama „Mutter Courage und ihre Kinder“ (1939) von Bertolt Brecht zu einer verzweifelten Warnung vor dem herannahenden Zweiten Weltkrieg. Das Geschehen aus dem 17. Jahrhundert wurde zum Inbegriff des Krieges als solchen, der furchterregend ist – ganz unabhängig davon, wofür und in wessen Namen geraubt und gemordet wird. Brecht (1898-1956) versinnbildlicht generalisierend die

Schrecken des längst vergangenen Krieges und zeigt,

„[d]aß die großen Geschäfte in den Kriegen nicht von den kleinen Leuten gemacht werden. Daß der Krieg, der eine Fortführung der Geschäfte mit anderen Mitteln ist, die menschlichen Tugenden tödlich macht, auch für ihre Besitzer. Daß er darum bekämpft werden muß“.

Auch noch im Jahr 2017 erzählt Daniel Kehlmann in seinem Roman „Tyll“ von den seelischen Verwüstungen durch Gewalt. Die Aktualität des Themas wird auch in der publizistischen Debatte um die Bedeutung des Dreißigjährigen Krieges für das deutsche Nationalbewusstsein, die anlässlich des Jubiläumsjahres 2018 geführt wurde, deutlich (vgl. z.B. Der Spiegel 19/2018 „Wie das Inferno die Deutschen prägte“).

Deutschland nach dem Krieg

Nach dem Dreißigjährigen Krieg war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in einer schwierigen Lage: Viele Gebiete des Reiches waren zersplittert, die Wirtschaft stagnierte, auch aufgrund einer in großen Teilen brachliegenden Landwirtschaft und zusammengebrochenen Handelsverbindungen. Hinzu kam die Entkräftung des städtischen Bürgertums, das immer mehr an sozialer Bedeutung verlor. Nur wenige Orte blieben von den Auswirkungen des Krieges verschont, u.a. Hamburg, das aufgrund seiner günstigen Lage und der Beteiligung am Überseehandel keine größeren Schäden zu verzeichnen hatte. Insgesamt hatte Deutschland, zusätzlich geschwächt durch schlechte Straßen und andauernde Rivalitäten zwischen den zahlreichen Kleinstaaten, seine einst stabile, führende Position als Wirtschaftsraum verloren. Die Vormacht des Reiches

war gebrochen. Als wichtigste Kontinentalmacht etablierte sich Frankreich, als Überseemacht England. Auch Schweden gewann immer mehr an Einfluss. Der Westfälische Friede (1648) brachte große Veränderungen mit sich. Das Reich musste Gebiete an Frankreich und Schweden abtreten. Die Schweiz und die Niederlande schieden endgültig aus dem Reichsverband aus. Die damals erreichte Unabhängigkeit dieser beiden Länder bestimmt seit dem 17. Jahrhundert ihre Geschichte und auch ihr heutiges Antlitz.

Die Karte zeigt die territoriale Zersplitterung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Weder das Reich, in der Regel regiert durch die Habsburger, die sich mehr um ihre Hausmacht in Österreich als um das Reichsganze kümmerten, noch die Kirche, die seit der Reformation viel von ihrer vereinheitlichenden Macht

verloren hatte, konnten das lockere Ganze des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation fest genug zusammenhalten. So erlangten die deutschen Fürstentümer immer größere Eigenständigkeit.



Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation (1648)

Einige der größten deutschen Staaten hatten dynastische Beziehungen und Interessen jenseits der Reichsgrenzen, was den Zusammenhalt weiter schwächte: Die Kurfürsten von Sachsen waren zugleich Könige von Polen; Hannover und England standen seit 1714 in Personalunion. Durch den Zusammenschluss des ehemaligen Ordensstaates Preußen mit dem Kurfürstentum Brandenburg entstand der neue preußische Staat, der sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einer eigenständigen Macht entwickelte. Nur noch einmal wurde die Erinnerung an die Reichseinheit wieder lebendig, als das Heer des Osmanischen Reiches 1683 zum zweiten Mal vor Wien stand.

Die Abwendung dieser Gefahr brachte vor allem Österreich Glanz und Triumph, nicht aber dem Reich als Ganzem.

Die beinahe souveränen Mitgliedstaaten des Reiches, beherrscht durch Fürsten in ihrem persönlichen und dynastischen Interesse, übernahmen einen absolutistisch geprägten Regierungsstil nach französischem Vorbild, der mit dem Aufbau einer straffen Verwaltung, der Einführung geordneter Finanzwirtschaft und der Aufstellung stehender Heere verbunden war. Die niederen Adligen wurden entmachtet, um die Vertikale der Herrschaft zu festigen. Dadurch sollte alle Staatsgewalt in einer Hand vereinigt werden: „*L'état c'est moi*“ („Der Staat bin ich“) – diese Worte des französischen Königs Ludwig XIV (1643-1715) gelten als die kürzeste Formel der absolutistischen Herrschaft. Um ihrem Status und ihrer Macht Ausdruck zu

verleihen, gestalteten die Fürsten ihre Residenzen prunkvoll nach dem Vorbild von Versailles aus. Sie luden hervorragende Architekten, Bildhauer und Maler ein, etablierten Theater und Orchester an ihren Höfen, legten Kunstsammlungen an und gründeten Bibliotheken. Eine der besonders berühmten Sammlungen jener Zeit ist die heute noch existierende Herzogin Anna Amalia Bibliothek, die 1691 als „Herzogliche Bibliothek“ vom Herzog Wilhelm Ernst (1662-1728) in Weimar gegründet wurde und seit 1998 als Teil des Ensembles „Klassisches Weimar“ zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört. Im Rahmen des „aufgeklärten Absolutismus“, zum Beispiel in Preußen durch Friedrich II. (1712-1786) vertreten, wurden Wissenschaft und Denkkultur gefördert, was sich vor allem in Akademie- und Universitätsgründungen zeigte.

ABSOLUTISMUS

Die Verwendung des Begriffs „Absolutismus“ stellt ein Problem dar, das bereits seit den 1990er-Jahren diskutiert wird. Zwar ist der Absolutismus Bestandteil der wissenschaftlichen Umgangssprache, seine Verwendung als Epochenbegriff ist in historischen Fachkreisen jedoch hoch umstritten. Hierbei spielen nicht nur die Differenzen zwischen einem absoluten Machtanspruch der neuzeitlichen Herrscher eine Rolle, sondern auch die komplexen Ausprägungen der Herrschaftssysteme im neuzeitlichen Europa. So gab es etwa im deutschsprachigen Raum schon aufgrund der kleinstaatlichen Aufteilung keinen absoluten Herrscher im Sinne eines unumschränkten monarchischen Regiments. Zur Erfassung der (früh-) neuzeitlichen Herrschaftsbeziehungen und

Herrschaftspraxis (allenfalls mit absolutistischen Tendenzen, wie zum Beispiel in Form von architektonischer Machtdarstellung) sind europäische Unterschiede zu berücksichtigen. Der oben erwähnte Alleinherrschaftsanspruch des französischen Königs Ludwig XIV. ist nicht ohne weiteres mit dem der deutschen und österreichischen Fürsten oder dem der englischen Könige zu vergleichen. Zudem zeigen sich auch unterschiedliche Repräsentationskulturen innerhalb der monarchischen Herrschaft (vgl. dazu: Kunisch, J.: Absolutismus: europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Regime, Göttingen 1986; Freist, D.: Absolutismus, Darmstadt 2008).

Aufstieg Preußens

Die Wirtschaftspolitik des Merkantilismus ließ die absolutistischen Staaten allmählich erstarren. Besonders gefördert wurden Außenhandel, Produktion und Handwerk, um Finanzkraft und Macht der Verwaltungsstrukturen zu unterstützen. So konnten Länder wie Bayern, Brandenburg (das spätere Preußen), Sachsen und Hannover zu mächtigen Zentren werden. Österreich, gestärkt durch die als Kaiser regierenden Habsburger, verteidigte Europa im Laufe der sogenannten „Österreichischen Türkenkriege“ vor den Angriffen des expandierenden Osmanischen Reiches und erwarb dadurch Ungarn sowie Teile der bisher türkischen Balkanländer. So entstand eine europäische Großmacht mit einer eigenen Geschichte. Zu einer anderen Großmacht entwickelte sich im 18. Jahrhundert Preußen, das unter Friedrich dem Großen (1740-1786) als eine Militärmacht ersten Ranges galt. Beide Staaten besaßen Territorien außerhalb des Reiches und betrieben auf mannigfaltige Weise Weltmachtspolitik.

Preußen wurde 1713 in Folge des dynastischen Zusammenschlusses von Brandenburg und dem weit im Osten um Königsberg gelegenen Ordensstaat Königreich Preußen. Beide Gebiete waren im Mittelalter von Deutschen kolonisiert worden. Auf den dünn besiedelten Territorien gab es nur sehr wenige Städte. Die herrschende Klasse bildeten in Preußen die Junker, die über vergleichsweise riesige Landgüter verfügten.

Der besonders auffallende Zug Preußens in der Geschichte war die Konsequenz, mit der

seine Kurfürsten und später seine Könige von Generation zu Generation an der Expansion ihres Staates arbeiteten. Zuerst wurde der Raum zwischen den weit auseinanderliegenden Gebieten Brandenburgs und Ostpreußens, das außerhalb des Reiches lag, Schritt für Schritt durch Eroberungen und geschickte dynastische Heiratspolitik preußisch. Dann setzte sich die Expansion im Westen fort, bis schließlich im 19. Jahrhundert fast der ganze deutsche Norden von Aachen bis Königsberg zu Preußen gehörte.

Im Vergleich zu anderen absolutistischen Fürsten waren die preußischen Herrscher bescheidener. Statt der barocken Selbstverherrlichung setzten sie sich vermehrt für die Staatsidee ein und kümmerten sich um die Staatswirtschaft. Durch den Merkantilismus sowie die staatliche Förderung einzelner Wirtschaftszweige schufen sie eine solide ökonomische Grundlage für ihre Expansionspolitik.

Das Kernstück des preußischen Absolutismus war die Armee. Sie wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620-1688) ins Leben gerufen, der nach dem Sieg über Schweden 1675 als der Große Kurfürst in die Geschichte einging. Er baute eine das ganze Land umfassende Organisation für die Soldatenwerbung auf, was die Aufstellung einer großen Armee ermöglichte. Während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. (1713-1740) wuchs das preußische Heer von 38.000 Mann auf über 80.000, und dies bei einer Bevölkerung von nur 2,5 Millionen Einwohnern. Über diese Armee

schrrieb 1801 der Militärschriftsteller Georg Heinrich von Berenhorst (1733-1814) in seinen nachgelassenen, 1845 veröffentlichten Papieren die Worte, die 1882 Theodor Fontane (1819-1898) im Roman „Schach von Wuthenow“ zur Charakterisierung der 1806 spielenden Handlung zitierte:

„Die preußische Monarchie bleibt immer – nicht ein Land, das eine Armee, sondern eine Armee, die ein Land hat, in welchem sie gleichsam nur einquartiert steht.“

Zur Auffüllung dieses Heeres wurde das ganze Land in Kantone (Kreise) für die Zwangsrekrutierung eingeteilt. Befreit vom Militärdienst waren vor allem Söhne von Adligen sowie von den Bürgern, die ein Vermögen von über 6.000 Talern nachweisen konnten. Jeder im Kanton geborene Mann wurde vom Ortpfarrer in eine Liste eingeschrieben, die dem entsprechenden Regiment übergeben wurde. Im Alter von 20 Jahren wurde der Kantonpflichtige, anders gesagt der Kantonist, gemustert und zu lebenslänglicher, später zu zwanzigjähriger Militärpflicht ausgehoben. Viele Kantonisten versuchten vor dem Dienst zu flüchten, wovon heute noch in die Redewendung „ein unsicherer Kantonist“ mit der Bedeutung „unzuverlässiger Mensch“ zeugt. Es wäre auch höchst abwegig, Heldentaten von unfreiwilligen Soldaten zu erwarten.

Von ständigen Kampfeinsätzen und dem schweren Los der Versklavten, welche die Machtinteressen der Herrscher auf Kosten ihres eigenen Lebens vertreten sollten, zeugt die vermutlich im 17. Jahrhundert entstandene Soldatenklage:

*Wo soll ich mich hinwenden
Bey der betrübten Zeit,
An Allen Ort und Enden
Ist nichts als Kampf und Streit.
Rekruten fänget man
So viel man haben kann,
Soldat muß alles werden
Es sei Knecht oder Mann.
/.../
Es regiert in der Welt
Die Falschheit und das Geld,
Der Reiche kann sich helfen
Der Arme muß ins Feld.*

Dieses überlieferte Volkslied schildert eine typische Situation, die mit der absolutistischen Aufrichtung stehender Heere verbunden war.

Die am häufigsten verbreitete Methode der Soldatenwerber bestand darin, die Trunkenheit eines jungen Mannes auszunutzen und ihn zur Unterschrift und zur Annahme des Handgelds zu bewegen. Danach konnte er, ob er wollte oder nicht, auch mit Gewalt zur nächsten Garnison geschafft werden. Die auf gewaltsame Weise zum Militärdienst gepressten Rekruten waren gewiss zum Großteil „unsichere Kantonisten“ und nur durch härteste Disziplinierung von der Desertion abzuhalten. Entsprechend waren die Umstände in der Armee. Jede oppositionelle Regung wurde von vornherein gewaltsam unterdrückt, selbst das Singen von manchen Klageliedern stand unter Strafe.

Als Unteroffiziere wurden mit Vorliebe bewährte und erfahrene schwedische Militärs eingesetzt, die besonders gut darin waren, Rekruten gnadenlos zu drillen. In der Soldatensprache wurden diese Korporale kurzweg „die alten Schweden“ genannt. Zur Verwunderung der einfachen Soldaten verstanden sie es meisterhaft, sich selbst aufgrund ihrer Erfahrungen in der Armee und Kenntnis aller Regeln mit allerlei Tricks ein angenehmeres Leben zu organisieren. Deshalb ist bis heute in der deutschen Sprache die Redewendung „Alter Schwede!“ als Ausdruck des Erstaunens gebräuchlich.

Neben der Armee war die zweite Stütze des preußischen Staates die Verwaltung, deren Funktionen auf die Stärkung der Machtvertikale ausgerichtet waren. Der Leitungsapparat wurde von Beamten getragen, deren Loyalität nicht der ständischen Struktur, sondern ausschließlich dem Staat und dem König galt. Das gebildete Beamtentum stellte eine Gesellschaftsschicht dar, die für die aufkeimenden Ideen der Aufklärung besonders offen war. Vor allem Preußen war bekannt für seine verhältnismäßig große religiöse Toleranz und deswegen lange ein bevorzugtes Einwanderungsland.

Besonders wichtig für die wirtschaftliche Entwicklung war der Beitrag der aus Frankreich vertriebenen Protestanten, der Hugenotten. Doch generell hatten die einfachen Bürger Preußens sehr wenige Rechte, nicht anders als in den übrigen deutschen Staaten.

Barock

Die Regierungsform des Absolutismus und die damit verbundene Ideologie brauchten eine repräsentative Kunst, um die Macht des jeweiligen Herrschers zum Ausdruck zu bringen und das sich herausbildende neue Weltbild zu verewigen. In einem zunehmend säkularisierten Zeitalter bewunderte man mit Freude und Verblüffung ein extrem breites Spektrum an Künsten, zu denen z.B. auch Feuerwerke und Wasserspiele gehörten. Trotz der Reformation und Gegenreformation, welche die Glaubensfragen vorübergehend und oft mit rein politischen Zwecken wieder in den Vordergrund rückten, entfernte sich die Kultur immer weiter vom mystisch-religiösen Weltbild des Mittelalters, sodass die Verweltlichung des Geistes und des Lebens immer deutlicher wurde. Es entstand ein Spannungsverhältnis zwischen kirchlichen Dogmen auf der einen Seite und den neuen Erkenntnissen der Wissenschaft auf der anderen. Zwar durfte Galileo Galilei (1564-1642) die Erkenntnisse der neuen Astronomie nicht verkünden, doch war die Schifffahrt auf Navigationshilfen angewiesen, die diese Astronomie voraussetzten. Von solchen zahlreichen und anderen Widersprüchen und Paradoxien lebte die Epoche des Barocks.

Das Wort „barock“ (seine substantivierte Form findet erst im 19. Jahrhundert Verwendung) stammt wahrscheinlich vom portugiesischen *barroco* ab, das der Bezeichnung einer „unregelmäßigen, schiefmüden“ Perle diene, und geriet in andere europäische Sprachen über das französische „baroque“ als metaphorische Bezeichnung für „exzentrisch, bizarr“.

Kulturhistorisch wurde dieses Wort rückblickend im 18. Jahrhundert von Johann Joachim Winckelmann (1717-1768) und seinen Schülern im kunstkritischen Sinne abwertend für zu bizarre und übertrieben effektvolle Kunst gebraucht, die vom klassizistischen Standpunkt her nicht anspruchsvoll genug war. Erst der Schweizer Gelehrte Heinrich Wölfflin (1864-1945) führte den Begriff „Barock“ in seiner Untersuchung „Renaissance und Barock“ (1888) als kunsthistorischen Begriff zur Bezeichnung der Kunst des 17. und teilweise des 18. Jahrhunderts ein.¹

Unter Barock versteht man höchst mannigfaltige Erscheinungen in den verschiedenen Regionen Europas, die gewisse Gemeinsamkeiten in der Geisteshaltung aufweisen. Die offensichtlichsten davon sind die Neigungen zur Prachtentfaltung und zum Paradoxen. In der weltlichen

Architektur wird die Macht des Regenten zur Schau gestellt. Der Kirchenbau nutzt seine Mittel, um die Herrlichkeit des Himmels durch eine künstliche Herrlichkeit auf Erden zu suggerieren. Alle Möglichkeiten der bildenden Künste werden aufeinander abgestimmt und dem gemeinsamen Ziel untergeordnet, ein dynamisches und beeindruckendes Ganzes zu erschaffen.

Wohl durch die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges hervorgerufen, kommen im Barock – scheinbar widersprüchlich – Pessimismus und Todesangst mit einer gesteigerten Lebensgier zusammen. Entsprechend wurde die Kunst zugleich ein Fest des Lebens und der materiellen Wirklichkeit, aber auch eine ständige Erinnerung an den Tod und das Jenseits. In der Dichtung wurden rhetorische Figuren bevorzugt, welche besondere Spannung erzeugen, indem sie die antithetische Zerrissenheit und Paradoxie der Welt deutlich aufscheinen lassen, aber auch zu überwinden versuchen. Diese Neigung der barocken Literatur hat ihre festen Spuren im heutigen Sprachgebrauch hinterlassen, zum Beispiel in Form der immer wieder zitierten Antithese aus dem Sonett von Gryphius „Es ist alles eitel“ (1637): „Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein.“

In der bildenden Kunst und Architektur wurde der Eindruck von Masse und Schwere immer wieder mit der Illusion von Leichtigkeit und bizarrer Dynamik konfrontiert. Anscheinend chaotisch bewegt sich in künstlerischen Gestalten das schimmernde Ganze der Welt als eine ewige Substanz aus vergänglichen Elementen in allerlei Richtungen, sodass unweigerlich der Eindruck der Unmöglichkeit jeglicher rational verständlicher Orientierung entsteht.

Die Welt wurde immer wieder als Illusion oder als Theater dargestellt. Ein besonderer Hang der barocken Kultur zum Theatralischen ließ sie ein auffallendes Interesse fürs Theater und dessen Architektur entwickeln. So ist es nicht verwunderlich, dass die heute vorherrschende Form der Schauspielhäuser mit der vom Zuschauer physisch getrennten Bühne als ‚Guckkasten‘ aus der Epoche des Barock stammt. Diese Bauweise ermöglichte den Gebrauch von illusionistischen Kulissen und komplizierten Mechanismen, mit denen die Naturgesetze scheinbar überwunden werden konnten. Auf solche Weise entstand und lebte in der Kunst die Welt der barocken Trugbilder.

1 Vgl. Schweikle, I./Metzler, G.: Literatur Lexikon, Begriffe und Definitionen, 2., überarb. Aufl., Stuttgart 1990, S. 40ff.

Ein Gegengewicht zu den extremen Schwankungen des Geistes und den verzweifelt Versuchen, Polaritäten innerhalb eines künstlerischen Ganzen zu vereinigen, schuf der christliche Stoizismus. Die stoische Philosophie wurde in einem überkonfessionellen Sinne neu interpretiert und so intensiv angeeignet, dass sich in der heutigen Kulturgeschichte die Vorstellungen von der Stoa-Renaissance des 16. und 17. Jahrhunderts etabliert haben.

Die asketische Tugenden- und Pflichtenlehre der Stoiker bildete eine überzeugende Basis für die charakteristische Ethik des aufsteigenden Beamtentums, das in schweren Zeiten nach einer vertretbaren Haltung in der vergänglichen Welt des Leidens und der Anfechtungen suchte. Diese Wandlungen der Positionen lässt mit Deutlichkeit die Tragödie von Andreas Gryphius „Großmütiger Rechtsgelehrter oder Sterbender Aemilius Paulus Papinianus“ (1659) erkennen.

Zu einem anderen Gegengewicht wurden die mystischen Strömungen, welchen der Barock auf dem Weg zur Verinnerlichung und Individualisierung des Glaubens schnell zum Durchbruch

verhalf. Beeindruckende Zeugnisse davon finden sich in Jakob Böhmes (1575-1624) „Aurora oder Morgenröte im Aufgang“ (1612) oder in Johann Valentin Andreaes (1586-1654) „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz anno 1549“ (1616).

Das Erbe von Jakob Böhme, einst ein Bauernsohn und Schuhmacher, der zu einem bedeutenden deutschen Mystiker und Theologen wurde und der von Georg Friedrich Wilhelm Hegel (1770-1831) als „erster deutscher Philosoph“ verehrt wurde, entfaltete über Jahrhunderte seinen Einfluss auf die internationale Kultur.

Im deutschsprachigen Raum erreichte der Barock seine Blüte in der bildenden Kunst und Architektur des katholischen Südens erst um die Wende zum 18. Jahrhundert, als sich das Land allmählich von den wirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholt hatte. Die literarischen Entwicklungen des Barocks lassen sich jedoch bereits früher, während des Krieges, feststellen, wenn man die reichhaltige Dichtung, vor allem aus dem protestantischen Norden und Osten, in Betracht zieht.

Barockliteratur

Der humanistische Glaube an die Wirkung des Wortes stand in der Barockzeit nicht nur im Dienste der christlichen Glaubensverkündung, sondern verwirklichte sich in einer mannigfaltigen weltlichen Literatur, die, wenn auch sehr langsam, immer mehr Anhänger gewann. Künstlerische Texte wurden im 17. Jahrhundert von einem relativ kleinen Kreis geschaffen, der meistens aus bürgerlichen oder adeligen Dichtern, die dem Gelehrtenstand angehörten, bestand. Die meisten von ihnen hatten während ihrer Universitätsausbildung die Artistenfakultät durchlaufen, waren also mit Rhetorik und Poetik vertraut und verfügten unter anderem über eine gelehrte philologische Vorbildung. Dies galt für die Ausübung der Dichtkunst als unerlässlich. Die Dichtungen betrachtete man hauptsächlich als „Neben-Werck“ der Geistlichen, Universitätsprofessoren, Ärzte und Beamten.

Frauen waren ausgeschlossen von der öffentlichen Bildung und konnten deshalb nur mit erheblichen Schwierigkeiten und eher selten Zugang zur Dichtkunst erreichen. Diese wenigen Ausnahmen sind z.B. Sybilla Schwarz (1621-1638), Susanna Zeidler (1657-1706) und Catharina Regina von Greiffenberg (1633-1694),

die allerdings nur einem engen Fachkreis bekannt sind. Das eigentliche Zeitalter der gebildeten Frauen setzte erst in der Epoche der Aufklärung ein.

Ausnahmen bildeten etwa der Wolfenbütteler „Museum“ von Herzog August dem Jüngeren (1579-1666) und seiner Frau Sophie Elisabeth (1613-1676) sowie der Dichter- und Freundeskreis der Nürnberger Pegnitzschäfer, eine literarische Gesellschaft, die 1644 von zwei Dichtern, dem ausgebildeten Juristen Georg Philipp Harsdörffer (1607-1658) und dem Theologen Johann Klaj (1616-1656), gegründet wurde und ihren Namen der durch Nürnberg fließenden Pegnitz verdankt.

Auch das Publikum, auf welches die literarischen Werke ausgerichtet waren, umfasste besondere Kreise der Bevölkerung. Die Leserschaft musste hohe Bildung aufweisen, unter anderem Latein und neuere Fremdsprachen beherrschen, und zudem für die weltliche Literatur aufgeschlossen sein, was in jener Zeit keinesfalls eine Selbstverständlichkeit war. Auch ein gewisser Wohlstand war zusätzlich erforderlich, denn Bücher waren teuer und öffentlich zugängliche Bibliotheken gab es kaum.

Könige und Fürsten waren auf die Leistungen der Gelehrten und Dichter angewiesen. Literarische Werke dienten nicht nur dazu, dem Herrscher und seiner Regierungszeit den Glanz der Ewigkeit zu verleihen, sondern man brauchte die Texte ad hoc als „Alltagsbegleiter“ zu praktischen Zwecken.

Die Literatur des 17. Jahrhunderts war in ihrem wesentlichen Teil Gelegenheitsdichtung, anders gesagt – Casualcarmina. Über die Bedeutung solcher Gedichte im Leben eines Menschen schrieb Martin Opitz in seinem „Buch von der Teutschen Poeterey“ (1624):

„Es wird kein buch / keine hochzeit / kein begräbnis ohn uns gemacht /.../ Man will uns auf allen schüsseln und kannen haben, wir stehen an wänden und steinen, und wann einer ein haus, ich weiß nicht wie, an sich gebracht hat, so sollen wir es mit unseren versen wieder redlich machen.“

Nicht anders als in der Geschichte der Musik oder der bildenden Künste wurden literarische Werke auf Bestellung und häufig gegen Bezahlung geschrieben. Auch hinter anderen Literaturgattungen lassen sich oft praktische Zwecke erkennen, ob es sich um anlassgebundene religiöse Dichtung, um das pädagogisch und religiös motivierte Schul- und Jesuitendrama oder um höfische Festspielsdichtung handelt. Der rhetorische Grundcharakter der Literatur des 17. Jahrhunderts weist darauf hin, dass die Dichtung vorwiegend bemüht war, lehrhaften Zwecken zu dienen und zu einem tugendhaften Leben anzuleiten.

Davon zeugt zum Beispiel die Poetik des Philologen und Dichters August Buchner (1591-1661), nach der die Literatur hauptsächlich vorführen soll, „was zu thun oder zulassen sey“. In dieser Hinsicht war die deutsche Literatur von denselben Konventionen geprägt wie die meisten europäischen Literaturen der Zeit.

Gemeinsamkeiten finden sich auch in weiteren Bereichen der barocken Dichtung. So ist die Lyrik des 17. Jahrhunderts bestrebt, Erfahrungen nicht unmittelbar mitzuteilen, sondern rhetorische Figuren auf geistreiche Art zu verwenden, um dem Leser einen intellektuellen Genuss zu bereiten. Der Dichter wurde als virtuoser Artifex gesehen. Er suchte prinzipiell nicht nach Originalität und beleuchtete traditionelle Motive und Themen von verschiedenen Standpunkten, sodass scheinbar konträre Blicke und Aspekte in einem Werk koexistieren.

Die beliebtesten Stilmittel der europäischen Barocklyrik, wie etwa das Oxymoron, das scheinbar Widersprüchliches in einer Figur vereint,

sind mehr als Spielereien des Spieles wegen. Die ludistisch wirkenden Elemente der Werke sind Ausdruck der Kollision von alten und neuen Weltbildern, die – unbehindert durch die geografischen Grenzen – in unterschiedlichen Gesellschaften aufeinanderprallten. Auch jenseits der Lyrik lässt sich das Gleiche beobachten. Viele Eigenschaften anderer Literaturarten, die sich im Wesentlichen wegen der politischen Macht Frankreichs unter dem zunehmenden Einfluss der französischen Sprache und Kunst entwickelten, wirken international einheitlich.

Im deutschsprachigen Raum lag der Schwerpunkt des literarischen Lebens im protestantischen Norden und Osten, wo die von Luther angeregte Sprachpflege fortgesetzt wurde. Die Notwendigkeit lässt sich beispielsweise aus der Klage eines anonymen Dichters aus dem Jahr 1638 verstehen:

*Ich teutscher Michel, versteh schier nichel
In meinem Vatterland, es ist ein schand...*

Im zitierten „Klaglid wider alle Sprach-Verderber“ wird die wachsende Flut der lateinischen und französischen Fremdwörter sowie der breite Gebrauch der Fremdsprachen durch die Vertreter der Oberschicht kritisiert, aus deren Rede der „teutsche Michel“ „schieer nichel“, also „gar nichts“, versteht. Als Reaktion auf diese Lage entstanden im 17. Jahrhundert in verschiedenen Städten Sprachgesellschaften, die versuchten, Deutsch als Literatursprache auf einen vergleichbaren Stand mit Latein oder Französisch zu heben. Diese lokalen Vereinigungen galten in der Zeit der extremen territorialen Zersplitterung Deutschlands als die eigentlichen literarischen Zentren im 17. Jahrhundert.

Das erste und bedeutendste Zentrum war die „Fruchtbringende Gesellschaft“, die 1617 nach dem Vorbild ausländischer Akademien, insbesondere der italienischen „Accademia della Crusca“, gegründet wurde und sich die „erbawung wolanständiger Sitten“ sowie die Pflege der deutschen Sprache zur Aufgabe machte.

Im 17. Jahrhundert entstanden die erste deutschsprachige Grammatik, die „Teutsche Sprachkunst“ (1641) von Justus Georg Schottel(ius) (1612-1676), sowie die durch lateinische und französische Konventionen beeinflusste, aber bereits den Bedürfnissen der deutschen Dichtung angepasste Poetik „Buch von der Teutschen Poeterey“ von Martin Opitz, der sich den niederländischen Gelehrten und Dichter Daniël Heinsius (1580-1655) zum Vorbild genommen hatte. Auf diesem Buch beruht Opitz' Ruhm als

Wegbereiter und Organisator der deutschen Barockdichtung. Sein poetologisches Werk wurde durch August Buchners „Kurzer Wegweiser zur Deutschen Tichtkunst“ (1663) und „Anleitung zur Deutschen Poëterey“ (1665) sowie von Johann Peter Titz' (1619-1689) „Zwey Bücher von der Kunst Hochdeutsche Verse und Lieder zu machen“ (1642), Johann Klajs „Lobrede der Teutschen Poëterey“ (1644) und Georg Philipp Harsdörffers „Poetischer Trichter“ (1647-1653) fortgesetzt.

**Palm-baum
der höchst-löblichen
Frucht-bringenden Gesellschaft
zu ehren aufge-
richtet.**

— — — — —
übliche / liebliche
früchte mus allezeit bringen
des Palmen-baums ewige Zier /
darunter auch Fürsten selbst singen/
lehren und mehren mit heisser begier
die rechte der deutschen hoch-prächtigen jungen/
die sich mit ewigen preise geschwungen
hoch über die andern sprachen entspor:
wie sohr
dis land/
mit hand/
durch krieg /
durch sieg/
durch fleis/
mit schweis/
den preis/
das pfand/
ent-wandt
der Welt ;
wie aus der taht erhält.

— — — — —

Figurengedicht Palmbaum, Philipp von Zesen

In der Barockzeit ist vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges der Tod allgegenwärtig. In der Literatur und Poesie zeigt sich dies im deutschsprachigen Raum in der Verwendung des Kontrastes von hell und dunkel, von Leben und Tod – eine zusätzliche Tiefe, die dem Bewusstsein des allgegenwärtigen Todes entspringt. Eine besondere emotionale Prägung erreicht das Motiv des Schmerzens sowie der Vergänglichkeit und Vergeblichkeit alles Irdischen bei Andreas Gryphius in seinem berühmten Gedicht „Einsamkeit“ (1650, 1663):

*Hir / fern von dem Pallast; weit von des Pövels
Lüsten /
Betracht ich: wie der Mensch in Eitelkeit vergeh'
Wie / auff nicht festem Grund' all unser Hoffen
steh'*

*Wie die vor Abend schmähn / die vor dem Tag
uns grüßten.
Die Höl' / der rauhe Wald / der Todtenkopff /
der Stein /
Den auch die Zeit aufffrist / die abgezehrten Bein*

Aus der barocken Lyriktradition stammen auch zahlreiche heute noch bekannte Kirchenlieder im evangelischen Gesangbuch, wie „O Haupt voll Blut und Wunden“ von Paul Gerhardt (1607-1676). Die Geschichte dieses Liedes hat viel von der barocken Paradoxie und Vorliebe für eine Zusammenfügung von Kontrasten. Der Text, der in einzelnen Strophen dem Musikliebhaber dank Johann Sebastian Bachs (1685-1750) „Matthäus-Passion“ (1727) gut bekannt ist, wird in seiner Urversion zur Melodie eines durch und durch weltlichen Liebesliedes gesungen, die von Hans Leo Haßler (1564-1612), einem Komponisten, Uhrmacher und Verfertiger von Musikautomaten, geschaffen und 1601 in seinem „Lustgarten neuer deutscher Gesäng“ veröffentlicht wurde. Die Anfangszeilen des von Haßler ursprünglich vertonten Liebesgedichtes unbekannter Herkunft aus dem 16. Jahrhundert lauten: „*Mein Gmüth ist mir verwirret, / das macht ein Jungfrau zart*“. Die schöne Melodie wurde ohne Weiteres, durchaus im barocken Sinne, von der Schilderung der Liebe zu einer Frau auf die Darstellung des höchsten religiösen Gefühls übertragen. Sowohl bei der weltlichen als auch bei der religiösen Lyrik des Barock fällt auf, dass die Körperlichkeit eine besondere Bedeutung hat: So nimmt z.B. die mystische Liebe zu Jesus Christus im barocken Kirchenlied beinahe physische Züge an. Am Thema von Jesu Tod und Auferstehung konnten sich die Dichter des Barock der Faszination des Paradoxen ganz hingeben.

Eine Öffnung der Literatur für ein etwas weniger gelehrtes Publikum ist das Erzählwerk Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens (ca. 1622-1676). Sein „Simplicissimus“ (1669) wurde zum ersten berühmten Roman in deutscher Sprache. Dieser vielschichtige Text, dessen Struktur durch den barocken Symbolismus geprägt ist, beschreibt den Lebensweg der Hauptfigur in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges.

Das Erzählen entfaltet sich mannigfaltig – lebhaft, ironisch und zugleich traurig, realitätsnah, aber auch mit vielen Anspielungen auf das antike Erbe sowie auf die Leistungen des spanischen und französischen Schelmenromans.



Frontispiz der Erstausgabe 1669

Neben der herausragenden Rolle, welche die Barockzeit für die Entwicklung der Prosagattungen gespielt hat, war die Bedeutung dieser Epoche für die Entfaltung der Lyrik besonders wichtig.

Barocke Architektur

Das politische Geschehen der Barockzeit bestimmten zwei Mächte: der absolutistische Staat und die wieder erstarkte absolutistische Kirche. Sie brauchten eine neue Art der Repräsentation ihrer Macht. Die schlichteren architektonischen Formen der Renaissance, ihre Ruhe und Klarheit, entsprachen nicht mehr der Zeit, eigneten sich kaum für das Festhalten des veränderten Weltbildes und wurden nun in Bewegung, Fülle und Pracht verwandelt.

Die Gleichmäßigkeit der Renaissance-Fassade wich einer Symmetrie, die hierarchisch den Mittelpunkt hervorhob. Der Zusammenhang zwischen Form und Funktion wurde verwischt – zugunsten der ornamentalen Elemente und der beeindruckenden Illusionen. Drastische Kontraste erhöhten die Dramatik der Architektur. So wie der Kontrast von Tod und Leben als Motiv in der Literatur immer wieder vorkam, arbeitete

Die von Martin Opitz in die deutsche Literaturgeschichte eingeführte „weltliche“ Poesie war vorwiegend humanistischen Traditionen aus der Renaissance verpflichtet. Diese Lyrik war bemüht, die religiösen Energien, wie bei Gryphius, in eine reiche, Toleranz einfordernde Tradition einzubinden und damit für ein friedliches Leben im Diesseits fruchtbar zu machen. Die Dichtung stellte sich Hass, Krieg und Krisen entgegen und gründete auf Versöhnung und Sympathie eine Tradition der neuen Verbindung der geistlichen und weltlichen Liebe.

Die Mystiker der Barockzeit eigneten sich für ihre Liebesbotschaft und den Umgang mit Jesus die Sprache des Hoheliedes und das Konzept des Neuplatonismus an. Dies ist mit Deutlichkeit im Schaffen des deutschen Jesuiten, Dichters und Kritikers der Hexenprozesse, Friedrich Spee (1591-1635) oder der protestantischen Mystikerin und Lyrikerin, Catharina Regina von Greiffenberg, einer Autorin berühmter Figurengedichte, sichtbar. Weltliche Dichter wie Paul Fleming (1609-1640), Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1616-1679) und Johann Christian Günther (1695-1723) proklamierten das Naturrecht glücklicher diesseitiger Liebe. Beide Strömungen erstrebten so auf unterschiedliche Weise das in der Renaissance vorformulierte, aber von den Kirchen als Sünde gebrandmarkte Ideal des Menschen als eines mit der Gottesebenbildlichkeit geadelten „Gottes auf Erden“, das viel später in der Geniekonzeption des Sturm und Drang eine Krönung fand.

die Architektur mit immer kühneren geometrischen Gegensätzen. Runde und ovale Fenster, Fassaden mit geschwungenen Linien sowie abgerundete Giebel wurden zu Stilmerkmalen.

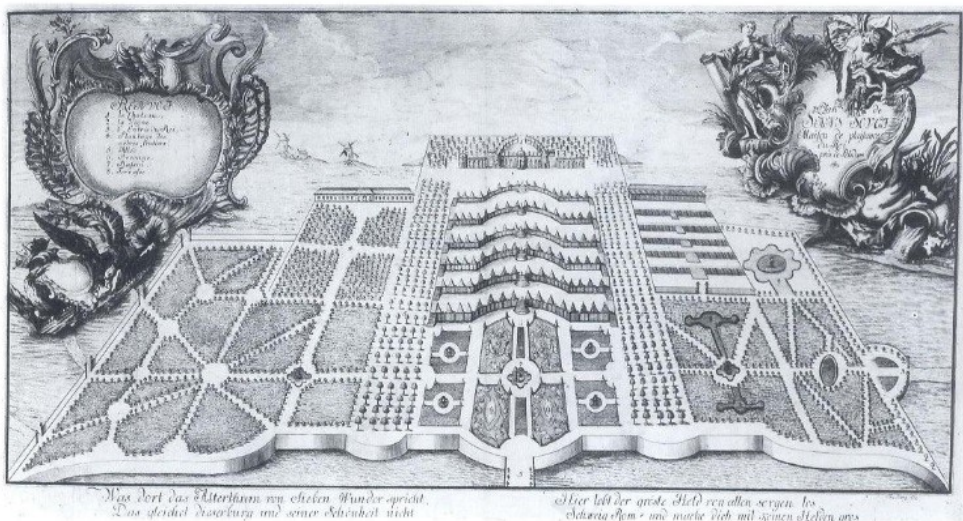
Auch im Innenraum der Kirche zeigt sich die Vorliebe für das Dramatische. Die häufig vorkommende erhöhte Kuppel über dem Altar ermöglichte besondere Lichteffekte. Durch unterschiedliche Fenstergrößen konnte man den Altarraum wesentlich heller erscheinen lassen als den Rest der Kirche. Die seit der Renaissance bekannte mathematische Perspektive wurde für optische Illusionen eingesetzt, um den Übergang zwischen Gebäudestrukturen und gemalter Dekoration zu verschleiern. Die Decken wurden oft als Himmel ausgemalt und mit himmlischen Figuren bevölkert. Der reich inkrustierte Fußboden konkurrierte und korrespondierte mit den Deckengemälden. Die Wände ließen die

beiden Ebenen zu einem bizarren und dynamischen Ganzen zusammenwachsen, sodass der Eindruck einer stets bewegten, chaotischen, bezaubernden Welt entsteht, in der man sich kaum orientieren oder sonst irgendwie festhalten kann.

Dieser Baustil entwickelte sich zuerst in Italien, vor allem in Rom als Zentrum der Gegenreformation. Diese neue Phase in der Kunstgeschichte wurde durch den Maler, Bildhauer und Architekten Michelangelo (1475-1564) vorbereitet und durch den Bildhauer Giovanni Lorenzo Bernini (1598-1680) zu einem Höhepunkt geführt. Der italienische Einfluss war besonders stark in Süddeutschland und Österreich. Dort

entstanden prächtige Kirchenbauten wie der Salzburger Dom, die Theatinerkirche in München, die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen in Franken und die Klosterkirche von Ottobeuren in Schwaben. Zahllose Pfarrkirchen aus der Zeit des Barock prägen noch heute das Bild der süddeutschen und österreichischen Dörfer und Städte und sind Mittelpunkte ihres religiösen Lebens.

Versailles, die Residenz des französischen Königs, war das Vorbild für zahlreiche Fürstenschlösser, wie für Schloss Nymphenburg in München, die Residenz der Fürstbischöfe in Würzburg, die kaiserliche Hofburg in Wien oder die Schlösser der preußischen Könige in Berlin.



Plans de Sans Souci, um 1746

Auch die französische Gartenkunst, die im 17. Jahrhundert eine Gleichstellung mit Malerei und Architektur erreichte, gewann – verkörpert durch André Le Nôtre (1613-1700) – im deutschsprachigen Raum an Einfluss. Es entstanden Barockgärten à la Versailles, von denen einige – wie der Garten in Weikersheim – bis heute gepflegt werden. Das typische Barockschloss bildete den Mittelpunkt einer genau geplanten Parkanlage, oft sogar einer durchdacht geplanten Stadt.

Die absolutistische Gesellschaftsordnung spiegelte sich in der Geometrie des Stadt- oder Gartenplans wider, wo Straßen und Alleen strahlenförmig auf den Mittelpunkt zuliefen. Eine besondere Rolle im hierarchisch aufgebauten Ganzen spielten allerlei Treppen, außerhalb und innerhalb der Schlösser. Eine der berühmtesten davon befand sich in der gewaltigen Schlossanlage, die Johann Balthasar Neumann (1687-1753) für den Fürstbischof von

Würzburg errichtet hatte. Hier wurde der ankommende Gast von einer langen und von einem riesigen Deckenfresko des venezianischen Malers Giambattista Tiepolo (1696-1770) überwölbten Treppe empfangen. Ein solches Treppenhaus betonte die Wichtigkeit des Ortes und die Bedeutung des Hausherrn, indem es den Zugang für den Gast theatralisch in die Länge zog.

Zusätzlich zu den repräsentativen Hauptschlössern entstanden im Barock auch Jagd- und Lustschlösser. Sogar das eher asketische Preußen erlaubte sich im Schloss Sanssouci bei Potsdam diesen Luxus. Zu den berühmtesten Beispielen solcher Architektur zählt der Dresdner Zwinger des Architekten Matthäus Daniel Pöppelmann (1662-1736).

Diese übergroße Orangerie mit zwei Flügelbauten, die als großzügig dekorierte Kulisse um einen größeren Festplatz herum angelegt ist, erinnert an die Begeisterung der Barockepoche für

Sammlungen jeglicher Art – botanische und zoologische Gärten, Kunstkammern voller Raritäten und Seltsamkeiten, Sammlungen der Mineralien und Bücher, die als Gesamtheit modellhaft für die Fülle und Mannigfaltigkeit der Welt standen. In den Jahrzehnten nach 1700 klingt die Kunst des Barock in den leichteren und zierlicheren

Barockmusik

In der Musikwissenschaft wird die Zeit zwischen den Werken Claudio Monteverdis (1567-1643) bis zum Tod Johann Sebastian Bachs (1750) als Epoche der Barockmusik bezeichnet. Wie alle Kunst dieser Zeit diente auch die Musik im Barock dem Bedürfnis nach Repräsentation der Macht und wurde an Fürstenhöfen entsprechend gefördert und großzügig finanziert, auch in den Reichs- und Handelsstädten waren Stadt- oder Ratsmusiker angestellt. Ihr Aufgabenbereich umfasste die Repräsentation des Gemeinwesens durch Musik, die Mitwirkung bei der Kirchenmusik sowie die Aufwartung bei privaten Festen. Die Ausführung der Kirchenmusik in den protestantischen Städten oblag dem Kantor und Organisten.

Besondere Kennzeichen der Barockmusik waren der sogenannte Generalbass (it. *basso continuo*), eine zumeist von Cello und Cembalo gespielte durchgehende Bassbegleitung, sowie die „Affektenlehre“: Ziel der Musik sollte es sein, den von seinen Gemütszuständen (Affekten) geleiteten Menschen nicht nur musikalisch darzustellen, sondern auch die Zuhörer zu berühren und in die Stimmung mit einzubeziehen. Um diese Effekte zu erzielen, wurden die glatten, ineinander verwobenen Stimmen, die die Musik der Renaissance kennzeichnen, zugunsten starker Kontraste aufgebrochen – laut und leise, langsam und schnell, Solostimme und Begleitung bestimmten den neuen Stil.

Neben Solokonzert, Concerto grosso, Solo- und Triosonate spielte die Oper als neu entstandene Gattung eine große Rolle. In Deutschland entwickelte sich ausgehend von italienischen Vorbildern ab Mitte des 17. Jahrhunderts eine eigenständige Operntradition. Als erstes freistehendes Opernhaus Deutschlands wurde 1657 das Münchener Hoftheater eröffnet. Das Opernhaus in Hamburg besteht seit 1678 und war von Beginn an im Gegensatz zu den Hoftheatern der Königs- und Fürstenhöfe öffentlich und damit für breitere Gesellschaftsschichten zugänglich. Es brachte sowohl neue Werke deutscher Komponisten wie Georg Friedrich Händel

Formen des Rokoko aus. Unter Beibehaltung der vom Barock gesetzten dramatischen Akzente betont das Rokoko die spielerischen Möglichkeiten des Stils, wie es in der Gestalt der von Domenico Zimmermann (1685-1766) erbauten Wieskirche in Oberbayern sichtbar ist.

(1685-1759) oder Georg Philipp Telemann (1681-1767) als auch Bearbeitungen französischer und italienischer Opern auf die Bühne.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts wurden zudem Fortschritte im Instrumentenbau erzielt. Das Cembalo, ein damals verbreitetes Tasteninstrument mit Saiten, wurde verbessert, wodurch das erste Hammerklavier entstand. Dabei wurde ein neues Prinzip bei der Einstimmung oder Temperierung dieses Instrumentes entwickelt. Anstelle der natürlichen Intervalle wurden die Zwischentöne nunmehr mathematisch genau verteilt. Dieses Prinzip liegt auch dem modernen Klavier zugrunde. Erstmals war es damit möglich, Tonarten unbegrenzt zu wechseln und so zu einem ausdrucksvollen und farbenreichen Klang zu kommen. Auch andere Instrumente wie die Flöte oder die Oboe wurden technisch weiterentwickelt, sodass sie vielseitiger und virtuoser eingesetzt werden konnten. Eine besondere Bedeutung kommt in der deutschen Barockmusik der Orgel zu. Während im 16. Jahrhundert das Orgelspiel, wie das Instrumentenspiel überhaupt, nur ein Nachhall des Gesanges war, wurde es nun zu einer selbstständigen Kunst erhoben. Im Frühbarock wurde die Musik von der norddeutschen Orgelschule geprägt. Einer ihrer Begründer war Samuel Scheidt (1587-1654).

Gemeinsam mit Heinrich Schütz (1585-1672) und Johann Hermann Schein (1586-1630) wirkten sie wesentlich auf die Musik ihrer Zeit ein. Als weiterer wichtiger Vertreter gilt Dietrich Buxtehude (1637-1707), den sich der junge Bach zum Vorbild nahm und von dem er vermutlich Unterricht erhielt.

Als einer der größten Meister dieser Kunst gilt Johann Sebastian Bach (1685-1750), der aus Eisenach in Mitteldeutschland stammt und am Fürstenhof in Weimar, später als Kantor der heute noch für ihren Knabenchor berühmten Thomaskirche in Leipzig wirkte. Mit Recht hat man seine polyphonen Werke, seine Orgelmusik, seine Kantaten und Passionen als „gotische Kathedralen in Tönen“ bezeichnet, in denen sich

rationale Klarheit mit tiefer, mystischer Religiosität vereint. Der zweite Höhepunkt der barocken Musik ist das Werk Georg Friedrich Händels (1685-1759), dessen „Wassermusik“ (1717,

1743) und „Feuerwerksmusik“ (1748), aber auch „Messias“ (1741) an den festlichen Glanz und die Pracht der Fürstenhöfe und Kirchen jener Zeit erinnern.

Wissenschaft in der Barockzeit

Die Bemühungen der Künstler aus unterschiedlichen Sphären traten nicht selten in Verbindung mit den Leistungen der Wissenschaftler. Eine Verkörperung dieses Zusammenwirkens bietet in der deutschen Kulturgeschichte die Erfindung des europäischen Porzellans durch den Alchimisten und Chemiker Johann Friedrich Böttger (1682-1719), den Naturforscher Ehrenfried Walther von Tschirnhaus (1651-1708) und mehrere Fachkundige. Ihre Arbeit führte zur Einrichtung der berühmten „Königlich-Polnischen und Kurfürstlich-Sächsischen Porzellan-Manufaktur“ in Dresden und am 6. Juni 1710 zur Eröffnung ihrer Produktionsstätte auf der Albrechtsburg in Meißen. Hier – so glaubte man – sei das Geheimnis der Porzellanherstellung leicht zu schützen. Aber bereits wenige Jahre später wurde das Geheimnis verraten und schon 1718 gründete Samuel Stöltzel (1685-1737) die zweite Porzellanmanufaktur in Wien.

Zu den bedeutendsten Wissenschaftlern gehört auch der Mathematiker, Astronom und evangelische Theologe Johannes Kepler (1571-1630), der 1609 das astronomische Fernrohr erfand und die Gesetzmäßigkeiten entdeckte, nach denen sich Planeten um die Sonne bewegen. Damit zählt Kepler zu den Begründern der modernen Naturwissenschaften. Der Mathematiker, Geodät und Tübinger Professor für Hebräisch und

Astronomie, Wilhelm Schickard (1592-1635) entwickelte die erste mechanische Rechenmaschine (1623). Otto von Guericke (1602-1686) erfand die Vakuumtechnik. Mit seinem Experiment der Magdeburger Halbkugeln zeigte er die Wirkung des Luftdrucks und bewies die Existenz der Erdatmosphäre. Der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm von Leibniz (1646-1716) gilt als einer der bedeutendsten Philosophen des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts und als Vordenker der Aufklärung. Seine Ideen reichten sogar bis nach Russland und brachten Peter I. auf den Gedanken, 1714 das erste russische Museum, die heute noch existierende „Kunstkamera“, in Sankt Petersburg zu eröffnen.

Die Tätigkeit vieler Vertreter und Vertreterinnen des Barock weist über ihre Epoche weit hinaus und schlägt eine Brücke zu der Zeit der Aufklärung, die immer näher rückte, als zum Beispiel 1649, ein Jahr nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, im ausgeplünderten Württemberg als erstem deutschsprachigem Land die allgemeine und obligatorische Schulpflicht eingeführt wurde. Die Leistungen des Barock bereiteten allmählich den Boden für eine ganz besondere Blütezeit der deutschen Kultur, nämlich für die deutsche Klassik, welche die Weltliteratur und Philosophie mit den Werken Lessings, Kants, Schillers und Goethes bereicherte.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Welche Merkmale kennzeichnen die Epoche des Barock und was förderte seine Entstehung?
- Welchen Merkmalen kennzeichnen den Aufstieg Preußens?
- Welche neuen Entwicklungen weist die barocke Literatur auf?
- Welche architektonischen Merkmale sind für die Zeit des Barock charakteristisch und welche Ideen spiegeln diese verschiedenen Bauelemente wider?
- Wie entwickelte sich die Musik im Zeitalter des Barock?
- Wie wirkten die Wissenschaften und Künste im Zeitalter des Barock aufeinander ein?

Zur Vertiefung

- Recherchieren Sie zum Thema „Frauen im Barock“. Legen Sie Ihr Augenmerk besonders auf die unterschiedlichen Rollen der Frauen im Barock, z.B. Hausmutter, Landesfürstin, Dichterin, Nonne. Suchen Sie entsprechende Beispiele heraus und erläutern Sie das Wirken der Personen in ihrem geschichtlichen Kontext und darüber hinaus.

Literatur

- Clark, C.: Preußenbilder im Wandel, in: Historische Zeitschrift, 293/2011, S. 307-321.
- Freist, D.: Absolutismus, Darmstadt 2008.
- Hoppe, S.: Was ist Barock? Architektur und Städtebau Europas 1580-1770, Darmstadt 2003.
- Kemper, H.-G.: Von der Reformation bis zum Sturm und Drang, in: Holznagel, F.-J. et al. (Hrsg.): Geschichte der deutschen Lyrik, Stuttgart 2004, S. 95-260.
- Kleinhubbert, G.: Der Dreißigjährige Krieg: Wie das Inferno die Deutschen prägte, in: Der Spiegel, 19 (2018).
- Kunisch, J.: Absolutismus: europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Regime, Göttingen 1986.
- Meid, V.: Literatur des Barock, in: Beutin, W. et al. (Hrsg.): Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart, Weimar 2001, S. 101-147.
- Münzenmayer, R./Efgang, A.: Der Schlossgarten zu Weikersheim, Heidelberg 1999.
- Römer, K./Dreikandt, U. K./Wullenkord, C.: Tatsachen über Deutschland, 6., neubearbeitete Aufl., Gütersloh 1989.
- Petzoldt, L.: Volksballade: Wo soll ich mich hinwenden? In: Hinck, W. (Hrsg.): Geschichte im Gedicht. Texte und Interpretationen (Protestlied, Bänkelsang, Ballade, Chronik), Frankfurt am Main 1979, S. 51-58.
- Stark, F.: Zauberwelt der deutschen Sprache, nach der Ausgabe: Stark, F.: Faszination Deutsch. Die Wiederentdeckung einer Sprache für Europa, München 1993, Moskau 1995.
- Zettl, E.: Deutschland in Geschichte und Gegenwart. Ein Überblick, 6., neubearbeitete Aufl., Ismaning 1993.

7 Aufklärung



Die Göttin Minerva spendet das Licht der Erkenntnis, Kupferstich von Daniel Chodowiecki aus dem Jahr 1791

Aufklärung – Voraussetzungen und Konstellationen

Als gesellschaftliche und geistige Reformbewegung steht die Aufklärung für tiefgreifende Veränderungen auf wissenschaftlichen, religiösen, geistigen und wirtschaftlichen Gebieten. Ein sich veränderndes Weltbild, im Zusammenhang mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, sorgte für vielfältige Versuche, die bis dato gültigen Ordnungen infrage zu stellen.

Will man den Prozess der Aufklärung im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation¹ als kulturgeschichtliche Epoche, die mit bedeutenden sozialen, kulturellen, gesellschaftlichen und bewusstseinsgeschichtlichen Veränderungen verbunden war, beschreiben, so muss zunächst auf einige besondere Umstände eingegangen werden. In Deutschland begann der Prozess der Hinterfragung alter Ordnungen eher leise und nicht mit großen politischen Umwälzungen oder revolutionärem Gebaren wie in England oder Frankreich. Die Nachwirkungen der großen konfessionellen Spaltungskonflikte des 17. Jahrhunderts, insbesondere des Dreißigjährigen Krieges, waren noch spürbar und auch der Westfälische Frieden von 1648 sorgte nur bedingt für Annäherungen hinsichtlich der Glaubensdifferenzen (vgl. Schneiders 2005). Das Land war am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts in diverse Kleinstaaten zersplittert und wurde von verschiedenen Landesfürsten mit unterschiedlichen Interessenschwerpunkten regiert. Als Großmacht war Preußen – ähnlich wie Österreich – mit einem hohen Maß an Eigenständigkeit ausgestattet und hatte ab der Mitte des 18. Jahrhunderts maßgeblichen Einfluss. Dennoch:

„Die kulturelle Lage in Deutschland entsprach in ihren institutionellen und materiellen Grundlagen der politischen und religiösen Situation. Deutschland war keine religiös-politische, auch keine wirtschaftliche Einheit, sondern bestenfalls eine kulturelle Einheit; folglich gab es keine Hauptstadt, kein politisches und geistiges Zentrum. Der Kulturraum Deutschland hatte zwar eine gemeinsame Sprache, aber ihr fehlte der Schliff einer großen gemeinsamen Kultur wie auch die Förderung durch eine nationale Akademie.“ (Schneiders 2005, S. 87f.)

Diese Ausgangslage sorgte für eine unterschiedlich starke Entwicklung der Ideen von Aufklärung, die sich in den unterschiedlichen Gebieten

Deutschlands nicht gleichmäßig ausbreiteten. Aufklärung im deutschsprachigen Raum spielte sich zunächst vor allem auf religiösem und philosophischem Gebiet ab und war ein Thema der Gelehrten.

Christian Thomasius (1655-1728) beispielsweise entschied sich 1687 dafür, seine Vorlesungsankündigung erstmalig in deutscher Sprache herauszugeben, was als Affront gegen die etablierte Scholastik und als revolutionäre Neuerung angesehen werden muss, da die deutsche Sprache als Muttersprache im Gegensatz zur Gelehrtensprache Latein zumindest theoretisch einen viel größeren Adressatenkreis erreichen konnte. Neben den philosophisch-reformierten Überlegungen zum Naturrecht von Thomasius entwickelte auch Christian Wolff (1679-1754) ein philosophisches Denkgebäude, das die Vernunft sowie klare und deutliche Begriffe von Wissenschaft ins Zentrum des neuen Denkens über die Welt und den Menschen stellte. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts entwickelte sich auch ohne Revolution in Deutschland, eine literarische Öffentlichkeit, die Vernunft, Moral und Tugend im Zusammenhang mit der Bestimmung des Menschen in der Welt ins Zentrum der Betrachtungen rückte. Die Gesichter der Aufklärung in Deutschland veränderten sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts häufig und begünstigten den schrittweisen „Strukturwandel der Öffentlichkeit“.² Im deutschsprachigen Raum kam der pädagogischen Prägung der Aufklärungsbewegung eine bedeutende Rolle zu. Der Bezug auf das pädagogische (vernünftig richtige) Handeln wird im Fortgang der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder ein wichtiger Diskussionspunkt sein. Kritische Philosophen im Deutschland des 20. und 21. Jahrhunderts machen gerade hier die Gründe für das Scheitern der Ideen von Aufklärung fest.

Um die vielschichtige und von zahlreichen Widersprüchlichkeiten durchzogene Aufklärung im 18. Jahrhundert besser betrachten zu können, ist eine *Phasengliederung der Epoche* sinnvoll. Diese Phasen sind gekennzeichnet von unterschiedlichen Merkmalen. Besonders die Entwicklungen auf dem Gebiet der Literatur – hier verstanden als die Gesamtheit kommunizierter Texte – eignen sich zu einer solchen Betrachtung, weil sie im Zusammenhang mit zeitgleich eintretenden sozial-

1 Der Einfachheit halber wird im Folgenden von Deutschland gesprochen, im Bewusstsein, dass es ein geeintes Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch nicht gab. Gemeint sind dann die deutschsprachigen Gebiete des 17. und 18. Jahrhunderts.

2 Vgl. dazu Jürgen Habermas' Dissertation: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, 5. Aufl., Neuwied, Berlin 1971.

und kulturgeschichtlichen Veränderungen stehen. Diese Seite von Aufklärung wird, – und das ist ein typisches Merkmal der deutschen Aufklärung – vor allem literarisch verarbeitet. Im Medium der Literatur wurden auch die Schattenseiten des Emanzipationsprozesses aufgezeigt.

Hier trat die Krise des bürgerlichen Subjekts im Spannungsfeld von Menschwerdung und bürgerlicher Pflicht hervor. Typische Gattungen wie der Bildungsroman oder der psychologische Roman können als historische Quellen dieser ambivalenten Entwicklung gelesen werden.



Christian Thomasius, August Hermann Francke und Christian Wolff

In der Phase der frühen Aufklärung am Ende des 17. Jahrhunderts und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, die vor allem durch die gelehrt-wissenschaftlichen Bemühungen ihrer Vertreter gekennzeichnet ist, wurden die damaligen reformierten Metropolen Halle, Hamburg oder Leipzig zu Zentren frühen aufgeklärten Denkens (Grimminger 1984, S. 33). Zu dieser Zeit blieben die Ideen von Aufklärung noch deutlich an höfische Herrschaftsansprüche gebunden. Gelehrte publizierten ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse zunehmend in deutscher Sprache und sie versuchten, vernünftige Diskurse in deutscher Sprache zu fördern. Kennzeichnend ist die zunehmende Hinterfragung bestehender (Vor)urteile; die alte Scholastik und lateinische Gelehrsamkeit gerieten ins Blickfeld der Kritik.

Zu den wichtigen praktischen Leistungen zählten in dieser Phase beispielsweise die Gründung der Reformuniversität Halle (1694) oder die von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) gegründete Berliner Akademie der Wissenschaften (1700). Aufklärung verfolgte hier vor allem rationalistisch geprägte Prinzipien.

Vernunftgebrauch und die Anerkennung logischer Ordnungen innerhalb der göttlichen Schöpfung waren die bedeutendsten Themen. Dabei etablierte sich zugleich die Auffassung,

der Mensch sei vermittels der Nutzung seines Verstandes und unter Berufung auf die Vernunft prinzipiell in der Lage, diese natürlichen Ordnungen zu durchschauen, ohne dabei in die Untiefen einer allzu kritischen Hinterfragung der christlichen Metaphysik zu geraten.

Ab 1720/30 bis 1750 kam es zu lokalen Erweiterungen der vormaligen Zentren von Aufklärung. Auch in Frankfurt, Göttingen, Lübeck oder Königsberg trieb man die Entwicklung des neuen Gedankenguts weiter voran. Die Bedingungen dafür waren günstig, der literarische Markt wuchs, ebenso wie die Bevölkerung und die sich etablierende Schicht des Bürgertums (Grimminger 1984, S. 40). Die rationalistische Philosophie fand zunehmend Eingang in praktische Lebensbereiche der Menschen und bezog sich dabei vor allem auf das „sittlich gute Handeln“, das an den Maßstäben der Vernunft gemessen werden sollte (Grimminger 1984, S. 44).

In der anschließenden Phase der Hochaufklärung von 1750 bis 1770, die in erster Linie durch staatlich-praktische Veränderungsbemühungen gekennzeichnet ist, wurde Kritik an einer Vernunftauslegung laut, die generelle und allseitige Gültigkeit besitzen sollte (Grimminger 1984, S. 48). Zudem wurden die Verfahren der regelhaften Erkenntnis rationalistischer Prägung

zunehmend durch Erfahrung und Beobachtung ergänzt. Ein wichtiger Vertreter ist Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781), der für das Selbstdenken und Reflexionen über Tugend und Moral ebenso plädierte wie für religiöse Toleranz. Die empirische Erkenntnistheorie gewann an Bedeutung. Mehr und mehr existierten nun rationale Elemente neben emotionalen, empfindsamen neben melancholischen Elementen. Die Widersprüche zwischen höfischer Alleinherrschaft und den Debatten zu vernunftbasierter Machtausübung sowie die Probleme aufgrund der Beibehaltung der Ständegesellschaft blieben bestehen. Möglicherweise förderten aber gerade diese Widersprüche literarische Produktionen so stark, dass es parallel dazu zu einer Steigerung der Lesefähigkeit des Publikums kam. Ein wichtiges Kennzeichen dieser Periode ist außerdem die mit den Widersprüchlichkeiten einhergehende Etablierung der empirischen Psychologie.

In der Phase der Spätaufklärung (1770-1789) sind ein weiteres Anwachsen des literarischen Marktes und eine Ausweitung der öffentlichen Kommunikation festzustellen. Die Aufklärung stand in der Blüte ihrer literarisch-öffentlich geführten Diskurse. Ab etwa 1770 erhielten diese eine politische Konnotation und drehten sich nun auch um den Bruch zwischen Staatsutopie und erlebter Wirklichkeit. Immer wieder sind es gerade die von der Aufklärung propagierten Kategorien des Selbstdenkens auf der einen und der empirischen Erfahrungen auf der anderen Seite, welche die Widersprüche spürbar machten. Das sorgte auch für die Herausbildung verschiedener literarischer Formate. Die Volksaufklärung etwa verwendete andere literarische Formen als das gebildete Bürgertum. Der Bauer erfuhr eine andere Aufklärung als der Bürger oder der Adelige. Aufklärung im deutschsprachigen Raum implizierte eine starke pädagogische Akzentuierung. Es ging nicht nur darum, das Volk aufzuklären und dabei den Bürger zu kreieren, es resultierten daraus Verinnerlichungszwänge, die im 20. Jahrhundert in der aufklärungskritischen Rekonstruktion der beiden Philosophen der sogenannten Frankfurter Schule Theodor W. Adorno (1903-1969) und Max Horkheimer (1895-1973) thematisiert werden.

Wie kaum eine andere Epoche hat die Aufklärung zu einem geistigen Klima beigetragen, das im deutschsprachigen Raum einige kultur-

und geistesgeschichtliche Besonderheiten hervorgebracht hat, die im folgenden Kapitel unter Berücksichtigung einiger ausgewählter Personen und Ereignisse erläutert werden sollen. Etliche Veränderungen auf geistigen, wissenschaftlichen und theologischen Gebieten sorgten für die Herausbildung eines aufgeklärten Selbstverständnisses, welches sich Reformen in eben diesen Gebieten zum Ziel setzte.

Damit verbunden war das Streben nach Klarheit, Wahrheit und überprüfbaren Erkenntnissen, das zugleich zur Emanzipation der Menschen im Denken und Handeln führen sollte.

Die eingängigsten Diskurse zum Begriff „Aufklärung“ stammen aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. 1784 antworteten Immanuel Kant (1724-1804) und Moses Mendelssohn (1729-1786) auf die von dem Theologen Johann Friedrich Zöllner (1753-1804) in der Berlinischen Monatsschrift im Jahr 1783 formulierte Frage, was unter dem Begriff „Aufklärung“ eigentlich zu verstehen sei.³ Der Zeitpunkt mutet seltsam verspätet an, hielt sich doch die Aufklärung bereits seit etwa hundert Jahren für tätig, und er verweist zugleich auf ein wichtiges Kennzeichen von Aufklärung: Reflexion der Vergangenheit und der Gegenwart, gepaart mit der Hoffnung auf eine strahlende Zukunft.

„Aufklärung ist der Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Die bekannten Antworten Kants und Mendelssohns wurden durchaus im Bewusstsein der Problemlagen des Aufklärungsprozesses geschrieben. Nicht weniger pointiert äußerten sich andere Zeitgenossen der Aufklärung.

Die Ambivalenzen zwischen Theorie und Praxis, zwischen philosophischen Ideen und realen Lebenszusammenhängen sind längst das Thema selbst ernannter Aufklärer, Pädagogen und Ärzte geworden und bleiben ein unabgeschlossenes Projekt – bis heute.

„Wir träumten von nichts als Aufklärung, schrieb mir neulich einer der größten Männer Deutschlands, und glaubten durch das Licht der Vernunft die Gegend so aufgehellet zu haben, daß die Schwärmerey sich gewiß nicht mehr zeigen werde. Allein, wie wir sehen, steigt schon von der andern Seite des Horizonts, die Nacht mit all ihren Gespenstern wieder empor. Mit Schrecken sieht man, daß das Uebel so thätig und durchgreifend ist, daß die Schwärmerey immer wirket, und die Vernunft nur spricht.“ (Zimmermann 1786, S.46f.)

3 Zöllner, J. F.: Ist es ratsam, das Ehebündniß ferner durch die Religion zu sancieren? in: Berlinische Monatsschrift, 2, 1783, S. 508-516.

Der aufgeklärte Absolutismus als Staatsform etablierte sich weiter und regte auch notwendige Reformen an, doch vermochte auch er nicht, die durch Aufklärung hervorgebrachten Differenzen, zu überbrücken. Kant äußerte sich zur wichtigsten Voraussetzung von Aufklärung:

„Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit; und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen.“ (Kant 1996, S. 11)

Doch auch Kant konnte die am Ausgang des 18. Jahrhunderts und bis heute drängende Frage danach, wie man Menschen aufklärt, damit sie willens bleiben sich aufzuklären, nicht beantworten.

Aufklärung in Deutschland ist von Anfang an von Ambivalenzen zwischen Freiheit und Gehor-

sam, zwischen Anpassung und Selbstverwirklichung, zwischen dem moralisch Richtigen und dem triebhaften Bösen gekennzeichnet. Diese Widersprüche konnte die Aufklärungsbewegung nie abschütteln.

Es zeigt sich, dass sich aus diesen Kämpfen besondere kulturelle (v. a. literarische) Phänomene ergaben. So steht beispielsweise der Bildungsroman neben dem psychologischen Roman, die schillersche „Schaubühne“ neben den von Verzweiflung und Todessehnsucht strotzenden Selbstzeugnissen junger Theaterliebhaber. Zu den kulturellen Leistungen der Aufklärung gehört auch die Herausbildung bestimmter geselliger Zusammenkünfte, die ihre Vorbilder in England und Frankreich hatten, zum Beispiel Salons, gemeinnützige Gesellschaften oder Geheimbünde.

Institutionen

Die philosophischen, kulturellen und sozialen Entwicklungen des Jahrhunderts begünstigten die Entstehung und Etablierung unterschiedlicher geselliger Vereinigungen wie Lesegesellschaften, Clubs oder Salons. Sie belegen ein wachsendes Bedürfnis nach kommunikativem und intellektuellem Austausch und können als Foren der neuen bürgerlichen Öffentlichkeit angesehen werden. In diesen Einrichtungen trafen sich Bürger mit Adligen und das Anliegen der Selbstaufklärung wurde zum verbindenden Element. Man war bestrebt, sich über die zahlreichen Neuerungen auf allen Gebieten zu verständigen, um sie so zugleich weiter voranzubringen. Abhängig von den Gründungsintentionen ihrer Mitglieder widmeten sich die Gesellschaften in erster Linie der philosophischen Idee von Aufklärung im weitesten Sinne und damit verbunden der Förderung von Wissenschaft, Kunst, Tugend, Literatur oder der Volksaufklärung.

Die Institutionenlandschaft der Aufklärung ist vielgestaltig, wobei Bildung, in Form von Selbstbildung oder Verbreitung von Wissen und Bildung für andere Menschen, das zentrale Merkmal ist.

Das sich etablierende Bürgertum – zu dem neben der bürgerlichen Intelligenz wie Theologen, Professoren, Schriftstellern und Beamten auch Adelige gehörten – organisierte sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts zunehmend in solchen Aufklärungsgesellschaften. Diese Institutionen wurden zu Zentren des intellektuellen-bürgerlichen Austauschs und Interessenabgleichs und stärkten das Bürgertum in seiner Rolle als neue bildungstragende Schicht. Die Entstehung und Verbreitung dieser Institutionen korrespondierte mit der Ausweitung des literarischen Marktes und mit für die Aufklärung typischen Formaten wie beispielsweise den Moralischen Wochenschriften.

Lesegesellschaften

Zu den prominentesten Institutionen im deutschsprachigen Raum gehörten die Lesegesellschaften. Sie entstanden vor allem in der Hoch- und Spätaufklärung und sind Ausdruck der sich ändernden Lesegewohnheiten eines neuen Publikums. Zugleich verweisen sie auf den Wandel des Buch- und Zeitschriftenmarktes.

Seit etwa 1750 wuchs die Anzahl der lesenden Bevölkerung – damit auch die Menge der publizierten Literatur. Im Zuge der Entwicklun-

gen auf dem Buch- und Zeitschriftenmarkt bildeten sich die Lesegesellschaften aus den sogenannten Gemeinschaftsabonnements heraus.

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts kam es zu einer regelrechten Leserevolution (vgl. Engelsing 1974). Nicht nur der literarische Markt veränderte sich, sondern auch die Leser selbst.

Das Selbstverständnis der Aufklärung förderte den Wunsch der Leser, sich mit anderen auszutauschen und Bücher nicht mehr – wie bis da-

to häufig praktiziert – mehrfach zu lesen, sondern extensiv Neues zu lesen. Die Lesegesellschaften wurden deshalb gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu wichtigen Zentren bürgerlicher Bildung und damit zum Erprobungsraum des neuen und selbstbewusster werdenden Bürgertums. Der Zusammenhang von literarischer und gesellschaftlicher Aufklärung mittels Bildung ist also untrennbar mit der Entstehung der Lesegesellschaften verbunden. Die ersten Lesegesellschaften bildeten sich im norddeutschen Raum, was durch die größere Liberalität der protestantischen im Gegensatz zu den katholischen Gebieten begünstigt wurde.

Von zentraler Bedeutung ist die Geselligkeit, in der Bildungsprozesse gefördert werden sollen. Dabei steht der Begriff der Geselligkeit im 18. Jahrhundert selbstverständlich noch viel enger im Zusammenhang mit kollektiven Bildungsprozessen als es im heutigen Sprachgebrauch der Fall ist. So steht in Zedlers Lexikon im Jahr 1735:

„Geselligkeit, ist eine Pflicht, mit andern Menschen eine friedliche und dienstfertige Gesellschaft zu unterhalten, damit alle durch alle ihre Glückseligkeit erlangen mögen.“ (Zedler 1735, zehnter Band, S. 0647)

Patriotische Gesellschaften

Eine weitere Einrichtung des sich aufklärenden Bürgertums waren die Patriotischen Gesellschaften, die wie ihre englischen Vorläufer ab der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden und damit ebenso wie die Lesegesellschaften ein Phänomen der Hoch- und Spätaufklärung sind. Das Gemeinwesen nach den Prämissen der Aufklärung zu fördern, war das Anliegen der Patriotischen Gesellschaften. Ihre Mitglieder waren gebildete Bürger, zumeist Gelehrte und Kaufleute, die sich in freiwilliger Mitgliedschaft zusammantaten. Trotz unterschiedlicher programmatischer Schwerpunktsetzungen einzelner Gesellschaften, arbeiteten alle auf der Grundlage aufgeklärter bürgerlicher Ziele, wobei nicht die Selbstbildung der einzelnen Mitglieder im Vordergrund stand, sondern vielmehr das Wohl aller Gesellschaftsmitglieder. Da die Patriotischen Gesellschaften ein Phänomen der Städte waren, bezogen sich auch ihre Handlungen auf den städtischen Bereich. Die erste Patriotische Gesellschaft wurde 1765 in Hamburg als „Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe“ gegründet – sie besteht bis heute (vgl. Schambach 2004).

Vordergründig ging es nicht um die Vermittlung von Wissen, sondern um ästhetische Aspekte von Bildung, mit dem Ziel, Sitten und Geschmack zu verbessern. Die gesellige Zusammenkunft diente nicht der Zerstreuung und dem Müßiggang, sondern, entsprechend aufgeklärter Prämissen, der Erreichung von Glückseligkeit „aller durch alle“.

Die Mitglieder der Lesegesellschaften entstammten zum größten Teil dem Bürgertum. Handwerker(-Meister) finden sich nur selten in den Mitgliederlisten, ebenso selten wie Bauern. Man kann deshalb davon ausgehen, dass es sich in erster Linie um eine Veranstaltung des gebildeten Bürgertums unter Beibehaltung der Standesschranken handelte. Wer nicht oder nur unzureichend lesen konnte, hatte keinen Zutritt zu den Lesegesellschaften. Auch der zu entrichtende Mitgliedsbeitrag war ein beschränkender Faktor. War man imstande, diese beiden Barrieren zu überwinden, galt es noch, die Abstimmungsmehrheit der Mitglieder zu erreichen. Der Kreis derer, die sich in den Lesegesellschaften trafen, bestand also aus Adeligen, Bürgerlichen wie Beamten oder Theologen und nur ganz vereinzelt aus Frauen.



Das Gebäude der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg an der Trostbrücke

Die Patriotischen Gesellschaften entwickelten eigene schriftliche Kommunikationsmedien. So wurden beispielsweise Vereinsschriften oder Zeitungen herausgegeben, um Gleichgesinnte zu erreichen, aber auch Ratgeber für Handwerker der Stadt oder Bauern in Stadtnähe (Bödeker 1999, S. 288f.).

Nach dem Vorbild der großen Akademien publizierten die Patriotischen Gesellschaften öffentliche Preisschriften, die Fragen zu Themen wie Handel oder Gewerbe behandelten (Lowe 1991, S. 105ff.).

Vertreter der Aufklärung

Die Frage, welche Persönlichkeiten als Protagonisten des bunten Aufklärungstreibens in Deutschland besonders hervorgehoben werden sollten und welche nicht, ist kaum zu beantworten. Ausgehend von der bereits vorgenommenen Phaseneinteilung sollen im Folgenden nur einige Vertreter erwähnt werden, deren Wirken bis heute kulturgeschichtliche Spuren hinterlassen hat.

Gottfried Wilhelm Leibniz

Als Sohn eines Professors wurde Leibniz im Jahre 1646 in Leipzig geboren. Nach dem Besuch der Nikolaischule in Leipzig absolvierte er seine akademische Ausbildung ebenfalls in Leipzig und im thüringischen Jena, wo er Rechtswissenschaften und Philosophie studierte. In diplomatischen Diensten stehend, gelangte er 1672 nach Paris, wo er einige Jahre verbrachte.

Leibniz stand im regen Austausch mit den Geistesgrößen seiner Zeit. Bekannt wurde er auch aufgrund seiner Bemühungen um die Entwicklung einer Rechenmaschine, die er 1673 der Royal Society präsentierte.

Neben seinen mathematischen und physikalischen Forschungen stellte er auch sprachkritische Überlegungen an und veröffentlichte 1697 „Unvorgreiffliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“. Ganz im Sinne der aufkommenden Gedanken zur Aufklärung deutete er Sprache als Spiegel des Verstandes. Infolgedessen vertrat Leibniz die Meinung, dass die Verbesserung des Sprachstandes eines Volkes gleichzeitig eine stärkere Nutzung der Verstandestätigkeit bedeute.

Weiterhin war Leibniz um die Aufrechterhaltung des Kontakts nach Russland bemüht, wohl auch, um seine Pläne für eine Akademie in St. Petersburg voranzutreiben, was aber letztlich aus politischen Gründen scheiterte. Im Jahr

Es bleibt festzuhalten, dass das neue aufgeklärte Bürgertum der Idee nach zwar bestrebt war, Standesschranken zu überwinden, jedoch eher in Richtung Adel als in Richtung der Handwerker und Bauernschaft. Bildung und geselliger Austausch über die aktuellen Themen der sich aufklärenden Zeit wurden zum Mittel, eine neue gesellschaftliche Schicht zu konsolidieren. Die neuen publizistischen Möglichkeiten unterstützten diese Entwicklung und die Literatur wurden ab der Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend für die Sache der Aufklärung eingenommen.

Entsprechend der gesellschaftlichen Umstände, in denen sie gelebt haben, blieb auch ihr Wirken nicht frei von Spannungen und Paradoxien. Sie agierten auf unterschiedlichen Ebenen, waren mehr oder weniger abhängig von einflussreicher Patronage oder kirchlich verordneten Zwängen, gefangen zwischen Zensurauflagen und dem Beginn akademischer und publizistischer Freiheiten.

1711 wurde er in Torgau dem russischen Zaren Peter I. vorgestellt.

Sein breites wissenschaftliches Wirken an der Schwelle vom Barock hin zur Zeit der Aufklärung sorgte dafür, dass Leibniz sich seinen Ruf als Universalgelehrter erarbeitete. Sein Gedankengut bezog sich auf die Bereiche Mathematik und Physik genauso wie auf die Philosophie, Theologie oder Geschichte.

Die 1710 veröffentlichte „Theodizee“ geht der Frage nach, wie die Existenz Gottes angesichts des üblen Zustandes, in dem sich die Welt befinde, erklären lasse. Leibniz' Antwort, der Mensch lebe „in der besten aller möglichen Welten“ sorgte nicht nur für zahlreiche Missdeutungen und Verzerrungen im Verlauf der Geschichte, sie erhält im Verlauf des Prozesses von Aufklärung in Deutschland und durch die Entwicklung der Philosophie in Deutschland eigene neue Prägungen.

1714 veröffentlichte er seine letzte große Systemschrift, die allerdings erst später den Namen „Monadologie“ erhielt. Leibniz' Bestreben, über die Untersuchung der Dinge (der gedachten genauso wie der realen) zu einem tieferen Natur- und allgemeinen Weltverständnis zu gelangen, ist seine eigentliche aufklärerische Tat.

Sein umfangreiches Werk regte nicht nur weitere Ideen und Forschungsrichtungen an, die

erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts weiter vorangetrieben wurden, es brachte ihm auch zahlreiche Kritik ein.

Diese reichte vom Vorwurf des Eklektizismus bis hin zu Vielschreiberei. Leibniz' umfangreiches Werk kann als typisches Aufklärungstreben verstanden werden, das, von Optimismus getragen, nach allen Seiten das erhellende Licht der Vernunft strahlen lassen möchte.

Realitäts-, Glaubens- und Denkbereiche sind es, die Leibniz mittels der Ergründung des Zusammenhangs zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zu ergründen suchte. Um den Tod des Universalgelehrten im Jahr 1716 rankten sich bereits unmittelbar nach der Beisetzung zahlreiche Legenden, die bis heute diskutiert werden. Sein Grab befindet sich in Hannover.



Das Leibnizhaus in Hannover, Neubau mit originalgetreuer Fassade

Philipp Jakob Spener und August Hermann Francke

Der Pietismus als Sonderform des protestantischen Christentums hatte Einfluss auf das neue Aufklärungsdenken am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Kaum eine andere Glaubenshaltung hatte stärkeren Einfluss auf das soziale (und pädagogische Handeln) als der Pietismus. Die geschickte organisatorische und geistige Verbindung als Kennzeichen des Halleschen Pietismus sorgte für einen schnellen Fortschritt der damit verbundenen Projekte.

Der aus dem Elsass stammende Philipp Jacob Spener (1635-1705) leistete mit seiner Schrift „Pia desideria“ (1675) einen entscheidenden Beitrag zur Verbesserung der Glaubenspraxis.

Diese sah er unter anderem in der richtigen Unterweisung der Kinder im Bibellesen gewährleistet. Erst dann könne das Wort Gottes richtig verstanden und praktiziert werden.

Die pietistische Bewegung in Deutschland verband Glauben, Frömmigkeit und das Streben nach Tugend mit praktischer Unterweisung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Die Bestrebungen praktizierter Nächstenliebe einiger Pietisten gipfelten in der Gründung der Franckeschen Stiftungen in Halle im Jahr 1698, angeregt von deren Beobachtungen des sozialen Elends in Preußen.

Die von August Hermann Francke ins Leben gerufene Stiftung, die im Laufe der Jahrzehnte zunehmend erweitert wurde, umfasste zunächst ein Waisenhaus und eine Armenschule.

Die dort lebenden Kinder und Jugendlichen lernten, sich selbst zu versorgen. Es gab eine Apotheke, Gärten zum Anbau von Obst, Gemüse oder Heilkräutern, Bibliotheken und eine Druckerei.



Blick in die Bibliothek der Franckeschen Stiftungen



Blick in den Innenhof der Franckeschen Stiftungen

Hier lag das Zentrum des sogenannten Halle'schen Pietismus. Dennoch dürfen die bedeutenden gemeinnützigen Leistungen dieser Erziehungs- und Bildungseinrichtung nicht darüber hinwegtäuschen, dass die dort praktizierte Pädagogik nicht den späteren aufgeklärten Prämissen entsprach. Oberstes Ziel der dortigen Erziehung der Kinder waren die Brechung des kindlichen Eigenwillens, die strikte Hinwendung zum Glauben und ein hohes Maß an Frömmigkeit. Der pietistische Wertekanon wurde häufig mittels körperlicher Züchtigungen und seelischen Grausamkeiten durchgesetzt. Zahlreiche Quellen aus dem 18. Jahrhundert belegen dies und thematisieren die schlimmen Folgen der dortigen Erziehungspraxis für viele Zöglinge, die erst

später mit Erstarken der philanthropischen Bewegung gemäßigt wurde.

Gerade hier zeigt sich, dass die im Prozess der Aufklärung mitlaufende Tabuisierung scheinbar unvernünftiger Begleiterscheinungen der Vernunft, wie Sinnlichkeit, Leidenschaft, Körperlichkeit u.a., die sich vor allem in deutschsprachigen pädagogischen Ratgebern und Fallgeschichten ab dem 18. und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nachweisen lässt, nicht mittels Disziplinierungsmaßnahmen oder Beichten zu kontrollieren ist, sie wird vielmehr von zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen, etwa der Soziologie, Anthropologie oder der Psychoanalyse viel später thematisiert und in divergierenden Bildern vom Menschen bis heute diskutiert.

Albrecht von Haller

Der Schweizer Gelehrte Albrecht von Haller (1708-1777) ist als bedeutender Lyriker der frühen Aufklärung in die Literaturgeschichte eingegangen. Seine Lehrgedichte machen jedoch den kleinsten Teil seines Wirkens aus. Umfassend gebildet, deutete er selbst sein literarisches Schaffen eher als musische Tätigkeit gegenüber

seiner praktischen Tätigkeit als Arzt. Haller studierte Medizin, Botanik und Mathematik in Tübingen und im niederländischen Leiden. Nach verschiedenen Forschungsaufenthalten unter anderem in England und in Frankreich ließ er sich zunächst als Arzt in Bern nieder, bevor er 1736 einem Ruf an die Göttinger Universität

folgte. Er übernahm die Professur für Medizin und Botanik an der gerade erst gegründeten Universität. In Göttingen sind Hallers Spuren bis heute sichtbar. Der von ihm ins Leben gerufene botanische Garten der Universität wird nach wie vor in der Ausbildung der Studenten genutzt. In Göttingen erreichte Haller die Hochphase seines Schaffens als Mediziner, insbesondere als Anatom und Physiologe.

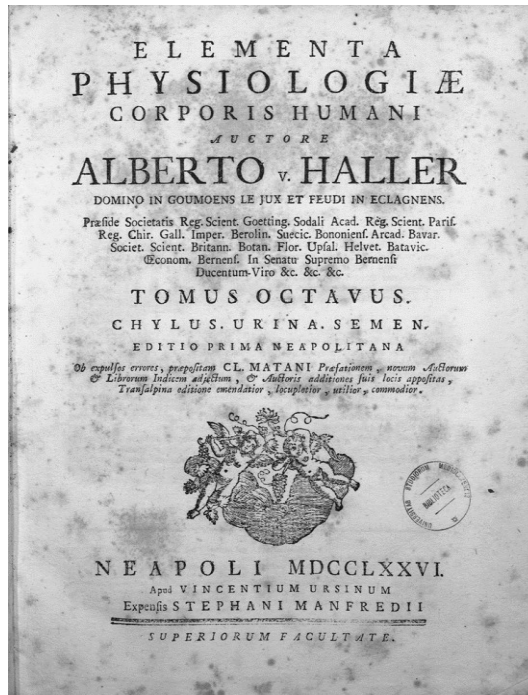
Mit Haller lernen wir einen Zeitgenossen der Aufklärung kennen, der gemäß dem Zeitgeist, kühl und von den Maximen der Vernunft geleitet beobachtete, die empirische Erfahrung zur Grundlage wissenschaftlichen Denkens und Vorgehens machte, der zugleich aber sensibel auf seine Umwelt, die Natur und deren Gewalten reagierte. Letztlich sorgten wohl auch seine Lebensstationen in unterschiedlichen Kleinstaaten des 18. Jahrhunderts für vielerlei Erfahrungen und Anregungen, die ihn zu philosophischen und politischen Reflexionen anregten. Seine Reflexionen zur Nutzung und zum Umgang mit Schriftsprache spiegeln ebenfalls seine aufklärerischen Tendenzen wider, wenngleich sich hier bereits eine Skepsis gegenüber den Kategorien Sprache und Vernunft zeigt. In seinen Gedichten finden sich die Aufklärungsmetaphern, das Helle und das Dunkle, das Sein und das Nichts; ihr Gebrauch verweist bereits auf die spannungsvollen Verbindungen zwischen Aufklärungsstreben und menschlichem Unvermögen.



Albrecht von Haller, Gemälde von Johann Rudolf Huber, 1736

Jean-Jacques Rousseau

Rousseaus Einfluss auf das deutsche Aufklärungsd Denken ist nicht zu unterschätzen. Gerade im Bereich der sich im Zuge der Aufklärung etablierenden wissenschaftlichen Pädagogik (Der erste Lehrstuhl für Pädagogik wurde 1778 eingerichtet und von Ernst Christian Trapp (1745-



Elementa physiologiae corporis humani VIII (acht Bände, 1757-1766)

Hallers staatstheoretische Überlegungen werden in der Verknüpfung literarischer, historischer und politisch-fiktionaler Elemente entfaltet, die aufgrund eben dieser Gestaltung wohl auch eher den geltenden Zensurauflagen entsprachen. So erfolgreich und vielgestaltig sein berufliches Leben war, so traurig verlief sein Privatleben. Bereits mit Anfang dreißig wurde er zum zweiten Mal Witwer. Die Melancholie wird zu seiner ständigen Begleiterin, ebenso wie das Opium, mit dem er zunächst aus wissenschaftlichem Interesse heraus experimentierte.

1818) besetzt) gilt Rousseau als Gewährsmann einer neuen revolutionären Sicht auf die Erziehung des Menschen.

Mit seinem Roman „Emile – oder über die Erziehung“ (1762) legte er den (literarischen) Grundstein zu einer von Natürlichkeit geprägten

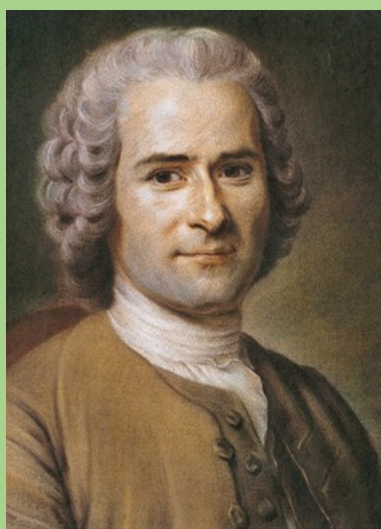
Erziehung im Gegensatz zur (Auf)-Zucht und Züchtigung.

Rousseau wurde 1712 in Genf geboren, wo er seine ersten Lebensjahre verbrachte, bevor er sich dazu entschloss, die Stadt zu verlassen. Sein unstabiles Leben brachte ihn in Kontakt mit einer Vielzahl von Menschen, die für ihn prägend wurden. Rousseau starb 1778 in Ermenonville.

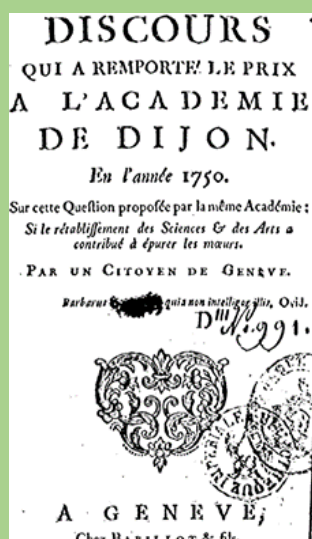
1749 schrieb die Akademie von Dijon eine Preisfrage aus, die lautete: „Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen, die Sitten zu läutern oder zu verderben?“ Diese Formulierung der Fragestellung stellte nicht nur den Optimismus der Aufklärungsbewegung infrage, sondern regte den jungen Jean-Jacques Rousseau zu seiner berühmten Antwort an, in der er argumentiert, dass die Aufklärung keineswegs zur Verbesserung der Wissenschaften und Künste beigetragen habe.

Rousseau verkehrt sie in ihr Gegenteil und spricht von der moralischen Korruptibilität

des Menschen, von Täuschungen und gekünstelter Existenz. Daraus resultierten Doppelmoral und große Probleme bei der menschlichen Identitätsentwicklung. Rousseau konstatierte, dass nicht Wissenschaften und Künste allein für die problematische Entwicklung der Menschheit und der Kultur verantwortlich sind, sondern die Ungleichheit unter den Menschen. Das führte schließlich zu seinem zweiten Discours (1755) über die Ungleichheit der Menschen. Rousseaus Denken kreist um die Ursprünge der menschlichen Existenz, darin scheint für Rousseau das Gute und Wahre aufgehoben zu sein. Im zweiten Discours kündigt sich an, was Aufklärer, Romantiker und Neuhumanisten im deutschsprachigen Raum noch länger beschäftigen sollte: das Problem der Selbsterkenntnis des Menschen. Rousseau plädierte für die genaue Wesenserkenntnis des Menschen. Das delphische Postulat „Erkenne Dich selbst!“ wird erweitert zur Frage: Was ist der Mensch?



Jean-Jacques Rousseau, Gemälde von Maurice de la Tour, 1753



Titelblatt von Rousseaus „Discours sur le Sciences et les Arts“, 1750

Die von Rousseau in diesem Zusammenhang propagierte Hinwendung zur Natur und zu natürlichen Bedingungen des Aufwachsens sorgte in Deutschland zunächst für viel positive Resonanz. Die Betonung der Erfahrung als Erziehungsmittel und Weg, angelegt in einer naturbelassenen Umgebung erschien vielen Pädagogen zunächst sinnvoll und vernünftig.

Doch musste man bald darauf feststellen, dass die von Rousseau (literarisch) konzipierten natürlichen Zustände realiter nicht besonders

erstrebenswert waren. Alle Beispiele der „Naturkinder“, die unfreiwillig isoliert und nicht diskret angeleitet natürlich aufwuchsen, waren und blieben Sorgenkinder der Gesellschaft.

Das Erlernen der Sprache war ihnen nahezu unmöglich, bürgerliche Moral- und Verhaltensmuster kaum vermittelbar und so blieb Rousseaus Ruf „Zurück zur Natur!“ vor allem eine romantische Episode in dem von Erziehungs- und Bildungsüberlegungen beseelten Jahrhundert der Aufklärung. Auch Rousseaus Gedanke der

„Vervollkommnungsfähigkeit“ (Perfektibilität) fand Eingang in das deutsche Bildungsdenken. Pädagogen sahen sich bestätigt und folgten hin und wieder sogar dem impliziten Aufruf Rousseaus, das eigene Handeln zu reflektieren. Im Mittelpunkt stand die Frage nach der Eigenart der kindlichen Natur im Zusammenhang mit der Ausgestaltung der sich etablierenden Profession Pädagogik. Der von Rousseau in bemerkenswerter Weise hervorgehobene Gegensatz zwischen

Natur und Kultur blieb jedoch bis ins 21. Jahrhundert hinein der Motor aufgeklärter pädagogischer Bestrebungen. Rousseau war eine widersprüchliche Persönlichkeit, die zum einen bedeutende theoretische Beiträge zum Fortgang der Aufklärung beigetragen hat, und zugleich mahnte, dass die Suche nach dem Ausgang aus der glücklichen Unmündigkeit Strafen nach ziehen werde, die die Menschheit nie wird abschütteln können.

Immanuel Kant

Am 22. April 1724 wird Kant als Sohn eines Riemermeisters in Königsberg geboren. Die Hauptstadt des Herzogtums Preußens blieb zeitlebens seine Heimat. Er besuchte das Collegium Fredericianum und wechselte mit 16 Jahren auf die Königsberger Universität. Er arbeitete als Hauslehrer bei angesehenen Familien in und um Königsberg und schloss seine akademische Qualifikation mit seiner Habilitation 1756 ab.

Relativ unbeachtet blieb für lange Zeit ein frühes Werk Kants, dessen Titel bereits auf den Zeitgeist der Früh- und Hochaufklärung verweist: Die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtonschen Grundsätzen, abgehandelt von Immanuel Kant“,

erschien in Königsberg und Leipzig im Jahre 1755. Der akademische Durchbruch gelang Kant damit nicht, viel zu sehr war der preußische König Friedrich II. mit der Vorbereitung des Krieges und weniger mit der Schaffung von Lehrstühlen an Universitäten beschäftigt. Dennoch wurde dieses Werk, in dem Kant ohne experimentelle Grundlegungen auskommt, weltbekannt. Kant ist zu diesem Zeitpunkt von seinen deutlich bekannteren philosophischen Hauptwerken, den drei Vernunftkritiken („Kritik der reinen Vernunft“ 1781, der „Kritik der praktischen Vernunft“ 1788, „Kritik der Urteilskraft“ 1790) noch weit entfernt. Von Anfang an tritt er als Denker in Erscheinung, der sich über die Grundfragen der Zeit hinaus, den letzten Zusammenhängen verschrieben hat.



Kants Wohnhaus in Königsberg, zeitgenössische Abbildung

In seiner epochemachenden Beantwortung der Frage: „Was ist Aufklärung?“ stellt er Faulheit, Feigheit und Bequemlichkeit des Menschen als hinderliche Faktoren für den Aufklärungsprozess heraus, doch nicht nur das: Er verwies zugleich darauf, dass Freiheit ebenfalls ein wichtiges Element von Aufklärung sei. Essentiell sei der Mut, „sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“, um die zahlreichen unausgesprochenen Probleme auf dem Weg zur

Aufklärung zu bewältigen. Eine bis heute anerkannte Leistung besteht in der Formulierung und epochemachenden fundamentalen Ausarbeitung der Antworten auf die vier berühmten Fragen: Was kann ich wissen? Was darf ich hoffen? Was soll ich tun? Was ist der Mensch? Philosophie, Ontologie, Theologie, Moralphilosophie, Ethik und Anthropologie werden dabei angesprochen und auch nach Kant weiter bearbeitet.

Die Entstehung der literarischen Öffentlichkeit im Jahrhundert der Aufklärung

Die Terminologie „Entstehung einer literarischen Öffentlichkeit“ steht in einem engen Zusammenhang mit dem Werk zur Sozialgeschichte des deutschen Soziologen Jürgen Habermas (*1929). Habermas entwarf damit einen Rahmen zur Erklärung des „Strukturwandels der Öffentlichkeit“, der trotz aller kritischer Anfechtungen die „Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit“, als eine „Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute“ im Zeichen von Aufklärung und Politisierung deutet (Habermas 1971).

Zu den Voraussetzungen dieser Entwicklung gehören neben der Entstehung geselliger Zusammenkünfte in Form von Lesezirkeln oder literarischen Salons die Weiterentwicklung des Buch- und Zeitschriftenmarktes, die Gewährung der Pressefreiheit und natürlich die schrittweise Entstehung eines an Bildung interessierten Publikums.

Im Hinblick auf die Erweiterung des Buch- und Zeitschriftenmarktes muss Leipzig als Zentrum des Buchhandels eine Vorreiterrolle zugestanden werden. Die dort seit dem 16. Jahrhundert etablierte Buchmesse sowie die dort verlegten Zeitschriften der Aufklärung verweisen auf ein entsprechend aktives Bürgertum. Die Wandlungen des Buchmarktes im Verlauf des 18. Jahrhunderts spiegeln die Phasen des Aufklärungsprozesses wider. Literatur in lateinischer Sprache ging mehr und mehr zurück, ebenso wie genuin theologische Publikationen. Dafür ist ein Anwachsen populärphilosophischer, pädagogischer, naturkundlicher, geographischer Literatur sowie von Romanen zu verzeichnen.

Die sich in der Hoch- und Spätaufklärung entwickelnden Lesegesellschaften und Leihbibliotheken unterstreichen das Bedürfnis des entstehenden Bürgertums nach Lektüre und Diskurs zu aktuellen Themen. Diese geselligen Formen von Bildung begünstigten auch die Entstehung der

bürgerlichen Öffentlichkeit. Doch auch hier können Ambivalenzen ausgemacht werden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sprach man von einer regelrechten „Lese- und Schreibwut“ und man zeigte sich besorgt um das psychische Wohl der Leserinnen und Leser. Lesen und die davon erhoffte geistige Anregung, die von den Aufklärern zunächst gewünscht war, wurde nun von Ärzten und Pädagogen zunehmend als Grund für die moralischen und sittlichen Verfehlungen der Jugend gedeutet. Das prominenteste literarische Beispiel ist sicherlich Goethes „Werther“, der bereits im seinem Erscheinungsjahr 1774 zahlreiche junge bürgerliche Opfer forderte.

Die symbiotische Verbindung von Literatur und aufgeklärtem Leben setzte sich am Ende des 18. Jahrhunderts zugunsten der Betonung individualisierender Elemente fort. Trotz dieser Veränderungen treten innerhalb der Literatur jedoch keineswegs nur verzweifelnde und scheiternde Protagonisten auf. So zeigen etwa Goethes „Wilhelm Meister“ und Moritz' „Anton Reiser“ Entwicklungsgeschichten auf, die gleichen Prämissen folgen, aber zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen führen. Beide Akteure wollen sich bilden und folgen ihrer anthropologischen Bestimmung, wobei Anton Reiser dauerhaft leidet und scheitert, Wilhelm Meister hingegen erfolgreiche Wendungen erleben darf. Die ab den 1750er-Jahren sich abzeichnende anthropologische Wende in den Aufklärungsdiskursen, zeugt von einer starken Beschäftigung mit der „inneren Geschichte“ des Menschen und mag auch ein Grund dafür sein, dass von einer deutlich hervortretenden Politisierung des Bürgers noch nicht gesprochen werden kann. Es kommt nicht zu eruptiven gesellschaftlichen Umwälzungen in Form von Revolutionen wie in Frankreich. Der Bürger in Deutschland kämpft vielmehr mit der Ambivalenz zwischen freiheitlich menschlicher Bestimmung und bürgerlichen Leistungs- und

Tugendnormen. Wir haben es hier mit einem typischen Kennzeichen deutschsprachiger Aufklärung zu tun.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zeigt sich, dass Aufklärung als gesamtgesellschaftlicher Erziehungs- und Bildungsprozess an seine Grenzen gestoßen ist und sich die Fälle alarmierender unbürgerlicher Existenz häufen. Befürchtungen, dass die zunehmende Literarisierung des Volkes nicht nur den ersehnten Nutzen und gesellschaftlichen Fortschritt, sondern zugleich unerwünschte Nebeneffekte haben könnte, gingen beispielsweise mit der Vorstellung vom „Müßiggang des einfachen Landmannes“, also dem (zu) viel lesenden Bauern einher und es galt dies, zugunsten der Vermittlung des „bürgerlichen Fleißideals“, zu bekämpfen (Herrmann 1982, S.160).

Der pädagogische Diskurs wird in der Phase der Spätaufklärung von zwei zentralen Themen bestimmt – literarischer Nutzen vs. moralischer Gefährdung. Joachim Heinrich Campe (1746-1818), der als Lehrer von Wilhelm von Humboldt tätig war, und einer der führenden publizierenden Pädagogen seiner Zeit war, stellte sich dem wachsenden Problem der moralischen Gefährdung des Lesers und diskutierte dieses Thema in

seiner Schrift „Über Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht“ aus dem Jahr 1779.

Er sah seine Zeit als ein „empfindelndes Zeitalter“ und stellte fest, dass es in literarischen Werken viele Gegner der „schönsten Gabe des Himmels“, nämlich der Vernunft gebe (Campe 1779, S.15). Er kritisierte die empfindsamen Produktionen einiger Verfasser als unnötige und gefährliche Verklärungen, die lediglich dazu führten, dass die Phantasie und die Einbildungskraft des Publikums zu sehr angeregt würden.

Er äußerte den Verdacht, dass das Reich der Phantasie „(...) zu einem nicht mehr kontrollierbaren Sinnenreich“ wird (Campe 1779, S.39). Außerdem plädierte er für strenge Lektürekontrollen gerade bei der weiblichen Leserschaft. Das Lesen fördere nicht nur den Müßiggang, sondern wecke schlimmstenfalls auch erotische Phantasien, die wiederum triebhaftes und zügelloses Verhalten zur Folge haben könnten.

Diese pädagogisch motivierten Inszenierungen bezogen sich keineswegs nur auf das Feld der Literatur, sondern auch auf das Theater, das im Zuge der facettenreichen Aufklärungsdiskurse ebenfalls reformiert wurde.

Aufgeklärte Inszenierungen zwischen Theater und Theatralik

Die Tendenzen zu Neuerungen richteten sich auch gegen das absolutistisch geprägte barocke Theater. Auch hier zeigt sich der pädagogisierende Akzent der Aufklärung in Deutschland. Ein wichtiger Wegbereiter der Theaterreformen in der Phase der frühen Aufklärung war Johann Christoph Gottsched (1700-1766). Gottsched bemühte sich darum, das Image des Theaters – vor allem gegen kirchliche Kritiker – zu verteidigen und zu verändern. So plädierte er für eine regelgeleitete Dramatik, die neben der Natürlichkeit und moralischer Anständigkeit der Handlung, Zusammenhänge zwischen Ort und Zeit des jeweiligen Bühnenstückes sowie die Beachtung möglicher Gattungsunterschiede vorsahen. Mehr und mehr vollzog sich ein grundlegender ästhetischer Wandel. Nicht nur die Auswahl der aufgeführten Stücke veränderte sich, sondern auch die Sprechweise und Kostümierung der Schauspieler. Johann Elias Schlegel (1719-1749) kritisierte später die Standpunkte Gottscheds, dessen ehemaliger Schüler er war,

und sprach sich für eine stärkere Betonung des nationalkulturellen Charakters des Theaters aus. Er ging davon aus, dass für eine umfängliche Darstellung der Charaktere gerade im Hinblick auf die Darstellung leidenschaftlicher Rollen, die individuelle Kenntnis der Nation und deren Vorlieben und Geschmack bedeutsam seien. Deshalb, so Schlegel, müsse sich das deutsche Theater um eine stärkere national geprägte Profilierung bemühen.

Seit den 1740er-Jahren gründeten sich mehrere Schauspieltruppen, die das Theater weiter veränderten. Inzwischen bemühte man sich auch um die Bildung der Schauspieler, mit dem Ziel, deren Fähigkeiten auf der Bühne weiter zu verbessern. Dazu wurden Vorlesungen und Diskussionsveranstaltungen organisiert, man bemühte sich zudem um private Investoren und versuchte junge Talente zu fördern. Zur sozialen Absicherung älterer aus dem Beruf scheidende Schauspieler entstanden spezielle Pensionskassen.



Gotthold Ephraim Lessing, Gemälde von Anna Rosina de Gasc, 1767-1768

In den Jahren 1767-1769 krönte Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) die Reformbemühungen mit seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ (1767-1769). In ihr werden, neben knappen künstlerisch-organisatorischen Exkursen, vor allem Theaterstücke besprochen und dem aufgeklärten Zeitgeist entsprechend reflektiert.

Auch wenn die Bemühungen der Nationaltheaterbewegung in den Augen der daran aktiv beteiligten Zeitgenossen nicht die gewünschten Erfolge brachten, kam es doch zu Gründungen fest bestehender Bühnen, wie etwa in Gotha, Braunschweig oder Weimar, die mit einem deutlich nationalen Dramenschwerpunkt versehen waren.

Die sogenannten Hoftheater ermöglichten es, aufgrund der finanziellen Absicherung durch die entsprechenden Fürstenhäuser, die künstlerische Bühnenarbeit weiter voran zu treiben und insbesondere die deutschsprachigen Dramen des späten 18. Jahrhunderts, wie beispielsweise „Emilia Galotti“ (1772 in Braunschweig uraufgeführt) oder „Kabale und Liebe“ (1784) zu Geltung zu verhelfen. Bürgerliche Heldinnen und Helden sollten für Identifikationen und mitleidige Empfindungen sorgen und so entsprechende Lernprozesse bei den Zuschauern anregen.

1784 äußerte sich Friedrich Schiller (1759-1805) in seiner Rede „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ zu den Vorzügen des Theaters und dessen Nutzen für die bürgerliche Bildung. Er tat dies zu einer Zeit, in der die Gefahren des Theaters von den bürgerlichen Pädagogen hitzig diskutiert wurden. Im Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, herausgegeben von Karl Philipp Moritz in den Jahren 1783-1793, finden sich zahlreiche autobiographische Quellen, die zeigen, wie schwer die „Theaterleidenschaft“ wiegen und die jungen Bürger zu moralischen Verfehlungen verleiten konnte. Dennoch ging Schiller davon aus, dass das Theater der beste Ort sei, um Menschlichkeit, Sittlichkeit und Nationalgeist zu erlernen. Vor allem sah er aber im Schauspiel die Möglichkeit, dem Publikum die Bedeutung von Erziehung eindrücklich vor Augen zu führen:

„Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden, erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unsre Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.“ (Schiller 1784)

Diese Äußerung Schillers ist auch als Einschätzung des Fortganges praktischer Aufklärungs- und Bildungsarbeit zu verstehen und verweist darauf, dass die aufgeklärte Erziehungs- und Bildungspraxis noch zu wünschen übrig ließ.

Selbstzeugnisse als Vexierbilder der Aufklärung

Am Ende des 18. Jahrhunderts stehen sich unterschiedliche Bilder vom Menschen gegenüber, die im Medium der Literatur und in anderen Diskursforen, wie den bürgerlichen Salons, besprochen werden. Neben dem zweck- und tätigkeitsgebundenen Bild vom Menschen in der Rolle des Bürgers, der sich als nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft für diese einsetzt, steht das Bild des empfindsamen Individuums, das sich in erster Linie auf seine Gefühle konzentriert, ausgelöst durch die ihn umgebende widersprüchliche Welt. Darüber hinaus gibt es literarische Versuche der Verbindung von Gefühl, Ratio, Moral und Tugend. In ihnen werden Menschen dargestellt, die das Naturerlebnis suchen und sich

schwärmerischen Gefühlen hingeben. Sie verhandeln die engen Grenzen der bürgerlichen Moral neu. Sie stürmen und drängen zu ihren Rechten als freie und selbstbestimmte Individuen. Sie nehmen die Versprechungen der Aufklärung wörtlich und suchen nach Glückseligkeit, Freiheit und Toleranz. Sie rebellieren gegen den eng gezogenen Rahmen bürgerlicher Existenz. Mit der Rebellion geht oft auch das Gefühl der Vereinzelung einher, denn diese Individuen sind nicht nur genialisch und kämpferisch, sie sind auch melancholisch, von Zweifeln geplagt und schlimmstenfalls, so wie das literarische Vorbild Werther, nicht willens oder nicht fähig, sich in die bürgerliche Gesellschaft zu integrieren.

Ausblick

Die Aufklärung begann nicht plötzlich im 18. Jahrhundert, sondern entwickelte sich aus den wissenschaftlichen, geistigen und kulturellen Veränderungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Glaubensspaltung durch die Reformation, oder die europäische Staatenordnung, sorgten für ein Klima der Veränderung. Katholiken, Lutheraner, Calvinisten oder Pietisten prägten eine Kultur, die die Aufklärung in ihren Erscheinungen und Spielarten beeinflusste. Die mit der Aufklärung verbundene Säkularisierung stützte auch die kritische Hinterfragung des Glaubens, ebenso wie die Strömung des Pietismus. Gerade der Pietismus nahm im aufklärerischen Denken in Deutschland eine bedeutende Position ein.

Pietismus und Aufklärung rückten die Tugenden mehr und mehr in den Fokus menschlicher Existenz. Damit verbunden war die Forderung nach Freiheit und vernünftiger Begründung bestehender Unfreiheit, sowohl auf dem weltlichen als auch auf dem Gebiet des Glaubens. Im Unterschied zum pädagogisch-philanthropischen Denken der Aufklärung, das den Menschen als von Natur aus gut ansah, deutete der Pietismus den Menschen als ein von Natur aus verderbtes Wesen, welches nur durch eine strenge Erziehung und sorgfältige Bibellektüre in ein erträgliches Maß gebracht werden könne. Daraus wiederum resultierten radikale Strömungen des Pietismus, die aus der Frömmigkeitshaltung eine Art von Selbstzergliederung und Selbstverleugnung machten und zur Grundlage des Denkens und Handelns erhoben. Ein Beispiel für die Folgen dieser pietistischen Erziehungs- und Bildungspraxis wird im Roman „Anton Rei-

ser“ (drei Teile:1785-1790) von Karl Philipp Moritz dargestellt. Der Protagonist, der unter den pietistischen Einflüssen des Vaters leidet, nutzt die Zurückgeworfenheit auf sich selbst, um exzessiv zu lesen, wodurch er sich immer weiter von der bürgerlichen Welt entfernt.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Aufklärung in den Staaten Europas zwar nahezu zeitgleich begann, in ihren Ausprägungen aber doch sehr unterschiedlich verlief. In Deutschland fehlte nicht nur die Revolution, sondern, aufgrund der Kleinstaaterei, zunächst auch das intellektuelle Zentrum. Erst später entwickelte sich Berlin in der Phase der Hoch- und Spätaufklärung zu einem intellektuellen Zentrum.

Zudem sorgte ein Nord-Süd-Gefälle zwischen reformierten und katholischen Gebieten, für eine unterschiedlich schnelle Ausbreitung aufgeklärten Gedankenguts. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation waren die Möglichkeiten von Reformen auf politischem oder religiösem Gebiet wesentlich eingeschränkter als in England oder Frankreich. Die Literatur als Vermittlerin der Aufklärung unterlag der Zensur. Zudem war die mangelnde Lesefähigkeit eines großen Teils der Bevölkerung ein Hindernis. Aufklärung blieb so für lange Zeit etwas für einen überschaubaren Kreis einer lesenden und schreibenden Intelligenz. Die ländliche und eher ungebildete Bevölkerung musste auf Aufklärung noch warten; erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts ist eine weitere Literarisierung des Volkes zu verzeichnen. Dennoch waren die Aufklärer optimistisch, auf der Basis der Vernunft und mithilfe von Erziehung und Bildung einen neuen Menschen

bilden zu können, der frei und natürlich in einer Gesellschaft von Bürgern leben kann.

Aber auch der um Aufklärung bemühte Bürger war in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf die Gunst vermögender Gönner angewiesen. Aus einer verhältnismäßig kleinen, für den eigenen Lebensunterhalt schreibenden Intelligenz wurden zunehmend bürgerliche Gelehrte. Sie bemühten sich um Bildung und Verbreitung der aufgeklärten Ideen in den zu erleuchtenden Bereichen der Philosophie, Pädagogik oder Theologie. Bildung wurde damit zum charakteristischen Merkmal des sich emanzipierenden Bürgertums und das umfasste mehr und mehr ein gebildetes Publikum, das las, schrieb, debattierte und rezensierte. Dabei blieb der Bürger in Deutschland jedoch nahezu unpolitisch, obwohl der Zuwachs an Bildung potentiell dafür sorgte, die Prämissen von Aufklärung wie Selbstdenken und Kritik auch in politisches Handeln umzuwandeln. Politisierungsprozesse verliefen jedoch nur langsam und sorgten erst nach und nach für die Herausbildung eines politischen Bewusstseins. Ein Grund waren die Zensurvorschriften der aufgeklärten Monarchie, die einem allzu radikalen Denken entgegenstanden. Dennoch wurde, im Sinne einer „Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute“ (Habermas 1971, S. 42) der Diskurs, der auf einer vernünftigen Argumentation beruht und Vorrang vor geburtsständischer Autorität besitzt, weitergeführt. Genau dies ist das charakteristische Merkmal der Herausbildung einer neuen „bürgerlichen Öffentlichkeit“.

Die Konstitution des neuen Bürgertums im Zeichen von Aufklärungswillen und Bildungsbestrebungen war ein Prozess, der auf eine gemeinsame Kultur abzielte und der Idee nach frei ist von ständischer Gebundenheit. Aufgrund der besonderen Verhältnisse in Deutschland und der relativ unpolitischen Daseinsform des Bürgers gerät dieser Prozess jedoch schnell in neue Zwänge und Widersprüche, aus denen wiederum die Bildung befreien soll.

Den Bildungsbegriff diskutierte man im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vor allem im Hinblick auf die allgemeine Menschenbildung im Gegensatz zur beruflichen Bildung, die zweckrationalen und damit den Prämissen von Nützlichkeit

folgt. Man diskutierte über die Inhalte und Wege zu Bildung, sogar über den sogenannten „Bildungstrieb“ des Menschen (Blumenbach 1789).

Der Bürger war sowohl Person der Öffentlichkeit als auch Privatmann. In beiden Bereichen – und das forcierte vor allem die aufgeklärte bürgerliche Pädagogik – galt es Tugendstandards zu berücksichtigen, die auf Vernunft beruhen. Neben der Ordnung, dem Fleiß und der Sparsamkeit wurde die Nützlichkeit zentraler Leitwert bürgerlichen Lebens und Handelns. Das bezog sich auch auf die Bildungsbestrebungen des Bürgers, die ebenfalls an Kriterien der Nützlichkeit gemessen wurden. Die in Deutschland bestehenden Bedingungen, gekennzeichnet durch den aufgeklärten Absolutismus, sorgten dafür, dass die Ideen der Aufklärung in vielfältiger Form transportiert wurden und zudem besondere Gattungen in Kunst und Literatur, wie beispielsweise das bürgerliche Trauerspiel oder der Bildungsroman, entstanden. Die neue bürgerliche Kultur erhielt vor allem durch Lessing eine Bühne und durch die Zensur zugleich Fesseln. Fragen zu wahrer Aufklärung, Religion, Toleranz und tugendhaftem bürgerlichen Verhalten wurden von Lessing im Bühnengewand öffentlich gemacht. „Miß Sara Sampson“ (1755), „Emilia Galotti“ (1772) oder „Nathan der Weise“ (1779) sorgten dafür, dass der Diskurs um diese Themen vorangetrieben wurde und Kritik auf der Bühne öffentlich ausgesprochen wurde. Das Streben nach Bildung bezog sich auf viele Bereiche und brachte schichtenabhängig neue soziale Gebilde hervor, die Bildung zu ihrem Hauptthema und zugleich zum Distinktionsmerkmal machten. Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Aufklärung, Bildung und Humanität blieb zentraler Bezugspunkt der Philosophie und gipfelte angesichts der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und nationalsozialistischer Herrschaft in der Feststellung:

„Seit je hat Aufklärung im umfassendsten Sinn fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt, von den Menschen die Furcht zu nehmen und sie als Herren einzusetzen. Doch die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.“
(Adorno/Horkheimer 1997, S. 19)

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Was kennzeichnet die Epoche der Aufklärung?
- In welche Phasen lässt sich die Epoche der Aufklärung unterteilen?
- Welche Leistungen kommen der Pädagogik in der Aufklärung zu?
- Welche Bildungsmöglichkeiten bzw. -institutionen entstehen in der Aufklärung und wie nutzte das aufstrebende Bürgertum diese?
- Welche Bedeutung kommt dem Theater und der „Schaubühne“ zu?
- Wie diskutierte man die Aufklärung innerhalb der Philosophie?

Zur Vertiefung

- Legen Sie dar, aus welchen Gründen die Epoche der Aufklärung nicht lediglich als Erfolgsgeschichte zu bewerten ist. Gehen Sie dabei sowohl auf zeitgenössische Quellen und Dokumente aus dem 18. Jahrhundert als auch auf spätere philosophische Strömungen und Diskurse ein.

Literatur

Adorno, T. W./Horkheimer, M.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt am Main 1997.

Alt, P.-A.: Aufklärung. Stuttgart, Weimar 1996.

Bahr, E. (Hrsg.): Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen, bibliographisch ergänzte Ausg., Stuttgart 1996.

Becker, R. Z.: Versuch über die Aufklärung des Landmannes. Nebst einer Ankündigung eines für ihn bestimmten Handbuchs (1785), in: Böning, H./Siegert R., (Hrsg.): Volksaufklärung. Ausgewählte Schriften, Bd. 8, Stuttgart-Bad Cannstadt 1996, S. 6-131.

Benda, H. V.: Plan einer zu errichtenden Lesegesellschaft zu Mannheim, in: Journal von und für Deutschland, 7 (1789), S. 348-351. Online: http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/journ_deut/journdeut.htm [Abruf: 23.01.2017].

Bödeker, H. E./Herrmann, U. (Hrsg.): Aufklärung als Politisierung – Politisierung als Aufklärung. Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd. 8, Hamburg 1987.

Böning, H./Schmitt, H./Siegert, R. (Hrsg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, Bremen 2007.

Blumenbach, J. F.: Über den Bildungstrieb. Göttingen 1789.

Campe, J. H.: Über Empfindsamkeit und Empfindelheit in pädagogischer Hinsicht, Hamburg 1779.

Dann, O. (Hrsg.): Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation: ein europäischer Vergleich, München 1981.

Dräger, H.: Volksbildung in Deutschland im 19. Jahrhundert (Band 1), Braunschweig 1979.

Dülmen, R. van: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland, Frankfurt am Main 1982.

Engelsing, R.: Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800, Stuttgart 1974.

Goethe, J. W. v.: Wilhelm Meisters Lehrjahre. 10. Aufl., München 2004.

Grimminger, R. (Hrsg.): Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 3: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680-1789. 2. durchgesehene Aufl., München 1984.

Habermas, J.: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. 5. Aufl., Neuwied, Berlin 1971.

Herrmann, U. (Hrsg.): „Die Bildung des Bürgers.“ Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert, Weinheim, Basel 1982.

Honnefelder, G. (Hrsg.): Christian Fürchtegott Gellert: Werke (Band 1-2). Frankfurt am Main 1979.

Kaiser, A. (Hrsg.): Gesellige Bildung: Studien und Dokumente zur Bildung Erwachsener im 18. Jahrhundert, Bad Heilbrunn/Obb. 1989.

- Kant, I.: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1783), in: Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen, hrsg. v. E. Bahr. Bibliographisch ergänzte Aufl., Stuttgart 1996.
- Korte, P.: Literatur und Pädagogik im 18. Jahrhundert. Versuch einer systematischen Skizze, in: Neue Pestalozzi-Blätter: Zeitschrift für pädagogische Historiographie 6, 2 (2000), S. 8-15.
- Petersen, K.: „Denn keine grössere Quaal kann es wohl geben, als eine gänzliche Leerheit der Seele. Karl Philipp Moritz' Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als Bildungsmedium Erwachsener im späten 18. Jahrhundert, Bad Heilbrunn 2013.
- Lowood, H. E.: Patriotism, Profit and the Promotion of Science in the German Enlightenment. The Economic and Scientific Societies 1760-1815, New York, London 1991.
- Martens, W.: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1968.
- Mendelsohn, M.: Ueber die Frage: was heißt aufklären? (1784), in: Berlinische Monatsschrift (Neuntes Stück, September 1784, S. 193-200). Berlin. Online: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/berlmon/berlmon.htm> [Abruf: 12.01.2017].
- Moritz, K. P.: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, Stuttgart 2001.
- Moritz, K. P. (Hrsg.): ΓΙΩΘΙ ΣΑΥΤΟΙ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte (Bd. 1-10, 1783-1793). Online: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/magerfahrsgseelenkd/magerfahrsgseelenkd.html> [Abruf: 10.12.2016].
- Röhrs, H. (Hrsg.): Preisschriften und Erziehungsplan von Jean-Jacques Rousseau. Bad Heilbrunn/Obb. 1993.
- Schambach, S.: Aus der Gegenwart die Zukunft gewinnen. Die Geschichte der Patriotischen Gesellschaft von 1765, Hamburg 2004.
- Schiller, F.: Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet (1784). Online: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-3328/1> [Abruf: 21.12.2016].
- Schings, H.-J.: Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1977.
- Schneiders, W. (Hrsg.): Lexikon der Aufklärung: Deutschland und Europa, München 2001.
- Siegert, R.: Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolph Zacharias Becker und seinem „Noth- und Hülfsbüchlein“, mit einer Bibliographie zum Gesamtthema, Frankfurt a. Main 1978.
- Völpel, A.: Der Literarisierungsprozess der Volksaufklärung des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Dargestellt anhand der Volksschriften von Schlosser, Rochow, Becker, Salzmann und Hebel, Frankfurt am Main u.a. 1996.
- Wieland, C. M. (Hrsg.): Der Teutsche Merkur (1773-1789), online: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/teutmerk/index.htm> [Abruf: 10.01.2017].
- Wuthenow, R.-R.: Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert, München 1974.
- Zedler, J. H. (Hrsg.): Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste (1732-1754), online: <http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/zedler> [Abruf: 30.12.2016].
- Zerener, H. G. Volksaufklärung. Übersicht und freimüthige Darstellung ihrer Hindernisse nebst einigen Vorschlägen denselben wirksam abzuheben. Ein Buch für unsre Zeit. Magdeburg 1786), in: Böning, H./Siegert, R. (Hrsg.): Volksaufklärung. Ausgewählte Schriften, Bd. 8, Stuttgart-Bad Cannstadt 1996, S. 134-286.
- Zimmermann, J. G.: Ueber die Einsamkeit, Dritter Theil, achttes Kapitel. Troppau 1786.

8 Vorromantik



„Der Kuhstall in der sächsischen Schweiz“, Adrian Zingg, 1786

Vorromantik als allmähliche kulturelle Durchsetzung des Bürgertums

Die deutsche Vorromantik ist zeitlich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu verorten. Ihr Hintergrund ist vom Siebenjährigen Krieg und seinen Folgen sowie von der Agrar- und Hungerkrise Anfang der 1770er-Jahre gekennzeichnet.

In ihren zwei wichtigsten kulturellen und ästhetischen Äußerungsformen als Sturm und Drang und Empfindsamkeit setzte sich die Vorromantik für eine größere Autonomie des Subjekts ein, als es die frühere, rationalistische Phase der Aufklärung vorausgesetzt hatte. Dieses höhere Maß an Freiheit des Einzelnen und das unbedingte Streben nach dessen Selbstverwirklichung führte auf weiten Strecken zu Misshelligkeiten und Konflikten mit der aufklärerischen Rationalität; dennoch lässt sich die Vorromantik kaum als Gegenbewegung zur Aufklärung betrachten.

Wenn die Vorromantiker sich auch die Rehabilitation der für längere Zeit vernachlässigten

Gefühlssphäre zum Ziel setzten, wurde doch die Vernunft bei ihnen nicht ausgegrenzt. Nicht so sehr das Irrationale des Empfindens und Handelns, als vielmehr eine Koordination des Rationalen und des Gefühls, der Vernunft und der Natur stand für die Vorromantiker auf der Tagesordnung.

Den Fokus auf das Glücksverlangen des Individuums setzend leiteten die Vorromantiker in vielerlei Hinsicht Prozesse der Emanzipation eines bürgerlichen Subjekts ein, für dessen Selbstfindung diese Epoche in Deutschland – als wohl die dynamischste Phase der Aufklärung – besonders prägend war. In einem viel intensiveren Maße als zuvor werden in der Literatur und dem Theater auch feudal-absolutistische Missstände angegriffen, was einmal mehr ein Zeugnis des gewachsenen zivilisatorisch-bürgerlichen Selbstbewusstseins war.

Der englische Garten



Der englische Garten in Meiningen, Thüringen

Das für die Epoche der Spätaufklärung charakteristische, von Rousseau lancierte Motto „zurück zur Natur“ findet in der Konzeption des englischen Landschaftsparks (auch englischer Garten oder englischer Park genannt) eine genuine Ausprägung. Rousseau war es, der mit dem Landschaftspark Elysium, den seine Heldin Julia Wolmar („Julie ou la Nouvelle Héloïse“, 1761) unweit ihres Landesgutes hat errichten lassen, einige wichtige Merkmale dieser Gartenformation wie die natürliche Welligkeit der „unbegradigten“ Landschaft, den Verzicht auf Symmetrie und strenge geometrische Planung vorausgegriffen

hat. Die englische Gartenkunst setzte sich im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England als Theorie und Praxis in Opposition zur französischen Kultur der geometrisch streng gegliederten barocken (bzw. klassizistischen) Parkanlagen durch, deren Grundeinheiten reguläre Blumenbeete (Parterren), beschnittene Hecken und gerade symmetrische Wege waren. Die Grundidee eines englischen Gartens war die Annäherung der zu gestaltenden Anlage an eine natürliche Landschaft, die als solche zu bewundern und (oft auf verwinkelten Wegen) zu begehen war.

Vorromantische Landschaftsmalerei

Sie frönte mit ihren eigenen Mitteln der Idee der „natürlichen“ Landschaft, indem sie von einer genau zu „porträtierenden“ realen Naturlandschaft ausging, der eine romantisch verklärte Ausprägung und Akzentuierung beigegeben

wurde, nicht zuletzt dank der Einführung menschlicher Staffagefiguren. Als einer der ersten Vertreter dieser Richtung gilt der Schweizer Maler Johann Heinrich Wüest (1741-1821) mit seinen Abbildungen des Rhonegletschers.



Rhonegletscher, Johann Heinrich Wüest, um 1775

Sein Landsmann Adrian Zingg (1734-1816) ging 1764 nach Dresden in die neugegründete Akademie, an der er viele Jahre als Lehrender und Kupferstecher tätig war und im Laufe ausgedehnter Ausflüge ins Umland, das dank ihm den Namen „Sächsische Schweiz“ bekam, die aus der Heimat mitgebrachten Ansätze der stimmungsvollen Landschaftsmalerei an andere Naturobjekte – wie das Elbsandsteingebirge und den Thüringer Wald – anwandte. Seine Gemälde, Radierungen, Kupferstiche und Sepiazeichnungen wie „Der Kuhstall in der Sächsischen Schweiz“ (1786) beeinflussten v.a. durch ihre Motivwahl die späteren romantischen Maler, u.a. Caspar David Friedrich. Auf literarischem Gebiet tat sich Klopstock besonders hervor:

„Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend; sie sah den Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: „Klopstock!“ – Ich erinnerte

mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoss. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küsste sie unter den wonnevollsten Tränen. Und sah nach ihrem Auge wieder – Edler! Hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte' ich nun deinen so oft entweiheten Namen nie wieder nennen hören!“

Die bekannte Gewitterszene aus dem Brief Werthers vom 16. Juni, in dem er seine Verliebtheit in Lotte bekundet, bringt mit dem Kultnamen „Klopstock“ einen ganzen epochenspezifischen Gefühlskomplex auf den Punkt, in dessen Rahmen „Empfindsamkeit“, „Natürlichkeit“ und „Freiheit“ zu Schlüsselbegriffen wurden.

Für das Werk Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724-1803) waren diese Begriffe ebenso leitend wie für seine Dichterbiographie, die Goethe für das „sich-Gewahrwerden“ des dichterischen Genies in Deutschland als exemplarisch einschätzte. Wenn auch seine Anfänge als Epiker (die ersten drei Gesänge des in ganz

Deutschland gefeierten Versepos „Messias“ erschienen bereits 1748) und Lyriker in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückreichen, entwickelte das „herzrührende“ Werk¹ Klopstocks seine eigentliche Wirkung erst in den 1770er- bis 1780er-Jahren, indem es neben einem gläubigen Publikum, das seinen „Messias“ (1772) als

Erbauungsliteratur las, auch noch Frauen und Jugendliche als begeisterte Leser gewann. Von besonderer Wirkung war die durch Klopstock und seine Anhänger in Deutschland eingeführte Kultur des öffentlichen Vortrags der Verse, die auf Jahrzehnte im Rahmen der sogenannten „Klopstock-Gemeinden“ gepflegt wurde.



Klopstocks Grab an der Christianskirche in Hamburg-Ottensen

Es waren nicht so sehr die inhaltlichen Neuerungen als vielmehr die neue poetische Sprache Klopstocks, die von starker, geradezu elektrisierender Wirkung war und der Friedrich Schiller „musikalischen“ Wert beimaß. So bleibt der Inhalt des umfangreichen, aus 20 Gesängen bestehenden „Messias“ zumeist auf die Evangelien orientiert. Die durch Hexameter strukturierte epische Sprache dagegen entwickelt ihre Eigen-dynamik, nicht zuletzt dank des komplizierten Satzbaus mit mehreren mitunter fast unüberschaubaren Nebensätzen und sonstigen Einschüben, Wortwiederholungen und der Nach-

stellung von Subjekt und Objekt. Mit diesen Stilmitteln löste Klopstock die Aufgabe, die „Seele“ des Lesers bzw. des Zuhörers in „Bewegung“ zu setzen, was eine bis dato unbekannte innere Mobilität des Wahrnehmungsvermögens des Rezipienten zeitigte.

Dank ihres avantgardistischen Verzichts auf den Reim und der rhythmischen Variabilität der Strophen revolutionierten in ähnlicher Weise auch Oden, Hymnen und geistige Lieder Klopstocks, wie die im oben angeführten Zitat aus Goethes „Werther“ erwähnte Ode „Die Frühlingsfeier“ (1759, 1771), das Bewusstsein des Lesers.

1 Mit diesem von Josef Breiting eingeführtem Wort charakterisierte Karl Ludwig Schneider den Stil Klopstocks.

Literatur des Sturm und Drang

Die literarische Bewegung des Sturm und Drang nimmt ihre Anfänge in den 1760er-Jahren, kommt zu ihrem Höhepunkt in den 1770ern, um in den 1780ern allmählich abzuklingen.

Zu ihrer „Geburtsstunde“ wurde die Begegnung zwischen dem jungen Goethe und dem nur fünf Jahre älteren Herder im Jahr 1770 in Straßburg. Diese ausschließlich für deutschsprachige Länder charakteristische Bewegung erhielt ihren Namen erst im Nachhinein nach dem gleichnamigen Drama Klingers von 1776.

Eines der Hauptmerkmale des Sturm und Drang ist der Umstand, dass in dessen Rahmen vor allem junge Autoren zwischen 20 und 30 Jahren tätig waren. Das zweite wichtige Merkmal ist, dass die jungen Dichter öfter im Rahmen einzelner Kreise zusammenfanden und sich rege miteinander austauschten. Man kann z.B. über den Straßburger Kreis um Goethe und Herder wie vom Kreis um Johann Heinrich Merck und Johann Georg Schlosser, der Herausgeber des Blatts „Frankfurter Gelehrte Anzeigen“, sprechen. Der gemeinsame inhaltliche Punkt ist drittens der Hang zur Sozialkritik und Utopie. So wird die Dramatik als Hauptäußerungsgenre des Sturm und Drang, zur Plattform, auf der sich sozialkritische Tendenzen und utopische Visionen abspielten, was nicht selten in zugespitzt pessimistischen Schlüssen dieser szenischen Entwürfe mündete. Eine Auflehnung gegen private und politische Zwänge innerhalb der patriarchalen Familienordnung und gesellschaftlichen Struktur bildet den inhaltlichen Schwerpunkt der Dramen von Stürmern, ebenso wie auf der ästhetischen und poetischen Ebene mit der herrschenden Tradition gebrochen wird.

Diese neue Ästhetik und Poetik bricht vor allem mit der französisch angehauchten, auf Aristoteles zurückkommenden reglementierten Kunst, für die sich Johann Christoph Gottsched (1700-1766) in der „Critischen Dichtkunst“ (1729) einsetzte. Auf der Tagesordnung standen nun das Gefühlsmäßige (bis hin zum Leidenschaftlichen) und die auf Spontaneität beruhende Phantasie. Die wichtigsten Impulse für die Bewegung des Sturm und Drang gingen vom Pietismus und von der Poesie Klopstocks aus.

Auch der Einfluss der englischen Empfindsamkeit erstarkte um diese Zeit in Deutschland. Prägend wird für die Stürmer die aus England, vor allem aus den Schriften von Anthony Ashley Cooper, 3rd Earl of Shaftesbury (1671-1713) und Robert Wood (1717-1771) importierte Genieästhetik. Der Philosoph Shaftesbury lancierte die

Formel vom poetischen Genius als einem zweiten Schöpfer, und der Antikenforscher Wood führte in seinem „Essay on the Original Genius of Homer“ (1769) die geniale Natur Homers vor. Aber bereits zuvor trat der englische Dichter Edward Young (1683-1765) in seinen „Conjectures on Original Composition“ (1759) für eine Ästhetik ein, die sich durch keine Regeln einengen lässt. Regeln seien wie Krücken, die sehr wohl einem Invaliden Hilfe leisten können, jedoch für einen regen schöpferischen Geist nicht von Nutzen sind.

In der deutschen Ausprägung versteht sich die Genie-Ästhetik als Gegenentwurf zum französischen Klassizismus. Von großer Wichtigkeit war, dass den Stürmern auch die französischen anticlassizistischen Schriften wohl bekannt waren, u.a. die Abhandlung von Sébastien Mercier (1740-1814) „Du théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique“ von 1773. Dieser Essay wurde vom Stürmer Heinrich Leopold Wagner unter dem Titel „Neuer Versuch über die Schauspielkunst“ (1776) ins Deutsche übertragen. Im 28. Kapitel dieser Schrift gibt es einen leidenschaftlichen Appell an einen „jungen Dichter“, kein nach kalten „Regeln“ handelnder Handwerker, sondern ein göttlich inspiriertes „Genie“ zu sein:

„Du, der du in dir einen Funken von Genie fühlst, was brauchst du dich mit Poetiken zu umschanzen /.../? Folg' deinem Feuer; du kommst weiter damit als mit Regeln“.

Hierin knüpften die Vertreter des Sturm und Drang unmittelbar an Lessing an, der in seinen „Briefen, die neueste Literatur betreffend“ (1759) die normative Poetik im Sinne Gottscheds ablehnte und sich für die Unmittelbarkeit des poetischen Schaffensprozesses einsetzte, allerdings noch ohne den Genie-Begriff ins Spiel zu setzen. Als der wichtigste Wegbereiter dieser Bewegung gilt jedoch der Königsberger Literat und Philosoph Johann Georg Hamann (1730-1788). In seinen Schriften, u.a. in „Kreuzzügen eines Philologen“ (1762), offenbarte Hamann eine ausgeprägt sensualistische Einstellung, der zufolge nicht die abstrahierte „Vernunft“, sondern allein der „ganze“ Mensch mit seinen Wahrnehmungen und Empfindungen als Ausdruck der vollkommenen Natur gelten kann. Die Ganzheit wird bei Hamann als der höchste Wert gefeiert und zum Schlüssel zur Wahrheit erklärt. Einer der Leitgedanken ist dabei die Freiheit der eigengesetzlichen Entwicklung eines Individuums als ein genuines menschliches Recht.

In diesen Kontext gehört auch die begeisterte Aufnahme des Naturbegriffs Rousseaus durch die Vertreter des Sturm und Drang. Demgemäß sei der Mensch von Natur aus gut, all seine Laster und Defizite gingen auf das Konto der Zivilisation, d.h. der Gesellschaft.

Eine große Aufwertung erhielt in diesem Zusammenhang das Volk, dem „unnatürliche“ Konstellationen von Haus aus fremd sein sollen. Das „Volkstümliche“ an sich avanciert im Rahmen der Sturm-und-Drang-Ästhetik zu einem positiven Wert par excellence.

Herder als Vorläufer des Sturm und Drang

Der Philosoph, Theologe und Literaturkritiker Johann Gottfried Herder (1744-1803) war die zentrale Figur des Sturm und Drang. Auf ihn hatte sein Landsmann Hamann mit seiner Zivilisationskritik anregend gewirkt, was ganz besonders deutlich in den ersten Schriften Herders wie „Über die neuere deutsche Literatur“ (1767) und „Kritische Wälder“ (1769) zum Vorschein kommt. In seiner auch in der Moderne u.a. von Walter Benjamin aktiv rezipierten „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (1772) greift Herder Hamanns Ideen unter Betonung der Geschichtlichkeit des menschlichen Handelns auf.

Die geschichtlichen Ideen Herders wirkten auch in Bezug auf die Hinwendung zum Volk und zur Volkstümlichkeit im Rahmen des Sturm und Drang richtungsweisend. Im „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ (1773) weist Herder auf die lebendige Kraft hin, die als tragende Substanz der Geschichte wirkt und u.a. ihre Ausprägung in der mündlichen Volksdichtung findet. Ausgerechnet der Volksdichtung schreibt Herder, der zeitweilig ein leidenschaftlicher Folklore-Sammler war, die Erneuerungskraft zu, die auch die literarische Dichtung aufrechterhält.

Rezeption Shakespeares durch die Vorrromantik

Christoph Martin Wielands Übersetzung der wichtigsten Werke Shakespeares, die 1762-1766 in Zürich in acht Bänden erschien, wurde zur Grundlage einer intensiven Shakespeare-Rezeption in Deutschland in den folgenden anderthalb Jahrzehnten.

Als erster hat sich ein Freund Klopstocks, Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737-1823), als Anhänger der Kunst Shakespeares gezeigt, indem er sich in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur“ (1767) in begeisterten Tönen über Shakespeare als Genie des freien Geistes äußerte. Gerstenbergs Drama „Ugolino“ (1768) weist deutliche Spuren des Einflusses von Shakespeare auf.

Es wurde für viele Vertreter des Sturm und Drang zum Vorbild in ihren eigenen dramaturgischen Versuchen. Der junge Goethe in seiner

Rede „Zum Shakespeares Tag“ (1771) wie Herder in seinem Essay „Shakespeare“ (1773) sehen den englischen Dramatiker als Verkörperung der Genialität, die vor allem als poetische Originalität verstanden wird. Goethe weist explizit auf Shakespeares Gestaltungskraft hin, die auf ihn als Leser stark emphatisch gewirkt hat:

„Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert.“

Der von Gottsched wegen seiner Regellosigkeit verpönte Shakespeare wird hiermit zur Gaiionsfigur der neuen Bewegung, vor allem, weil seine Dichtung den jungen Dramatikern zur Ablösung von den klassizistischen Regeln verhilft. Goethes „Götz von Berlichingen“ (1773) ist von Shakespeares Geschichtsdramen ebenso stark beeinflusst wie Klingers „Die Zwillinge“ (1776).

Klinger, Lenz und der frühe Goethe

Im Drama als der führenden Gattung des Sturm und Drang äußerten sich die thematisch-motivlichen, ästhetischen und poetologischen Neuerungen dieser Bewegung am offensichtlichsten. Allein 1776 erschienen neun beachtenswerte Sturm-und-Drang-Dramen. Vom jugendlichen Publikum mit Begeisterung gelesen, gelangten diese Dramen nur selten zu einem szenischen Erfolg. Der Grund dazu war zumeist eine gewisse Abstraktheit ihrer Handlung und Radikalität des

sozial-utopischen Ideengehalts. Die Handlung der Dramen konzentriert sich zumeist auf den engen Familienkreis, was in der Sturm-und-Drang-Periode ein deutliches Zeugnis der Tendenz zur Emotionalisierung und Differenzierung des Seelenlebens ist. Neben Vater-Sohn-Konflikten und dem Motiv der rivalisierenden Brüder (Klingers „Die Zwillinge“, Leisewitz' „Julius von Tarent“, beide 1776 erschienen) wird die Problematik der inneren Zerrissenheit des Individuums

und der Standesunterschiede (wie in „Die Kindermörderin“ von Wagner, 1776) aktiv auf den Plan gerufen. Der negative Held wird öfter ins Zentrum gestellt, wie z.B. in Goethes „Clavigo“ (1775). Die Form des Sturm-und-Drang-Dramas wird von einer exemplarischen Offenheit geprägt und folgt keinen „Einheiten“ der klassizistischen Theatertradition (Die Grundprinzipien dieser neuen Dramatik wurden von Lenz in „Anmerkungen übers Theater“ 1774 formuliert.). Es

kommen öfter Kurzszenen und Episodenreihungen vor, der Stil von Dialogen und Monologen ist von expressiven Sprachgesten geprägt, darunter häufige Ausrufesätze, Ellipsen, saloppe und mundartliche Kraftausdrücke u.ä. Der junge Goethe, Klinger, Lenz, Heinrich Leopold Wagner (1747-1779), Johann Anton Leisewitz (1752-1806) waren die führenden Vertreter des Sturm und Drang, darunter sind als Dichter die drei erstgenannten Autoren von besonderer Wichtigkeit.



Klinger

Friedrich Maximilian von Klinger.

Zeichnung von Goethe aus dem Jahre 1775. Nach dem Werte von Max Klinger: „Klinger in der Sturm- und Drangperiode“ (Darmstadt 1880). Verkleinert.

F.M. Klinger nach einer Kreidezeichnung von J.W. Goethe

FRIEDRICH MAXIMILIAN KLINGER

(1752-1831) kam aus ärmlichen Verhältnissen, konnte allerdings dank persönlichen Fleißes das Gymnasium absolvieren. Bei seinem weiteren Jurastudium in Gießen wie bei seinen ersten dramaturgischen Versuchen unterstützte ihn Goethe, u.a. auch finanziell und vermittelte den jungen Autor an den Leipziger Verlag Friedrich Weygands, der der Genie-Bewegung gewogen war.

In diesem und in anderen Verlagen erschienen 1775-1776 seine Stücke „Otto“, „Das leidende Weib“, „Die Zwillinge“, „Die neue Arria“, „Szenen aus Pyrrhus Leben und Tod“ und „Simone Grisaldo“. Von diesen Dramen

hatten v.a. „Die Zwillinge“, u.a. als erfolgreiche Theateraufführung in Hamburg, auf sich aufmerksam gemacht.

Das bekannteste Stück Klingers, „Sturm und Drang“, ursprünglich „Der Wirrwarr“ genannt, entstand erst viel später (1780) und wurde namensgebend für die ganze Bewegung. Im Zentrum des Dramas steht ein abenteuerlustiger Jüngling mit dem sprechenden Namen Wild, der seine zwei Freunde nach Amerika mitzieht, um dort im Unabhängigkeitskrieg an der Seite des Kolonisten zu kämpfen. Dort begegnen die Freunde der Familie von Lord Berkley, in dessen Tochter Jenny Caroline sich Wild verliebt und die er am Schluss nach einigen zu überwindenden Schwierigkeiten heiraten kann. Nach 1880 nimmt die Karriere Klingers, der sich nach dem nicht absolvierten Universitätsstudium als Schauspieler und Offizier versucht hat, eine andere Wendung, da er als Vorleser in der Familie des russischen Thronfolgers Paul in St. Petersburg angestellt wird und später ebendort zum Ordonnanzoffizier und Leutnant im Marinebataillon avanciert. Kaiserlicher Generalmajor und Leiter des Kadettenkorps in St. Petersburg, Kurator des Schulbezirks und der Universität Dorpat sind weitere Stationen seiner glänzenden Laufbahn im Russischen Reich, deren Grundlage, neben seiner persönlichen Begabung, auch die Heirat mit Elizaveta Alexandrovna Alexeeva, einer unehelichen Tochter von Katharina II. und Grigorij Orlov, wurde. In seiner zweiten Lebenshälfte wendete sich Klinger, der den brieflichen Umgang mit Goethe weiter pflegte, nur sporadisch der Literatur zu. Sein bekanntestes Werk aus dieser Periode ist „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt in fünf Büchern“ (1791).

Die literarische Laufbahn von **JAKOB MICHAEL REINHOLD LENZ** (1751-1792) beginnt dort, wo die Karriere Klingers endet – in Dorpat. Als Sohn eines pietistisch orientierten Priesters besucht er dort das Gymnasium und veröffentlicht seine ersten epischen und dramatischen Dichtungen. Nach dem Theologiestudium an der Königsberger Universität, das er auf Wunsch des Vaters 1768 anfangen musste, geht Lenz 1771 als Gesellschafter zweier kurländischer Adelige nach Straßburg, wo er den jungen Goethe kennenlernt. Die Verehrung Shakespeares wurde zur Grundlage einer Freundschaft, dank der Lenz in den engeren Kreis des Sturm und Drang eingeführt wurde und die Bekanntschaft Herders, Goethes Schwagers Johann Georg Schlosser und des bekannten Schweizer Philosophen Johann Kaspar Lavater (1741-1801) machen konnte. Nachdem Goethe sich in Weimar etabliert hatte, brach auch Lenz, der inzwischen seine Gesellschafterstelle verlor und seinen Lebensunterhalt mit Privatstunden bestritt, 1776 dorthin auf. Dort kam es allerdings zu einem nie aufgeklärten Bruch mit Goethe, wonach Lenz sich länger bei den Freunden in der Schweiz aufhielt. Dort erlitt er 1777 einen Wahnsinnsausbruch, dessen Symptome dank eines mehrwöchigen Aufenthalts bei Pfarrer Johann Friedrich Oberlin im Steintal/Vogesen für eine Zeit lang gemildert werden konnten. Die Aufzeichnungen Oberlins bezüglich der seelischen Erkrankung von Lenz wurden später Grundlage der bekannten Erzählung Georg Büchners „Lenz“ (1839). Ab 1779 lebte Lenz in Russland, zuerst in St. Petersburg und ab 1781 in Moskau, unterstützt von Freunden und Bekannten aus Freimaurerkreisen.

Zu den bedeutendsten Dramen Lenz', der u.a. auch als Lyriker und als Romanautor („Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden“, 1797) tätig war, gehören „Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung“ (1774), „Die Soldaten“ (1776) und „Der Landprediger“ (1777). In ihren tragikomisch zugespitzten, oft konfusen Konflikten wendet sich der Autor dem gegenwärtigen Leben der Privatmenschen zu. „Lenz' handelnde Figuren sind ausgeliefert an die Macht der Triebregungen, der Umstände, der Missverständnisse, indem sie sich nur fragmentarisch artikulieren. Stammelndes Sprechen, eine Errungenschaft der religiösen Poesie (Klopstock), wird von Lenz ins Drama übertragen /.../. Den Handelnden fehlt der Nexus zwischen Ursache und Zweck, zwischen Motivierung und Intention, so dass Risse auftreten: in der Psyche der Figuren, die von disparaten Gefühlen überwältigt werden; in ihren Handlungen, die undeutlichen Impulsen folgen; im Handlungszusammenhang, der vereinzelt Situationen, oft mit Hilfe des Zufalls, kombiniert“.²



Jakob Lenz, Maler unbekannt

In einer wohlhabenden Familie der Freien Reichsstadt Frankfurt am Main geboren, genoss Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) eine gründliche Hauserziehung und zog nach zweieinhalb Jahren an der Leipziger Universität im Frühling 1770 zur Fortsetzung seines Jurastudiums nach Straßburg. Bereits am Tag der Ankunft war er von dem

Anblick des gotischen Münsters stark beeindruckt, das von ihm als ein trotz seiner Mannigfaltigkeit der Strukturen zu einem nach dem organischen Ganzen strebenden Organismus wahrgenommen wurde. Er machte sich auch die elsässische Landschaft nach und nach zu eigen, die ihm vom Münsterturm herab als „ein neues Paradies“

² Bosse, H.: Jakob Michael Reinhold Lenz, in: Killy, W. (Hrsg.): Deutsche Autoren. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 3, Gütersloh, München 1994, S. 225-228.

vorkam. Damit begann bei Goethe eine intensive Reflexion über das Wesen der „schöpferischen Kraft“ in der Natur wie in der Kunst, die dank der Begegnung mit Herder (der wegen einer Augenkrankung zwecks Konsultation zu einem Augenarzt nach Straßburg kam) am 5. Oktober 1770 und des aktiven Austauschs mit dem fünf Jahre älteren Freund zu ihrer vollen Entfaltung kommen konnte. In täglichen Unterhaltungen wurden vor allem die Poesie und die Sprache zum Objekt einer ausführlichen Besprechung, wie auch die konkreten genialen Vertreter der „Weltpoesie“, wie Homer, Pindar, Ossian und Shakespeare. Diese Gespräche mit Herder wurden prägend sowohl für die Sturm-und-Drang-Bewegung als solche als auch für die dichterischen Anfänge Goethes als Lyriker und Dramatiker, der in seinen früheren poetischen Versuchen, z.B. in den anakreontischen Versen der Leipziger Zeit, über das Epigonenhafte kaum hinaus kam.

Vor allem die „Sesenheimer Lieder“, deren Impuls auf die Verliebtheit Goethes in die in Sesenheim unweit von Straßburg lebende Pfarrerstochter Friederike Brion zurückgeht,

zeitigten das neue Weltgefühl und neue lyrischen Töne. „Mailied“, „Willkommen und Abschied“, „Kleine Blumen, kleine Blätter“ und andere Texte gehören vom Typ her zur Erlebnis-dichtung, die als Natur- und Liebeslyrik ungeachtet des schlichten Volksliedtons zum Ausdruck eines intensiven Lebensgefühls wird, das vermag, die Geliebte und die Natur in einem zu umschließen.

Nach dem Abschluss des Studiums in seiner Frankfurter Zeit 1772-1775, währenddessen Goethe eine Praxis als Rechtsanwalt übernehmen musste, ohne die Intensität seiner dichterischen Betätigung und des Umgangs mit den anderen Vertretern des Sturm und Drang einbüßen zu wollen, brachte sein lyrisches Schaffen auch noch die sogenannten „großen Hymnen“ hervor wie „Wanderers Sturmlied“, „Der Wanderer“, „Mahomed's Gesang“, „An Schwager Kronos“ und „Prometheus“ und „Ganymed“. Das lyrische Subjekt dieser Hymnen ist ein „geniehaftes“ Wesen, das, dem mit Zeus hadernden Prometheus nicht ungleich, keine Autorität über sich dulden will:

PROMETHEUS (1789)

*Bedecke deinen Himmel, Zeus, Mit Wolkendunst!
Und übe, Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n! Mußt mir meine Erde
Doch lassen steh'n,
Und meine Hütte,
Die du nicht gebaut, Und meinen Herd, Um dessen Glut
Du mich beneidest.
Ich kenne nichts Armeres
Unter der Sonn' als euch Götter! Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler Hoffnungsvolle Toren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus, wo ein, Kehrt' ich mein verirrtes Auge Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr zu hören meine Klage, Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du's nicht alles selbst vollendet, Heilig glühend Herz?
Und glühtest, jung und gut, Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden dadoben?
Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehn,
Weil nicht alle Knabenmorgen- Blüenträume reifen?
Hier sitz' ich, forme Menschen Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei, Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen sich, Und dein nicht zu achten, Wie ich!*

Auch die Form der in freien Rhythmen geschriebenen reimlosen Hymnen, die sich an Pindars und Klopstocks Oden orientiert, wurde von den Zeitgenossen gleichwohl als revolutionär wahrgenommen.

Die erste Fassung des Dramas „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“, in dem ein Stoff aus der deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts behandelt wurde, entstand Ende des Jahres 1771 und brachte dem 22-jährigen Goethe den Ruf eines „deutschen Shakespeares“ (so Gottfried August Bürger in einem Privatbrief) ein. In der Tat lehnte sich Goethe im Konzept, in der Form und im Stil dieses aus fünf Akten bestehenden Stücks aktiv an Shakespeare an. Vor allem wird darin mit allen klassizistischen Konventionen und „Einheiten“ radikal gebrochen. Die Handlung umfasst eine geraume Zeit und spielt auf mehr als fünfzig Plätzen, vom Palast des Kaisers bis hin zu einem Zigeunerlager. Den historischen Dramen Shakespeares über Heinrich IV., Heinrich V. und Richard III. nicht ungleich, gibt der Autor einen Querschnitt durch alle Gesellschaftsschichten und Stände.

Götz (Gottfried) von Berlichingen war laut Berichten alter Chroniken, die Goethe eifrig studiert hatte, ein fränkisch-schwäbischer Ritter, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte. Seine Figur erscheint bei Goethe allerdings in einem verklärten Licht, indem Götz mit seinem edlen, aber utopistischen Gerechtigkeitsethos zwischen den Ständen (Adel, Bauern, städtisches Bürgertum) zu vermitteln sucht und daran scheitert. Seine letzte Weisheit ist Resignation, denn am Ende muss er feststellen: Freiheit gibt es nur im Jenseits, die Welt aber ist ein Gefängnis.

Die nach Herders kritischer Auseinandersetzung etwas überarbeitete Druckversion erschien 1773 und wurde nicht nur als Grundlage einer neuen Dramenästhetik für die ganze Sturm-und-Drang-Generation prägend, sondern

auch zum „ersten echten Geschichtsdrama der Weltliteratur“ (Dieter Borchmeyer). Sie wurde von keinem anderen als vom Pionier des historischen Romans, Sir Walter Scott, 1799 ins Englische übersetzt.

„Götz von Berlichingen“ machte Goethe in ganz Deutschland berühmt. Seine nächste Dichtung – der im Februar 1774 entstandene Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“ – verhalf ihm zu sich rasch mehrendem europäischen Ruhm. Die einige autobiographische Fakten mit Elementen des Zeitgeschehens und Zeitgeistes zusammenführende Geschichte der unglücklichen Verliebtheit eines begabten und empfindsamen Bürgersohns namens Werther in die Amtmannstochter Charlotte, die ihre Mutter auf dem Sterbebett einem anderen zugesprochen hat, eine Geschichte, die mit dem Selbstmord des Protagonisten endet, brachte die Seligkeiten und die Gefahren der inneren Exaltiertheit und Schwärmerei auf den Punkt und führte sogar im Rausch des durch den Roman ausgelösten „Wertherfiebers“ zu einer Selbstmordepidemie unter Jugendlichen, wogegen Goethe in den der zweiten Romanausgabe voraus gestellten Motto-Versen eigens protestieren musste.

Die einmalige Resonanz des Romans brachte Goethe in seiner späteren Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ mit der spezifischen Lage der vorromantischen Generation in Deutschland in Verbindung, in deren Rahmen junge Leute keinen Spielraum für das Ausleben ihrer schöpferischen Kräfte hatten: „von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs ange-regt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich, in unmutigem Übermut, mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können“.

Vorrromantik und Empfindsamkeit

Ähnlich wie der Sturm und Drang wird die Empfindsamkeit, die in Deutschland erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu ihrer vollen Geltung kommt, nicht zu einer dezidierten Gegenbewegung zur Aufklärung, sondern zur Erweiterung und Ergänzung der aufklärerischen Werteskala im Sinne einer Verbindung von Verstand und Gefühl. Die Schlüsselworte dieser Bewegung sind Sensibilität und Zärtlichkeit, was mit der Konzentration auf das Gefühl, auf das Seelenleben des einzelnen Individuums einhergeht. Die Empfindsamkeit in Deutschland entsteht in

Anlehnung an Laurence Sternes (1713-1768) „Sentimental Journey“ (1769) als gefühlbetonte Varianten des bürgerlichen Trauerspiels und den Pietismus. Sie ist als Vorläuferin der Vorrromantik zu verstehen, die nicht zu einer vom Sturm und Drang separaten literarischen und sozialen Bewegung wurde, sondern mit dem Letzteren weitgehend interferierte. Dennoch ist die Empfindsamkeit in Deutschland nicht mit dem Sturm und Drang identisch, sondern schließt auch andere Figuren und Autorengruppen mit ein.

So gehörte z.B. der sogenannte Göttinger Hainbund, von jungen Dichtern wie Johann Heinrich Voß (1751-1826), Gottfried August Bürger (1747-1794), Ludwig Christoph Heinrich Hölty (1748-1778) u.a. in Göttingen 1772 gegründet, nicht zum Sturm und Drang, pflegte jedoch dieselbe Empfindsamkeitskultur, die durch einen Kultus um die Poesie Klopstocks geprägt wurde. Auch Friedrich Schillers (1759-1805) frühe Dramen wie „Die Räuber“ (1782) und „Kabale

und Liebe“ (1784) zeigen deutliche Züge der Empfindsamkeit. Man kann von der Doppelbödigkeit der Empfindsamkeit in Deutschland sprechen. Einerseits öffnet sie den Blick für die Affekte des Menschen, mit der Perspektive einer unendlichen Verfeinerung und Differenzierung der menschlichen Gefühle. Andererseits hatte sie die Tendenz, als „Sentimentalität“ triviale Züge anzunehmen und zur „Empfindelei“ auszuarten.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Welche Veränderungen erlebten die Literatur und das Theater während der Vorromantik und der Weimarer Klassik?
- Wie gestaltet man englische Gärten und was suchte man damit auszudrücken?
- Was zeichnet die Vorromantische Landschaftsmalerei aus?
- Was bedeutet Sturm und Drang?
- Welche Forderungen werden zur Zeit der Sturm-Drang-Periode gestellt?
- Worin unterscheiden sich die Empfindsamkeit und der Sturm und Drang? Erläutern Sie Ihre Auswahl anhand eines Beispiels aus dem Text.

Zur Vertiefung

- In welchen Punkten versuchten sich die Vorromantiker von den Aufklärern abzusetzen? Recherchieren Sie, in welchen Medien diese Kritik beschrieben wurde und gehen Sie auf zwei Zeitschriften genauer ein.

Literatur

Bosse, H.: Jakob Michael Reinhold Lenz, in: Killy, W. (Hrsg.): Deutsche Autoren. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 3, Gütersloh, München 1994, S. 225-228.

Böhmer, S. et.al. (Hrsg.): Weimarer Klassik: Kultur des Sinnlichen, Berlin 2012.

9 Weimarer Klassik



Blick auf Weimar, Stich aus dem Jahr 1798

Das „Duodezfürstentum“, dessen Hauptstadt Weimar am Ende des 18. Jahrhunderts im öffentlichen Bewusstsein zum „deutschen Athen“ avancierte, entstand 1741 aus dem Zusammenschluss der Herzogtümer Weimar und Eisenach und dem früheren Herzogtum Jena. Mit dem preußischen Königshaus verwandt, beteiligte sich der Herzog Karl August (1757-1828) mitunter an militärischen Unternehmungen Preußens (wie z.B. an der Mainz-Belagerung von 1792), hielt aber sonst an politischer Neutralität

fest, was dank der „Krähwinkel“-Lage des kleinen Thüringer Herzogtums (mit ca. 100.000 Untertanen) auch zumeist gelang.

„1775 (...) war die Residenzstadt Weimar mit ihren gerade 6000 Einwohnern alles andere als ansehnlich. Das Schloss war kurz davor abgebrannt, der Hof verteilte sich daher auf verschiedene Häuser. Handel und Industrie waren völlig unterentwickelt“.¹

Kulturpolitik im Fürstentum Sachsen-Weimar-Eisenach

Die wirtschaftliche und politische Misere wurde jedoch dank der Bemühungen der aufgeklärten, musisch begabten Mutter Karl Augusts Herzogin Anna Amalia (1739-1807) auf kultureller Ebene dadurch kompensiert, dass man im Laufe von Jahrzehnten ab Anfang der 1770er-Jahre versuchte, der kleinen Residenz durch Einladung von kulturell relevanten Persönlichkeiten, eine belebte Theater- und Musikszene und verlegerische Aktivitäten das Wesen eines „Musenhofes“ zu verleihen. 1772 berief die Herzogin Anna Amalia den bekannten Dichter Christoph Martin Wieland als Erzieher ihres ältesten Sohns, des künftigen Herzogs Karl August, nach Weimar. 1775 kommt, der Einladung Karl Augusts folgend, der damals bereits weltberühmte Autor Goethe dorthin. 1776 nimmt Herder den Ruf nach Weimar an und ist dort bis zu seinem Tode 1802 Generalsuperintendent. Schließlich erfolgt 1799 die Übersiedlung Schillers von Jena nach Weimar, wo er bis zu seinem Tode 1805 einige wichtige Periodika herausgibt und seine Stücke auf der Bühne des Residenztheaters aufführen lässt.

Das Jahr 1794 als Schlüsselmoment der Weimarer Klassik (die in diesem Jahr erfolgte persönliche Bekanntschaft mit Schiller markierte Goethe später als ein „glückliches Ereignis“) ist aufs Engste mit der politischen Situation in Weimar verbunden. In dieser Hinsicht war der 1795 abgeschlossene Friede von Basel besonders wichtig, weil er dem Herzogtum Sachsen-Weimar eine dauerhafte Unabhängigkeit von den

Großmächten garantierte. Dadurch bekam der Weimarer „Musenhof“ relative Ruhe vor den Erschütterungen der Revolutionskriege.

So kann man das ganze Konzept der Weimarer Klassik als eine ästhetische Überhöhung des Gedankens der politischen Neutralität deuten. Die Besonderheit der Stellung Weimars im Kontext der Napoleonkriege betonte Goethe 1796 nicht ohne Ironie im Gedicht „Auf Miedings Tod“:

*Oh Weimar, Dir fiel ein besonders Los!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.“*

Die Weimarer Klassik lässt sich demnach einerseits als ein historisches Phänomen rekonstruieren und beschreiben und als solches ist es in der Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar und Eisenach zwischen 1794 (Beginn der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller) und 1805 (Schillers Tod) situiert und schließt auf personaler Ebene außer Goethe und Schiller auch noch zwei hervorragende Figuren der deutschen Kulturszene mit ein, die zur gleichen Zeit in Weimar gelebt und gewirkt haben: Wieland und Herder.

Auf der ästhetischen und poetologischen Ebene orientiert sich die Weimarer Klassik andererseits an der griechischen Antike, die den Klassikern als eine ideale Epoche erscheint, in der sich das menschliche Individuum zu „edler Einfachheit und stiller Größe“ (Winckelmann) entfalten und in Kunstwerken dargestellt werden konnte.

Grundpositionen der Weimarer Klassik

Die Grundpositionen der Weimarer Klassik sind an einer Reihe von Basiskonzepten erkennbar, zu denen neben der Humanitätsidee auch noch die Konzepte der ästhetischen Autonomie und Bil-

dung, die grundlegende Verknüpfung des Naturbegriffs mit dem Kunstbegriff und die reziproke Bestimmung von Form und Norm gehören.

1 Borchmeyer, D.: Goethe, Köln 2005, S. 49.

Die wichtigsten Weichen für die ästhetische Autonomieidee wurden bereits in den Schriften Moritz', insbesondere in seiner Abhandlung „Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften unter dem Begriff des in sich selbst Vollendetes“ gestellt. Dieses Konzept setzt die strikte Ablehnung einer beliebigen zweckbedingten utilitaristischen Orientierung in der Kunst voraus. Als „in sich selbst Vollendetes“ sei ein Kunstwerk laut Moritz „das Schöne (...) um seiner Selbst willen“. Folglich betrachtet man dieses Schöne „nicht, in so fern man es brauchen kann, sondern man braucht es nur, in so fern man es betrachten kann“. Ähnlich urteilt Friedrich Schiller, der in Anlehnung an Kants Autonomiebestimmung der Kunst in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (1795) eine „strenge Separation“ der Kunst von der „wirklichen Welt“ proklamiert, weil die „Koalition“ mit der „Wirklichkeit“ dem Dichter „gefährlich“ sei und ihn „nur beschmutzen würde“. Die von Schiller proklamierte „ästhetische Erziehung“ des Individuums setzte alternativ zur Französischen Revolution einen „Umweg“ voraus, über den man die gesellschaftlich-politischen Umstände nicht direkt, sondern durch ästhetisch, nämlich an der „autonomen Kunst“ erzeugte Subjekte ändern kann.

Das für die Weimarer Klassik bestimmende Konzept der „Bildung“ beruht auf der Idee der Einmaligkeit und Entwicklungsfähigkeit des Subjekts, an dessen unendliche Selbstvervollkommnungspotenz man fest glaubte. Im Gegensatz zur aufklärerischen Pädagogik, die „Zielgerichtetheit“ und „Brauchbarkeit“ akzentuierte, setzte die „Bildung“ eine allseitige und ganzheitliche Entwicklung des Individuums „aus sich selbst heraus“ voraus, die gleichzeitig „die Fortschritte der Menschheit“ (Wilhelm von Humboldt) verbürgen sollte. Das heißt, dass die Bildung des einzelnen Menschen unumwunden als Modell und als Spiegel der Bildungsgeschichte der Menschheit fungiert, was deutliche philosophiehistorische wie politische Ausweitungen mit sich bringt.

Wie Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung „Über Göthe's ‚Hermann und Dorothea‘“ (1798) betont, es sei „nie nöthiger“ gewesen, „die inneren Formen des Charakters zu bilden und zu befestigen, als jetzt, wo die äussern der Umstände und der Gewohnheit mit so furchtbarer Gewalt einen allgemeinen Umsturz drohen“. Als eine Stütze gegen das Unbeständi-

ge der Revolution und der Geschichte wird „Bildung“ auch im klassischen „Bildungsroman“ „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1796) gedeutet, dessen „märchenhafter“ Schluss gleichzeitig auf die nur utopische Möglichkeit hinweist, dass individuell-menschliche mit dem allgemein-historischen zu versöhnen.

Die Kunst wird im Kontext der Weimarer Klassik zwar als unvereinbar mit der Wirklichkeit gedeutet, aber gleichzeitig in ihren Formen auf die „Natur“ bezogen und hiermit mit ihr aufs Engste verbunden. In seinen Studien der „Metamorphose“ und „Morphologie“ der Pflanzen suchte Goethe, einer Gesetzmäßigkeit in der Abänderung der Naturwelt auf die Spur zu kommen, die auch für die Gesetze der Kunst wirksam wäre, weil darin „das Ganze“ und „die Idee“ aufeinander abgestimmt wären. Diese Suche bildete eine Voraussetzung für den Symbolbegriff Goethes, der für die Weimarer Klassik grundlegend wurde:

„Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, dass die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreich bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe“.

In formaler poetologischer Hinsicht hielten die Vertreter der Weimarer Klassik, im Unterschied zu den zeitgleich mit ihnen wirkenden Romantikern, an der Idee der Norm fest. Das Homerische Epos wie die Aristotelische Dramenpoetik waren für sie ebenso bestimmend, wie auch sonst die Reinheit der Dichtarten. Goethe führt 1788 in einer speziellen Studie („Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“) eine wichtige Typologie der dichterischen Darstellung ein. Im Gegensatz zur bloßen „Nachahmung“ der Natur und einer auf der Subjektivität des Autors beruhenden „Manier“ wird bei ihm „Stil“ zur höchsten dichterischen Leistung proklamiert, weil ein „Stil“ auf eine „allgemeine Norm“, auf Erkenntnis und auf das „Wesen der Dinge“ bezogen sein soll. Ergänzend zu Goethes normbezogenem Stilbegriff kann Schillers Definition einer idealen Dichtereinstellung verstanden werden, die er in einem Brief an Goethe vom 7. Januar 1795 unter dem Schlüsselwort „Simplizität“ subsumiert, die ihrerseits eine „ruhige Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit“ verbürgen soll, „die auch nicht das geringste zurücklässt, was das Gemüt unbefriedigt und unruhig lässt“.

Neue Rückbesinnung auf die Antike

Eine Rückbesinnung auf das antike Erbe erschien nach den Gefühlsschwankungen und „Zerrissenheiten“ des Sturm und Drang als Weg zu einer unabdingbaren Stabilisierung des Subjekts und dessen künstlerischen Schaffens. Sie bezog sich zuallererst auf die von „Genies“ verschmähten Gesetze und Regeln der Kunst, die nun als zeitlos und objektiv gegeben verstanden werden. Diese Gesetze und Regeln sahen die Klassiker am besten und vollkommensten in der antiken Kunst verkörpert.

Die Hinwendung zur Klassik in den 1790er-Jahren in Deutschland ist aufs Engste mit der Französischen Revolution verbunden. Das zeigt am besten die von Herder, Schiller und Wilhelm von Humboldt lancierte Humanitätsidee. Herder betont in seinen 1793-1797 in Riga veröffentlichten „Briefen zu Beförderung der Humanität“:

„Das Göttliche in unserem Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; (...) Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlicher Bemühungen, gleichsam die Kunst unseres Geschlechts. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muss, oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Tierheit, zur Brutalität zurück.“

Den konkreten kulturpolitischen Weg zur Humanität weist Schiller in der Ankündigung seiner Zeitschrift „Horen“ 1795 aus, indem er die Herausbildung der „wahren Humanität“ auf die politischen Ereignisse der Gegenwart bezieht. Das revolutionäre Agieren markiert Schiller negativ als „allverfolgenden Dämon der Staatskritik“. Diesem „Dämon“ wird ein „allgemeines und höheres Interesse, nämlich an dem, was rein menschlich oder über allen Einfluss der Zeit erhaben ist“, gegenübergestellt. Die überzeitlichen „Ideale veredelter Menschheit“ sind Schiller zufolge eine einzig mögliche Antwort auf die Ausschweifungen der Revolution.

Dabei geht es Schiller, Humboldt wie Herder vor allem um ein kulturphilosophisches

Programm der „Bildung zur Humanität“ durch Kunst, die sich an der griechischen Antike orientiert.

Die Hauptparameter der antiken Kunst, die auch für die klassizistischen Neigungen der deutschen Denker und Künstler am Ende des 18. Jahrhunderts wichtig waren, hat Wilhelm von Humboldt, selbst ein tonangebender Übersetzer aus dem Altgriechischen, in seiner Abhandlung „Über den Charakter der Griechen, die ideale und historische Ansicht desselben“ auf den Punkt gebracht:

„Das Classische lebt in dem Lichte der Anschauung, knüpft das Individuum an die Gattung, die Gattung an das Universum, sucht das Absolute in der Totalität der Welt, und mildert den Widerstreit, indem das Einzelne mit ihm [dem Absoluten] steht, in der Idee des Schicksals durch allgemeines Gleichgewicht.“

Hiermit wird die normative klassische Kunst der Antike zu einem Hort, an dem eine Ausbalancierung des Besonderen (Einzelnen) und Allgemeinen möglich ist. Demnach versteht sich die beschworene „Bildung zur Humanität“ vor allem als eine „ästhetische Erziehung“, wofür Schiller in seinem gleichnamigen Essay („Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, 1794-1795) ausdrücklich plädierte. „Veredelung des Charakters“ soll nach ihm die Grundlage auch der „Verbesserung im Politischen“ werden. Die ästhetische Schönheit und eine Erziehung durch die „höhere Kunst“ sollen Grundlage für eine politische Veredelung der Gesellschaft werden.

Im Kontext des um die Jahrhundertmitte in ganz Europa neu erwachten Interesses an den griechischen Ursprüngen des guten Kunstgeschmacks kommt es auch in Deutschland zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Antike, in deren Rahmen vor allem zwei Namen auf sich aufmerksam machen: Johann Joachim Winckelmann und Karl Philipp Moritz.

JOHANN JOACHIM WINCKELMANN (1717-1768) konnte trotz der Bescheidenheit seiner sozialen Herkunft (sein Vater war Schuhmacher) eine glänzende Karriere als europaweit bekannter, von den adeligen Sammlern hochgeschätzter Wissenschaftler und Schriftsteller machen. Er gilt als Begründer der Klassischen Archäologie als Wissenschaft und als Wegbereiter der neueren Kunstgeschichte als wissenschaftlicher Disziplin. Nach dem Theologie- und Medizinstudium in Halle und Jena und einigen vorübergehenden Anstellungen als Haus- und Schullehrer sowie als Bibliothekar geht Winckelmann 1755 zum Studium antiker Kunstwerke nach Rom, wo er bald Bibliothekar des mit ihm befreundeten Kardinals Alessandro Albani (1692-1779), des größten Antikensammlers in Italien und Inhabers der bekannten Villa Albani wird.

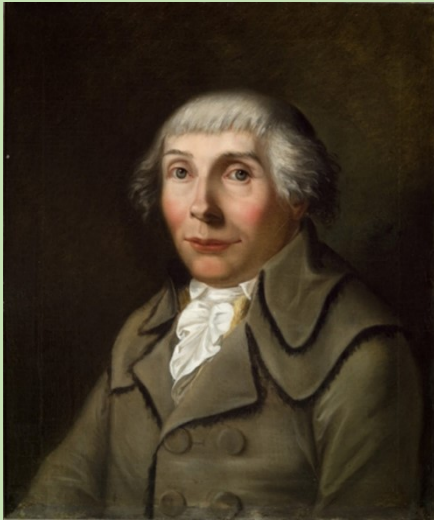


Johann Joachim Winckelmann, Gemälde von Anton Raphael Mengs 1755

Dank der Vermittlung Albanis bekommt Winckelmann 1763 noch zusätzlich zwei hoch angesehene Ämter, das des Oberaufsehers aller Altertümer in und um Rom und das des „Scriptor linguae teutonicae“ im Vatikan.

Winckelmanns Ruhm als Antike-Forscher beruht vor allem auf seiner fundamentalen „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764), aber auch auf den kleineren Abhandlungen wie „Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Malerei und Bildhauerkunst“ (1755), „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“ (1762), „Sendschreiben von den Herculianischen Entdeckungen“ (1762), „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, und dem Unterrichte in derselben“ (1763).

Eine der wichtigsten Ideen Winckelmanns ist die des Vorbildcharakters der griechischen Kunst, deren Hauptparameter, so seine Grundthese, nun nachzuahmen sind: „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten“. Nach Winckelmann soll sich die äußere Schönheit der alten Griechen, die er als Effekt der günstigen klimatischen Bedingungen und der politischen Freiheit Griechenlands deutet, in einer gesteigerten Form in der altgriechischen Kunst niedergeschlagen haben. Anhand der Analyse der skulpturalen Laokoon-Gruppe kommt er zur Herausarbeitung einer stehenden Formel in der Behandlung der antiken Kunst, deren Hauptmerkmal „edle Einfalt“ und „stille Größe“ sein sollen: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der Griechischen Meisterwerke ist endlich eine edle Einfalt, und eine stille Größe, so wohl in der Stellung, als auch im Ausdruck“. Die Rückbesinnung auf die „Stille“ kam besonders nach den Erschütterungen der Genie-Zeit (d.h. des Sturm und Drang) sehr zustatten. Winckelmanns Schriften orientierten zudem die Geschmacksrichtung in Deutschland weg von der Rom-Verehrung des „alten“ Klassizismus des 17. Jahrhunderts hin zum Athen-Kult der neuen Klassik, wobei die Hauptstadt Altgriechenlands als der eigentliche Hort idealer Menschlichkeit galt.



KARL PHILIPP MORITZ (1756-1793) trat in die Kulturgeschichte vor allem als Autor des autobiographischen „psychologischen“ (so der Untertitel) Romans „Anton Reiser“ (1785-1790) und der „Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782“ (1783) ein.

Von beträchtlichem Wert sind allerdings auch seine Abhandlungen über antike Mythologie und Altertumskunde, denen er sich nach seiner zeitgleich mit Goethe 1786-1788 unternommenen (beide trafen sich auch in Rom zu langen und gegenseitig produktiven Unterhaltungen) Italienreise widmete. Dank der Vermittlung Goethes lernte Moritz den

Weimarer Herzog Karl August kennen, der den begabten und gebildeten, aber mittellosen jungen Mann 1789 nach Berlin in die Akademie der Künste weiterempfahl, wo Moritz zum Professor der Theorie der schönen Künste ernannt wurde.

Seine Stellungnahme zur Antike und antiker Kunst hat Moritz v.a. in zwei Schriften formuliert, nämlich in „Über die bildliche Nachahmung des Schönen“ (1888) und „Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten“ (1791). Zentral ist für seine Kunstvorstellung das Konzept des „in sich Vollendeten“, als etwas, was einem echten Kunstwerk inhärent sein soll. Diese Vorstellung vermittelt den Vorsatz der Autonomie der Kunst, die laut Moritz weder „nützlich“ noch dem „Vergnügen“ des Rezipienten dienlich sein soll. Das autonome Kunstwerk, als „bildende Nachahmung der Natur“ und Produkt der „Tatkraft“ des Künstlers entstanden, ist Moritz zufolge ein in sich selbst vollendeter Organismus. Sein Wesen kann kaum logisch nachvollzogen, sondern nur „hervorgebracht oder empfunden“ werden.

Das Wesen der künstlerischen Schönheit suchte Moritz über die Ablehnung des obsoleten Allegorie-Begriffs durch den von ihm favorisierten Symbol-Begriff zu ergründen, in dessen Verständnis er mit Goethe einherging.

Klassizismus in der deutschen Baukunst, Plastik und Malerei

Infolge der Studien von Winckelmann trat seit den 1750/60er-Jahren die „klassische“ griechische Kunst bzw. eine idealisierende Vorstellung davon ins Zentrum des gesellschaftlichen Interesses. Mit dem Ausbruch der Revolution in Frankreich 1789 und der nachfolgenden Machtübernahme durch Napoleon Bonaparte wurde die von ihm begünstigte „klassizistische“ Geschmacksrichtung in Architektur und Kunst – nun als Stil „Empire“ – bekräftigt und dehnte sich auf die von Frankreich beeinflussten Gebiete wie die Rheinbundstaaten und das westböhmisches Bäderdreieck aus. Zu den wichtigsten Vertretern des Klassizismus in Deutschland wurden die Architekten Schinkel und von Klenze, der Bildhauer Tieck und der Maler Mengs.

Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) war der „offizielle“ Architekt und Stadtplaner des Königreichs Preußen. Dank ihm bekam die Architektur der preußischen Aufklärung, in Opposition zum

„überbordenden“ und schwulstigen Barockstil, klare und ausgewogene – klassizistische – Ausdrucksformen.

Außer von Winckelmanns Werken wurde Schinkel auch noch von der englischen Studie „The Antiquities of Athens“ von James Stuart und Nicholas Revett beeinflusst. Schinkels eigene lange Studienreisen nach Griechenland und Italien vervollkommneten seine profunde Kenntnis der antiken Architektur, deren Grundelemente er in den besten von ihm projektierten und realisierten Bauten wie der Neuen Wache und dem Königlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt (heute Konzerthaus Berlin), dem Alten Museum und den Pavillons des Lustgartens in Berlin wie auch in einigen wichtigen Gebäuden in Potsdam realisierte. Von ihm wurde auch der Familiensitz der Humboldts, das Schloss Tegel, 1820-1824 klassizistisch umgestaltet.



Schloss Tegel

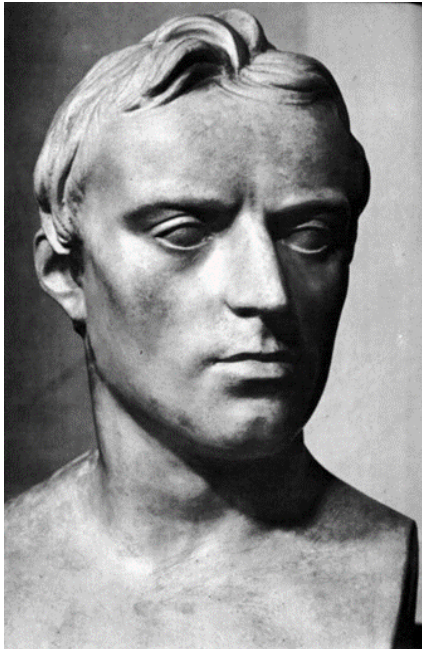
Leo von Klenze (1784-1864), der zweitwichtigste deutsche Architekt des Klassizismus, entwarf zuerst im Auftrag von Jérôme, König von Westfalen und ein Bruder Napoleons, im klassizistischen Stil ein Hoftheater am Schloss Wilhelmshöhe bei Kassel. Dieser 1809-1810 errichtete Bau wurde später in einen Ballsaal umgewidmet. Zu den bedeutendsten Errungenschaften Klenzes zählen Umgestaltungen im klassizistischen Stil einiger älterer Bauten, die er in seiner Position als Hofarchitekt von König Ludwig I. von Bayern in München am Marstall, Königsplatz, der Ludwigstraße, der Glyptothek, der

Ruhmeshalle, der Alten Pinakothek und der Residenz vorgenommen hat. Andernorts in Deutschland hat Klenze die Liebfrauenkirche in Fürth, die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle in Kelheim, die Konstitutionssäule in Gaibach und das Kanaldenkmal am Burgberg in Erlangen gebaut. Bei einem Besuch in München zeigte sich Zar Nikolaus I. von der Alten Pinakothek stark beeindruckt. Als Folge bekam Leo von Klenze den Auftrag zur Erbauung und Ausgestaltung der Neuen Eremitage in Sankt Petersburg, worauf dieses Projekt 1839-1852 erfolgreich realisiert wurde.



Alte Pinakothek (Nordseite) in München

Christian Friedrich Tieck (1776-1851), der jüngere Bruder des bekannten Schriftstellers und Übersetzers Ludwig Tieck, war einer der wichtigsten Vertreter der klassizistischen Bildhauerei im 19. Jahrhundert, der vor allem in Berlin, aber nicht nur dort wirkte. Seine besten Leistungen hat er zweifelsohne auf dem Gebiet der skulpturalen Porträtkunst hervorgebracht, wobei die Zeitgenossen an seinen Büsten neben „Anmut und Idealität“ (Christian Daniel Rauch) auch das „Sanfte und Gefällige“ (August Wilhelm Schlegel) lobten. Zu seinen bekanntesten Kreationen in der Porträtbildhauerei gehören Büsten Schillers und Klopstocks. Nach einer Serie von Porträtbüsten in Weimar (wo er auch einige Reliefs und Statuen nach antiken Motiven für das neue Stadtschloss schuf), die Tieck im Auftrag des Großherzogs anfertigte (sie zeigen den Großherzog selbst, die Großherzogin, den Erbprinzen, Johann Gottfried Herder, Johann Heinrich Voß u.a.) betätigte er sich 1812-1813 als Lieferant von Büsten für die von Ludwig I. von Bayern initiierte Ruhmeshalle Walhalla. In dieser Reihe entstanden Porträts von Wallenstein, dem Kurfürst von Mainz, Amalie von Hessen-Darmstadt, Ernst dem Frommen von Sachsen, Gotthold Ephraim Lessing, Gottfried August Bürger, Goethe, Friedrich Barbarossa, Rudolf I. von Habs-



Porträt Friedrich Schiller, Christian Friedrich Tieck, 1802

burg u.a.m. Tieck war als ein mit Marmor, Sandstein, Bronze und später auch mit Hohlgussverfahren arbeitender Bildhauer ein wichtiger Mitgestalter der klassizistischen Bauten Karl Friedrich Schinkels, vor allem bei dessen Königlichem Schauspielhaus am Gendarmenmarkt und beim Alten Museum. Für das Schauspielhaus schuf Tieck die Skulpturen der neun Musen aus Sandstein für die Vorderseite und für die Süd- und die Nordfront des Theaters. Von ihm sind auch vier große Reliefs für die Giebelflächen und eine bronzene Figur des Apollo in einem von Greifen gezogenen Wagen auf der Vorderseite sowie der bronzene Pegasus auf der Rückseite und die bronzene skulpturale Gruppe „Macht der Musik“ am Haupttreppeneingang des Theaters. 1827 entstand von Tieck für dasselbe Gebäude eine Marmorskulptur des Schauspielers und Theaterdirektors August Wilhelm Iffland, die von den Zeitgenossen begeistert aufgenommen wurde. Für das Alte Museum hat Tieck mehrere Dachskulpturen geschaffen, u.a. die bekannten „Dioskuren“.

Anton Raphael Mengs (1728-1779) war der prominenteste deutsche Vertreter der klassizistischen Malerei. Von seinem Vater, dem sächsischen Hofmaler Ismael Mengs wurde er bereits als Kind in die Geheimnisse der Malerei eingeweiht. Später begleitete er den Vater auf seiner dreijährigen Studienreise nach Rom und wurde nach seiner Rückkehr im Alter von 17 Jahren zum Kabinettmaler der sächsischen Residenz ernannt. Dresden, Rom, Neapel und Madrid wurden später zu seinen wichtigsten Lebensstationen. In groß angelegten Fresken wie in der Porträtmalerei gleich stark, bekam Mengs Aufträge von den zahlungskräftigsten Mäzenen Europas wie August dem Starken, Karl IV., dem König von Neapel (der später König von Spanien wurde), Kardinal Alessandro Albani und dem spanischen Diplomaten José Nicolás de Azara.

Neben dem Porträtieren der königlichen Familie von Neapel und der Ausgestaltung des königlichen Palastes in Madrid gehört das Deckenfresko „Der Parnass“ in der Villa Albani in Rom, das 1760 im engen geistigen Kontakt mit seinem Freund Winckelmann entstand, zu den bekanntesten Leistungen dieses in ganz Europa anerkannten und durch viele Akademie-Mitgliedschaften geehrten deutschen Malers.

Zeitumstände und Persönlichkeiten

Wieland, der klassische Goethe und der klassische Schiller

Christoph Martin Wieland (1733-1813) war zum Moment seiner Übersiedlung nach Weimar 1772 bereits deutschlandweit als Autor des Bildungsromans „Agathon“ (1767) und des Poems „Musarion“ (1768) bekannt. Nach der Beendigung seines Dienstes als Prinzenenerzieher 1775 lässt er sich unweit von Weimar in dem im Rokokostil erbauten Schloss Osmanstedt nieder, wo es zu einem neuen Aufschwung seiner schriftstellerischen Aktivität kommt. Für sein „Hauptgeschäft“ in Weimar hielt Wieland die 1773 gegründete Zeitschrift „Der Teutsche Merkur“, die von ihm betreut und persönlich verlegt wurde. Die Zeitschrift gelangte in ganz Deutschland zu großer Popularität und überlebte sogar die späteren rein „klassischen“ Weimarer Periodika wie „Neue Thalia“, „Horen“ und „Propyläen“. Goethe vermerkte in „Dichtung und Wahrheit“, dass es der „Teutsche Merkur“ war, der den Eintritt Weimars in die deutsche Literatur gewährleistete.

Der „klassische“ Goethe beginnt noch vor dem eigentlichen Anfang der Weimarer Klassik während der anderthalbjährigen Italienreise des Dichters 1786-1788. Goethe, der sich davor während seines ersten Weimarer Jahrzehnts in seiner Position des Kammerpräsidenten (Finanzministers) zu sehr durch ökonomische und politische Angelegenheiten des Herzogtums vereinnahmen ließ, spürte in der öffentlichen Tätigkeit Gefahr für seine dichterischen Aktivitäten, die gegen 1786 merkbar ins Stocken geraten waren. Die „Flucht“ nach Italien trug ebenso stark wie seine (ab 1794) persönliche Bekanntschaft, feste Freundschaft und sein enger geistiger Kontakt zu Schiller zur „Wiedergeburt“ des Dichters in Goethe bei.

Zu den wichtigsten „Früchten“ seiner klassischen Periode gehören neben dem Bildungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und dem Hexameter-Epos „Hermann und Dorothea“ vor allem die Dramen „Iphigenie auf Tauris“ und „Torquato Tasso“ sowie eine Reihe von Balladen, von denen die meisten, v.a. „Die Braut von Korinth“, „Der Gott und die Bajadere“ u.a. 1797 (das sogenannte „Balladenjahr“) in einem improvisierten poetischen Wettbewerb mit Schiller, der ebenfalls intensiv Balladen schrieb, entstanden.

Der „klassische“ Schiller tritt vor allem als Autor der späten Dramen auf, die im Unterschied zu seiner frühen Dramatik das „geniehafte“, an Shakespeare geschulte Element zugunsten der stabilisierten „klassischen“ Form (Blankvers, fünf Akte, strenge Konfliktgestaltung) weitgehend aufgeben. Obwohl er sich mit seinem groß angelegten dramatischen „Wallenstein“-Projekt scheinbar „dunklen“ Zügen der deutschen Geschichte (dem Dreißigjährigen Krieg) zuwendet, bekommt der ganze Stoff eine gehörige klassizistische Aufhellung dank der erfundenen Figur des Max Piccolomini, den Wallenstein selbst kurz vor dem Tod als eine Versinnbildlichung seiner Jugend und als das eigentlich „Schöne“ in sich selbst preist. Der weitere von Schiller eingeschlagene Weg „vom historischen zum poetischen“ Drama (Helmut Koopmann) brachte 1800 eine seiner besten Leistungen hervor: „Maria Stuart“. Anhand dieses Dramas kann man die Grundgesetze der klassischen Dramaturgie Schillers ersehen, die er später auch in der „Jungfrau von Orleans“ (1801), der „Braut von Messina“ (1803), „Wilhelm Tell“ (1804) und dem Fragment gebliebenen „Demetrius“ (1805) einsetzte. Im Unterschied zu „Wallenstein“ ist die Handlung von „Maria Stuart“ viel strenger gegliedert. Jeweils zwei Akte von insgesamt fünf werden den beiden Antagonistinnen zugeordnet: der erste und der fünfte Maria, der zweite und der vierte Elisabeth. Der mittlere Akt (der dritte) bringt eine gehörige Steigerung des Konflikts, nach der es in zwei „Schüben“ zu dessen tragischer Lösung kommt. Wichtig ist zudem, dass es Schiller gelungen ist (wie später auch in „Wilhelm Tell“), das Private und das Politische im Konflikt zweier Königinnen so aufeinander zu beziehen, dass das Eine immer wieder in das Andere umschlägt. Wie auch in späteren Dramen steht hier die Problematik des persönlichen Charismas und der Legitimität einer Herrschergestalt im Zentrum. Als Schillers höchste Leistung gilt die Darstellung des inneren Wachstums Marias in moralischer und menschlicher Hinsicht vom ersten Akt bis hin zum letzten, wobei an ihrer Kontrahentin Elisabeth ein entgegengesetzter Prozess (die menschliche und moralische Degradierung) sichtbar wird.

Iffland und Kotzebue im Spannungsfeld der Weimarer Klassik

August Wilhelm Iffland (1759-1814), ein berühmter deutscher Schauspieler, Dramatiker und Theaterdirektor, kam zeitlebens mehrmals mit dem Kontext der Weimarer Klassik bzw. mit ihren Repräsentanten in Berührung (angefangen mit Karl Philipp Moritz, dessen Schulkamerad er war), wenn auch seine eigenen „rührenden“ Familienstücke trotz ihres großen Erfolgs beim bürgerlichen Publikum das triviale Niveau kaum überschritten. 1782 kam es auf der Bühne des Mannheimer Theaters bei der Uraufführung von Schillers „Räubern“ zu einem durchschlagenden Erfolg Ifflands in der Rolle des Franz Moor. Auf ihn geht auch der Vorschlag zurück, den ursprünglichen Titel des zweiten Stückes Schillers von „Luise Millerin“ in „Kabale und Liebe“ zu ändern. Das gelungenste seiner Stücke – das Drama „Die Jäger. Ein ländliches Sittengemälde“ (1785) wurde von Goethe ausgewählt, um damit 1791 das Weimarer Theater zu eröffnen. In seiner Funktion des Direktors des Berliner Nationaltheaters (ab 1796) begünstigte Iffland die Aufführung der „klassischen“ Dramen Schillers weitgehend, was eine Grundlage für die spätere „Kanonisierung“ Schillers als deutschen „Nationaldramatiker“ im Kontext der Jahre 1848 bis 1870 schuf.

August Friedrich von Kotzebue (1761-1819) ist ein deutscher Dramatiker und Journalist, des-

sen Stücke, von der heutigen Literaturgeschichte als rührselig und trivial markiert, im 19. Jahrhundert zu den meistgespielten nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa gehörten. Im Unterschied zu den Weimarer Klassikern setzte sich Kotzebue als Dramatiker nicht nur die „Bildung“, sondern auch die Unterhaltung des Publikums zum Ziel. Als gebürtiger Weimarer ließ er sich 1801 nach einer vorübergehenden Karriere als Politiker und Theaterdirektor in Russland wieder in seiner Heimatstadt nieder.

Nach einer sich anbahnenden Zusammenarbeit mit Goethe, der Kotzebues Komödie „Die deutschen Kleinstädter“ (1803) auf der Weimarer Bühne aufführen wollte, kam es letztendlich zum Zerwürfnis, weil Kotzebue die Bitte Goethes ablehnte, ironische Anspielungen auf die Jenaer Romantiker, v.a. auf die Gebrüder Schlegel aus dem Stück zu entfernen. Die Inszenierung kam deshalb nicht zustande.

Das Verhältnis zu Goethe wurde später noch mehr getrübt durch Kotzebues skandalumwirtetes Projekt einer öffentlichen Ehrung Schillers, durch die Kotzebue Goethe und die Frühromantiker kompromittieren wollte. Auch die Zeitschrift „Der Freimüthige“ (1803-1806), die Kotzebue später in Berlin herausgab, war gegen Goethe und die Schlegels gerichtet.

Wilhelm von Humboldt und die Kanonisierung der Weimarer Klassik im Rahmen der klassisch-humanistischen Ausrichtung des deutschen Bildungssystems

Die Grundideen der Weimarer Klassik wurden im preußisch-deutschen Bildungssystem nicht zuletzt dank der tätigen Vermittlung des bekannten Schriftstellers, Staatsmanns, Sprachwissenschaftlers und Philosophen Friedrich Wilhelm Christian Karl Ferdinand von Humboldt (1767-1835) verankert.

Ab 1791, als Humboldt sich nach seiner ersten Amtszeit auf seine Thüringer Güter zurückzog, kam er öfter in Jena und Weimar mit Schiller und Goethe zusammen und publizierte einige seiner Schriften in den von Schiller redigierten Zeitschriften „Neue Thalia“ und „Horen“. Noch enger wurde seine Integration in den Kontext der Weimarer Klassik, als Humboldt im Juni 1794 nach Jena übersiedelte, wo er als geistiger Begleiter und kritischer Berater Schillers und Goethes wirkte. Humboldts tiefgehende Auseinandersetzung und feinfühliges Kritik war für die

Entstehung einiger wichtiger Werke der Weimarer Klassik überaus fördernd und von grundlegender Bedeutung, etwa für Schillers ästhetische Schriften, seine meditative Lyrik und Goethes Epos „Hermann und Dorothea“. Die Ideale der Weimarer Klassik lagen der grundlegenden Reformierung des Bildungssystems von der Elementarstufe bis zur Universität zugrunde, die Humboldt 1809-1810 als Leiter der Sektion für Kultus und Unterricht im Preußischen Innenministerium durchsetzte. Im Vordergrund stand dabei Humboldts Idee eines humanistischen Gymnasiums, das er als Vorbereitung zum Universitätsstudium verstand. Humboldt lag es daran, die Ideen des Neuhumanismus im Sinne der Weimarer Klassik vor allem in einer privilegierten Stellung der Alt Sprachen wie Griechisch und Latein als bester „Geistes-schulung“ durchzusetzen.

Goethes Faust und die Weimarer Klassik

Die Zeit der Weimarer Klassik war für die Konsolidierung des grandiosen „Faust“-Projekts Goethes von grundlegender Bedeutung. Die Sturm- und Drang-Version des Dramas, „Urfaust“ (1773-1775) genannt, wie auch ihre 1790 überarbeitete Version („Faust. Fragment“) zeigten noch die drei Hauptstränge der Handlung (Gelehrtentragödie, Universitäts satire und Gretchentragödie) in einer ziemlich losen Weise nebeneinander. Erst in den Jahren 1797 bis 1806 gelang es Goethe, die „barbarische Komposition“ mit einem von Schiller angemahnten „poetischen Reif“ zusammenzubinden und gehörig zu straffen. Das äußerte sich in der Ausfüllung von manchen szenischen Lücken, wobei u.a. die

Szene des Selbstmordversuchs und der anschließende Osterspaziergang zusammen mit der Schlüsselszene der Wette neu geschrieben wurden. Außerdem entstehen drei einleitende Texte: die Stanzas der „Zueignung“, das „Vorspiel auf dem Theater“ und der „Prolog im Himmel“ als wichtige Distanzierungs- und Potenzierungsrahmen des eigentlichen „Faust“-Geschehens. Auf die Impulse der Weimarer Klassik ist zweifelsohne auch die Grundidee des 2. Teils der „Faust“-Tragödie zurückzuführen, insbesondere die „klassisch-romantische Phantasmagorie“ des „Helena“-Aktes. Der zweite Teil, der Goethe bis zu seinem Todesjahr 1832 beschäftigte, wurde allerdings erst später fertig.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Welche Merkmale kennzeichnen die Weimarer Klassik und wie entstand die Begrifflichkeit?
- Welchen Einfluss hatte die Kulturpolitik im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach und von wem wurde sie maßgeblich mitbestimmt?
- Welche Rolle spielte die Rückwendung zur griechischen Antike im Prozess der Etablierung der Weimarer Klassik?
- Welche literarischen Werke stehen sinnbildlich für diese Epoche?
- Wie und unter welchen Einflüssen veränderte sich die Kunst?

Zur Vertiefung

- Recherchieren Sie die Entstehung und Entwicklung der Anna Amalia Bibliothek in Weimar. Gehen Sie dabei folgenden Fragen nach: Wie und zu welchen Zwecken wurde diese Sammlung konzipiert? Wie bewerten Sie die Rolle der adeligen Frauen innerhalb der sich aufklärenden und nach Bildung strebenden Gesellschaft des kleinen Herzogtums in Thüringen?
- Beschreiben Sie die Unterschiede zwischen den Begriffen Erziehung und Bildung. Gehen Sie dabei auf die Erziehungsauffassung der aufgeklärten Pädagogik ein und zeichnen Sie anschließend die Inhalte des neuhumanistischen Bildungsdenkens in Anlehnung an Wilhelm von Humboldt nach.

Literatur

- Alt, P. A./Kosenina, A./Reinhardt, H./Riedel, W. (Hrsg.): Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik, Festschrift für Hans-Jürgen Schings, Würzburg 2002.
- Böhmer, S. et.al. (Hrsg.): Weimarer Klassik: Kultur des Sinnlichen, Berlin 2012.
- Grimmiger, R. (Hrsg.): Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Band 1-3, 2. durchgesehene Aufl., München 1984.
- Dönike, M. et.al. (Hrsg.): Die Farben der Klassik: Wissenschaft – Ästhetik – Literatur, Göttingen 2016.
- Humboldt, W. v.: Bildung und Sprache, besorgt v. Menze, C., 4. durchgesehene Aufl., Paderborn 1985.
- Humboldt, W. v.: Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, Stuttgart 1962.
- Kost, J.: Wilhelm von Humboldt – Weimarer Klassik – Bürgerliches Bewusstsein: Kulturelle Entwürfe in Deutschland um 1800, Würzburg 2004.

10 Romantik und Idealismus



„Der Wanderer über dem Nebelmeer“, Caspar David Friedrich, um 1818

Romantik

*„Die erste Idee ist natürlich die Vorstellung von mir selbst,
als einem absolut freien Wesen.
Mit dem freyen, selbstbewußten Wesen tritt zugleich
eine ganze Welt – aus dem Nichts hervor –
die einzig wahre und gedenkbare Schöpfung aus Nichts.“*

(Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus um 1796)

Keineswegs eine stilistische Einheitlichkeit, sondern vielmehr eine Vielzahl von Strömungen, Wechselbeziehungen und Einflüssen verbergen sich hinter dem Begriff „Romantik“. Der Beginn der Romantik wird um das Jahr 1790 angesetzt. Sie erstreckte sich bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts über ganz Europa und brachte in Frankreich Namen wie Stendhal (1782-1842) und Victor Hugo (1802-1885), in England Lord Byron (1788-1824) und Mary Shelley (1797-1851) hervor. Eine heuristische Herangehensweise ermöglicht die Unterteilung der Epoche in ihre früh-, hoch- und spätrömantischen Erscheinungsformen, die in Deutschland an verschiedene Regionen gebunden werden und die sich in Literatur, Kunst, Musik, Malerei, Philosophie und Theologie entfalten.

Etymologisch geht der Begriff „Romantik“ auf das französische Wort *roman* zurück und verweist auf die romanische Volkssprache im Gegensatz zur Gelehrtensprache Latein. Als Dichtungen im Bereich der romanischen Volkssprache wurden vor allem die Ritter- und Abenteuergeschichten relevant. Später wird das Nomen Roman wohl zuerst von Novalis (1772-1801) verwendet und leitet sich, wie auch die Epoche, vom gleichen Begriff ab: nämlich von der *lingua romana*. Diese bezeichnet eben nicht die lateinische Sprache, die *lingua latina*, sondern die romanischen Sprachen.

Die Romantiker strebten eine Beschäftigung mit der Geschichte und der Sprache ihres eigenen Volkes an, weshalb Märchen und Volkssagen sehr beliebte Textsorten waren. Nicht alles, was sich mit dem Adjektiv romantisch schmückte und in der Zeit zwischen 1790 und 1840 auf den literarischen Markt strömte, entspricht der Tiefe des Denkens der Romantiker, denn ihre Hauptvertreter gingen eher sparsam mit der Verwendung des Begriffes Romantik um.

Bevor die Romantik rückblickend zum „Inbegriff der deutschen Seele“¹ verklärt wird, bewegte sie zunächst die intellektuellen, dichtenden und künstlerischen Kreise.

Ihre erste Vertreter waren noch Kinder der Aufklärung, wie die Brüder Friedrich (1772-1829) und Wilhelm Schlegel (1767-1845), die noch stark durch die Philosophie Immanuel Kants und die Kulturauffassung Herders geprägt waren und genauso wie Novalis (eigentlich Georg Philipp Friedrich von Hardenberg, 1772-1801) im thüringischen Jena wirkten, wo vor allem die literarisch geprägte Frühromantik in den 1790er-Jahren erblühte.

Novalis war es übrigens, der als Erster im deutschsprachigen Kulturkreis vom Romantiker sprach und damit wohl einen besonders phantasiereichen Romanschriftsteller meinte. Ihm verdanken wir die berühmteste Definition der Romantik:

*„Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn,
dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn,
dem Bekannten die Würde des Unbekannten,
dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe,
so romantisiere ich es.“*

In diesen Worten von Novalis sieht man, dass nun dem Künstler eine ganz neue Rolle zukam: Er sollte die Realität nicht bloß abbilden, sondern sie erschaffen, sodass in ihm dieselben schöpferischen Kräfte wirkten wie in der Natur. Die Realität des Künstlers bedeutete mehr und sollte echter sein als die Realität, die mit bloßem Auge wahrgenommen werden kann.

Als Hauptvertreter der Hochromantik in einem späteren Zeitraum von etwa 1804 bis 1815 gelten unter anderem Clemens Brentano (1778-1842) und Achim von Arnim (1781-1831), die in Heidelberg zusammentrafen. Dort entwarfen die beiden Freunde die eigenen programmatischen Ansätze im Anschluss an die von Jena ausgehenden Ideen und brachten die Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (1808) heraus.

Die Phase der Spätromantik wird vor allem in Berlin verortet, wo E. T. A. Hoffmann (1776-1822) und Heinrich von Kleist (1777-1811) ihre Protagonisten und sich selbst leben und leiden ließen.

1 Strich, F.: Die Romantik als europäische Bewegung, in: Prang, H. (Hrsg.): Begriffsbestimmung der Romantik, Darmstadt 1972, S. 112.

Als Georg Friedrich Wilhelm Hegel (1770-1831) im Herbst 1829 zum Rektor der Berliner Universität berufen wurde, neigte sich die Romantik bereits ihrem Ende zu. Mit Hegel, den die Französische Revolution und vor allem Napoleon in besonderem Maße prägte und seine Idee des Weltgeistes reifen ließ, endet die vielgestaltige und widersprüchliche Epoche der Romantik, deren Spuren sich bis heute in philosophischen Gebäu-

den, Kunstwerken und Literatur(en) finden lassen. Dennoch gehört es zum Wesenszug der Romantik und ihrer Vertreter, Grenzen aufzuheben, das Sein als etwas konsequent zu Befragendes zu verstehen und nur das „Ganze als das Wahre“ (Hegel) anzuerkennen. So verschwimmen Grenzen, Realität und Phantasie verschmelzen miteinander und das Leben erschien den Romantikern als unteilbares Ganzes.

Revolution: Reformen, Wegbereiter und Zeit(-Geister)

Die Französische Revolution, die im deutschsprachigen Raum in den 1790er-Jahren von vielen Intellektuellen und Künstlern zunächst enthusiastisch begrüßt, dann aber, im Verlauf der Terrorherrschaft, zunehmend kritisch gesehen wurde, markierte einen entscheidenden Wendepunkt für die weitere Entwicklung Europas in Zeiten der Aufklärung. Sie sorgte zusehends für Enttäuschungen und Ängste. So schrieb Georg Forster (1754-1794) im April 1793 aus Paris:

„Die Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eisernste von allen, steht der Welt noch bevor (...) je edler das Ding und je vortrefflicher, desto teuflischer der Missbrauch. Brand und Überschwemmung, die schädlichen Wirkungen von Feuer und Wasser, sind nichts gegen das Unheil, das die Vernunft stiften wird.“²

Einen solchen Verfallsprozess sagte bereits Moses Mendelssohn im Jahr 1784 in seiner Beantwortung der Frage „Was ist Aufklärung?“ voraus:

„Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, desto größlicher in seiner Verwesung.“³

Die einst als Akte der Vernunft gedeuteten revolutionären Umwälzungen in Frankreich wurden mehr und mehr als abartige Spielart einer verkommenen Vernunft, aber auch als Hinweis auf das von Kant diskutierte radikal Böse im Menschen gedeutet. Zudem sorgten die revolutionären Entwicklungen keineswegs für ein politisches Erstarken des deutschen Bürgertums, das sich in großen Teilen erschüttert und enttäuscht von den Folgen der Französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons zeigte.

Deutschland hinkte trotz der Entwicklungen und Errungenschaften der Epoche der Aufklärung den gesamteuropäischen Entwicklungen hinterher. In diesem spätabolutistisch und von

Kleinstaaterei geprägten Deutschland trat Preußen in die bereits tobenden Koalitionskriege (1792-1815) ein. Der Rücktritt des deutschen Kaisers Franz II. (1806) läutete den endgültigen Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ein, das zu jener Zeit allerdings juristisch nur auf dem Papier existierte. Nach dem endgültigen Sieg über Napoleon im Jahr 1815 und dem sich anschließenden Wiener Kongress fanden sich die deutschen Staaten, die bis dato lediglich durch eine gemeinsame deutsche Sprache verbunden waren, zum Deutschen Bund zusammen. Die Kriege beeinflussten das Alltagsleben: Reformen wurden notwendig, die maßgeblich von Adeligen und Angehörigen des höheren Bürgertums umgesetzt wurden.

Die beiden preußischen Reformer Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757-1831) und Karl August von Hardenberg (1750-1822) gehörten zu den prominentesten Vertretern der sogenannten Preußischen Reformern. Die nach ihnen benannten Stein-Hardenbergschen Reformen umfassten zum Beispiel eine neue Staats- und Wirtschaftsverfassung, die Bauernbefreiung, Heeresreformen, Städteordnungen sowie die Weiterführung der Agrarreform, die auf Werten wie Rechtsstaatlichkeit, Freiheitsrechten und Achtung der Menschenwürde beruhten. Zu dieser Entwicklung tritt im Verlauf des 19. Jahrhunderts die zunehmende Technisierung verschiedener Lebensbereiche. Der bis dato vorherrschende Merkantilismus wurde durch die wachsende Industrialisierung der Wirtschafts- und Produktionsweise abgelöst. Das Bild des Deutschen Bundes enthielt allerdings trotz aller Bestrebungen und Reformen zahlreiche Widersprüche und miteinander im Widerstreit stehende Konstellationen bereit. Keineswegs waren alle Länder auf ein und dieselben Ordnungen erpicht.

2 Forster, G. (1793), zit. in: Safranski, R.: Romantik. Eine deutsche Affäre, München 2007, S. 34.

3 Mendelssohn, M.: Über die Frage: was heißt aufklären? in: Bahr, E. (Hrsg.): Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen, Stuttgart 1996, S. 7.

Es kam zu Bündnissen des altfeudalen Adels gegen die Stein-Hardenbergschen Reformbemühungen genauso wie zu Spannungen zwischen konservativen und restaurativen Vertretern. Die geschilderten Entwicklungen brachten nun auch sozialstrukturelle Probleme zum Vorschein, die wiederum, ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, zu einer revolutionären Stimmung führten:

„Eine Eigenschaft der spätrömantischen Staatstheorie besteht darin, dass der Staat rational nicht begriffen werden und der organische Staat nicht der Disposition des Menschen unterliegen kann.“⁴

Die Tendenz der Romantik zu einem utopischen Idealismus, der letztlich auch aus den kosmopolitischen Bestrebungen der Aufklärungsphilosophie entstand, sorgte für eine Abwendung von der Antike und für eine stärkere Betonung der Nationalkultur.⁵

Das wirtschaftlich und politisch allerdings noch immer eher machtlose Bürgertum schöpfte sein Selbstbewusstsein mehr und mehr aus den Erträgen eigener philosophischer und moralischer Überlegungen und Forschungen. Eine Voraussetzung dafür war die in der Aufklärung beginnende Literarisierung, die ab 1760 zu einer schnell ansteigenden Expansion des Buchmarktes führte. An dieser ‚Leserevolution‘ nahmen besonders Frauen des gehobenen Bürgertums teil, die die Romantik bedeutsam mitgestalten sollten.

Frauen wie Bettina von Arnim (1785-1859), Henriette Herz (1764-1847), Rahel Varnhagen

(1771-1833), Caroline Schlegel (1763-1809) oder Dorothea Veit (1764-1839) prägten mit ihren Romanen, Briefen und/oder Lesegesellschaften den romantischen Diskurs und die bürgerlichen Bildungswelten, in denen bürgerliche Bildung und Sozialisation in einem engen Zusammenhang mit der Lesekultur, nicht nur belletristischer Werke, standen. Das sich entwickelnde Bildungsbürgertum wird innerhalb der historischen Forschung als deutsche Sonderform der romantischen Bewegung angesehen.



Bettina von Arnim, Gemälde eines unbekanntem Malers, um 1890

Elemente der Kultur der Romantik: Romantisierung des Lebens?

Die genannten politischen und sozialen Veränderungen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts sorgten für eine Hinwendung sowohl zum individuellen als auch zum kollektiven Ich, was in den Zeiten der napoleonischen Herrschaft schließlich zur Bildung einer nationalen Identität beitrug.

Die Kultur dieser Zeit befand sich in einem permanenten Wandel, der keineswegs nur von weltabgewandten Romantikern diskutiert und gestaltet wurde. Vielmehr war es die Geschichte

selbst bzw. die Erfahrungen aus ihr, die dafür sorgten, eine neue Weltanschauung zu propagieren, die sich auf alle Bereiche des menschlichen Lebens (verstanden als Ganzheit) bezog. Diese Hinwendung zur (Verklärung) der Vergangenheit und damit zur Geschichtsphilosophie unterstützte das Erstarke des romantischen Freiheitsbegriffes.⁶ Dieser Freiheitsbegriff bezog sich auf die Freiheit des Geistes und des Menschen an sich, zur Natur, auf ihre (Un)Verfügbarkeit und auf die Stärke der menschlichen Gestaltungskraft.

4 Schweizer, S.: Deutsche Literatur. Klassik. Romantik. Realismus, Bremen 2012, S. 15.

5 Vgl. ebd. S. 45.

6 Vgl. dazu: Birtsch, G.: Aspekte des Freiheitsbegriffes der Romantik, in: Brinkmann, R. (Hrsg.): Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium, Stuttgart 1978, S. 47-58.

Die bereits erwähnten enttäuschten Hoffnungen der Aufklärung und die politischen Veränderungen innerhalb Europas sorgten für ein vermehrtes Interesse am Unendlichen und Geheimnisvollen. Nicht mehr die Aufklärung des Geheimnisvollen, sondern seine Erfahrung, das Schaudern am Geheimen, nicht Durchdringbaren übte Faszination aus:

„Zunächst war der Glaube an die Vernunft noch so kräftig, daß man das Geheimnis nur als einen faszinierenden ‚Schein‘ ansah, hinter dem sich ein letztlich doch rational erklärbarer Mechanismus verbirgt. Das Geheimnisvolle war eine Kategorie der Täuschung, etwas noch nicht Durchschautes und darum einstweilen noch Unheimliches. Doch bei der romantischen Generation beginnt das Interesse am Geheimnisvollen stärker zu werden als das Interesse an seiner ernüchternden Aufklärung. Man schätzt das Geheimnis nicht nur, weil die Aufklärung ihre Kraft daran erproben kann, sondern auch, weil es der Aufklärung trotzt.“⁷

Doch nicht nur das Geheimnis, sondern auch dem Gewöhnlichen wohnt „ein Zauber inne“ (Eichendorff), ihm wird ein geheimnisvolles Ansehen gegeben. Es erhält seine Würde durch das Unbekannte, das Endliche erscheint in seiner Unendlichkeit. Hinter dem Leben und hinter der Wirklichkeit verbirgt sich das Geheimnisvolle.

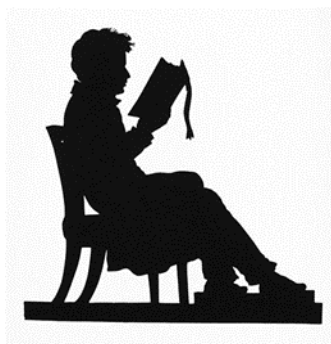
Dieses Geheimnisvolle kann die menschliche Phantasie aus dem Gewöhnlichen hervorbringen, sie kann es romantisieren (vgl. die oben angeführte Definition des Romantischen von Novalis). Die Betonung der Ästhetisierung, der Romantisierung der Wirklichkeit kann interpretiert

werden als „Fortsetzung der Religion mit ästhetischen Mitteln“ (Safranski). Die Motive Sehnsucht, Liebe und Unendlichkeit gehören zu den Charakteristika der Romantik.

Die von Novalis in seinem Romanfragment „Heinrich von Ofterdingen“ (1802 posthum veröffentlicht) verwendete Symbolik der „blauen Blume“ steht sinnbildlich für das Streben nach Unendlichkeit, Erkenntnis und nicht zu erfüllender Sehnsucht eines in die Welt geworfenen Ich. Die Romantiker suchten den Bruch mit den konventionellen bürgerlichen Moral- und Gesellschaftsvorstellungen, betonten das Gefühl und das Geniale im eigenen Schaffen. Damit veränderte sich auch die Rolle des Künstlers. Diente das Schreiben im „tintenklecksenden Säkulum“ (Schiller) der Aufklärung noch häufig dem Broterwerb oder war an die Gunst eines Fürsten geknüpft, konnten Literaten und Maler nun relativ unabhängig arbeiten. Man propagierte die Autonomie der Kunst, die nach Ansicht Heinrich Heines (1797-1856) weder der Politik noch der Religion als Magd dienen dürfe. Letztlich blieb auch der Kunstmarkt nicht von der Industrialisierung und frühkapitalistischen Entwicklungen verschont.

Doch die Epoche der Romantik ließ den freiheitlichen Gedanken für einen kurzen Moment erblühen: Der romantische Künstler emanzipierte sich dank des stets wachsenden bürgerlichen Marktes von adligen Kreisen, geriet aber schnell in die Abhängigkeit von dem zwar anonymen Kunstmarkt, den aber für ihn solche Vermittler wie Verleger und Kunsthändler verkörperten.

Literatur



Ludwig Tieck lesend um 1823, Scherenschnitt von Luise Duttendorfer

Die Verbindung von Wissenschaft und Poesie war ein Hauptziel der Frühromantik. Ein Blick in die aus der Zeit der Jenaer Frühromantik stammende Zeitschrift „Athenaeum“ zeigt, dass die Brüder Schlegel in Fragmenten Gedanken und Theoriebausteine dafür zusammentrugen. Die Schlegels waren bestrebt, eine Theorie der Poesie zu entwickeln, und deklarierten die Ironie zum ästhetischen Grundprinzip der Romantik. Unter anderem unter Bezug auf und in Abgrenzung von Kants „Kritik der Urteilskraft“ (1790) romantisierte Friedrich Schlegel die Ironie abseitig ihrer Bedeutung in der klassischen Rhetorik, bei der das Gegenteil vom Gemeinten gesagt wird, dabei aber als ironisch erkennbar ist.

7 Safranski, R.: Romantik – Eine deutsche Affäre, München 2007, S. 57.

Schlegel rückte das Paradoxe der Ironie in den Mittelpunkt und ging davon aus, dass eine ‚wahre‘ Aussage nicht getroffen werden kann, da es nichts Absolutes, für immer Gültiges gibt. Schlegel zog daraus die Schlussfolgerung, dass das Gesagte zugleich aufgehoben werden muss, indem Distanz zum Gesagten hergestellt wird. Alles bleibt unwägbar, hypothetisch und relativiert sich selbst. Schlegel erhebt die Ironie zur „Pflicht“ und damit zum logischen Paradox: „Mit der Ironie ist durchaus nicht zu scherzen.“ Ihm bedeutete jedoch die dafür notwendige Einbildungskraft mehr als ihrem Vorgänger Kant.

Das Athenaeum der Jenaer Frühromantiker existierte nur von 1798-1800. In ihr veröffentlichten auch Dorothea Schlegel oder Novalis. Als Vorbild der Poesie dient nicht mehr, wie in der Klassik, nur die Antike, Novalis etwa wendete sich mit seinen Überlegungen in „Die Christenheit oder Europa“ (1799) auch dem vorreformatorischen Europa zu. Man deutete diese Epoche als eine harmonischere als die eigene, was in Teilen auch der Vergewisserung der eigenen nationalen Identität diene. Zum Kreis der Jenaer Frühromantik zählten auch Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773-1798) und dessen Schulfreund Ludwig Tieck (1773-1853). In den „Her-

zensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797) wurde das kunstschaftende Spätmittelalter als Ideal begriffen und der Genuss von Kunst mit einem Akt religiöser Hingabe verglichen. Kunst und Religion wurden miteinander verbunden. Bedeutsam war den frühen Romantikern immer auch die Frage nach der sinnlichen Wahrnehmung von Kunst, um die damit verbundene Frage einer höheren Ebene des Daseins beantworten zu können.

Die in der Phase der Hochromantik entstandenen Werke, wie die bereits erwähnte Sammlung von Volksliedern im „Des Knaben Wunderhorn“, verweisen auf das bereits bei Herder vorhandene Streben, die eigenen Wurzeln zu Grundlagen der Kunst und Poesie zu machen, was seinerseits die Herausbildung des deutschen Nationalbewusstseins förderte. Als prominenteste Vertreter der Volkssagen und Märchen sammelnden Romantiker gelten die Brüder Jacob (1785-1863) und Wilhelm Grimm (1787-1859). Sie sorgten nicht nur für die Sicherstellung der Überlieferungen alter Volksmärchen, sondern leisteten darüber hinaus auch bedeutende Beiträge für die Entwicklung der Sprachwissenschaft, deren Aufgabe es war, über die sprachliche Form den Weg zum (Volks-)Geist zu bahnen.



Titelblatt der Erstausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“, 1806

Der von den Romantikern zur Sprache gebrachte Gegensatz zwischen einer ernüchternden Realität und einer beflügelnden Phantasie wurde literarisch vor allem in der Gattung „Schauerroman“ verarbeitet. Hier zeigte sich die Nacht als Zeit der Dämonen und phantastischen Wesen in einem deutlichen Gegensatz zum Tag, der von bürgerlichem Fleiß und Ordnungsstreben gekennzeichnet war. Zu einem guten Teil ist dies auch als Reaktion auf eine rationalistisch gedeutete Aufklärung und der damit verbundenen Entfremdung des Menschen von sich selbst im Zuge der wachsenden Industrialisierung zu verstehen. Nicht ohne ironischen Unterton resümiert beispielsweise der Nachtwächter Kreuzgang, die Hauptfigur in Bonaventuras „Nachtwachen“ (1805):

„Die Menschheit ist im ganzen [sic], wenn sie nicht gerade an fixen Ideen leidet, eine ehrliche einfältige Haut, und sie findet sich leicht in das Entgegengesetzteste; ja ich glaube sie kann sich, wenn sie heute ein leichtes Band, das sie fesselte, zerissen hat, mit eben dem Enthusiasmus in Ketten werfen lassen. Einer der droben zuschaut, muß mit dem Volke Mitleid haben. So geben auch heute meine Bauern das Revolutionieren

gutmütig wieder auf, und ließen dagegen ihren Schulzen hochleben; (...).“⁸

Diese Einschätzung wird dem Leser präsentiert, nachdem er, während der Nachtwachen, allerlei seltsame und zum Teil schaurige Menschen kennengelernt hat. Der Tag bricht an und mit ihm die aufgeklärt-bürgerlich-utilitaristisch geprägte Einschätzung:

„Es geht doch nichts auf Erden über das Bewußtsein nützlich zu sein und einen festen Gehalt [sic] zu genießen. (...) Die Welt ist jetzt sehr gebildet und man fordert mit Recht große Talente von jedem einzelnen Bürger.“⁹

Wenig später brachte der in Berlin lebende E. T. A. Hoffmann dem aufgeklärten bürgerlichen Publikum das Fürchten bei, indem er alpträumerhaft den „Sandmann“ (1816) in Erscheinung treten ließ und dabei zugleich die Wissenschaften und ihre Erträge kritisch darstellte. E. T. A. Hoffmanns Schaffen kennzeichnet die letzte Phase der Romantik mit ihrer Hinwendung zur ironisch-travestischen Auseinandersetzung mit dem romantischen Erbe („Der goldene Topf“, 1814-1819).

Malerei

Zum Klassizismus in der Architektur gesellte sich mit Erstarken des Bürgertums die Romantik in der Landschaftsmalerei. Vor allem die Frühromantiker kritisierten die klassizistische Strenge und weigerten sich, die ohnehin infrage stehende Vernunft weiterhin auch als Maßstab in der Kunst anzuwenden, vielmehr sollten Gefühl und Phantasie auch in der Malerei ausgedrückt werden. Die Entfremdung des Menschen von seiner ursprünglichen Natur wurde von empfindsamen Künstlern im Bestreben aufgenommen, den Einklang zwischen Menschen und Natur wiederzufinden. Die Malerei suchte das subjektiv Stimmungsvolle einer Landschaft darzustellen, um bei den Betrachtenden ein Gefühl von Sehnsucht auszulösen.

In Deutschland fand die romantische Malerei mit dem in Greifswald geborenen Caspar David Friedrich (1774-1840) in der Verbindung von Religiosität und Naturerfahrung einen bedeutenden Ausdruck.

Das eigentlich als Altarbild konzipierte Gemälde „Das Kreuz im Gebirge oder Tetschener

Altar“ aus dem Jahr 1808 barg nicht nur naturmystische Assoziationen in sich, sondern auch den Zündstoff, einige seiner Zeitgenossen gegen sich aufzubringen. Es entbrannte ein Streit um die Kompositionsregeln der Malerei, aber auch hinsichtlich der Frage, inwieweit Landschaftsmalerei überhaupt etwas Religiöses auszudrücken vermag. Caspar David Friedrich hatte damit etwas vollkommen Neues geschaffen. Er brachte in seinen Werken ein neues (romantisches) Naturgefühl zum Ausdruck, in denen das Erleben der wilden Natur, aber auch das individuelle religiöse Gefühl die dominierenden Themen sind.

In seinen Bildern wird die Eingeschränktheit des Menschen angesichts der unbeherrschbaren Naturgewalten spürbar. Mensch und Landschaft gehen auf seinen Gemälden eine besondere Beziehung ein, wenngleich der Mensch darin eher verloren, vor allem aber vergänglich wirkt. Das Innere, die Stimmungen, das Eigene, das Ich hervorzubringen, war das Anliegen Caspar David Friedrichs.

⁸ Bonaventura: Nachtwachen (1805), Stuttgart 2003, S. 130.

⁹ Ebd., S. 131.

Seine Gemälde „Der Mönch am Meer“ (1810), „Morgen im Riesengebirge“ (1811), „Der Wanderer über dem Nebelmeer“ (1818) oder

„Das Eismeer“ (1823/24) bezeugen dies. Die Menschen auf seinen Gemälden stellte er immer in der für ihn typischen Rückenperspektive dar.



„Der Mönch am Meer“, Caspar David Friedrich, 1810



„Der Morgen“, Philipp Otto Runge, 1808

Ein weiterer Vertreter der frühromantischen Malerei ist Philipp Otto Runge (1777-1810). Er kam zusammen mit seinem ältesten Bruder im Jahr 1795 nach Hamburg, wo er zunächst eine kaufmännische Ausbildung begann. Er besuchte dann die Königliche Akademie in Kopenhagen, um Kunst zu studieren. Runge malte nicht nur, sondern fertigte auch zahlreiche Scherenschnitte an, die er u.a. an den berühmten Goethe schickte. Ähnlich wie Caspar David Friedrich lehnte er die Strenge des Klassizismus ab. Er war ein vielseitiger Künstler, der auch schriftstellerisch tätig war. Als Runge's romantisches Hauptwerk gilt der unvollendet gebliebene Zyklus „Zeiten“ („Der Morgen“, „Der Tag“, „Der Abend“, „Die Nacht“). Hier drücken sich das Werden und Wachsen, Erblühen und Vergehen aus. Runge starb 1810 in Hamburg. Seine Bilder gehören heute zu den berühmtesten Werken der Hamburger Kunsthalle.

Philosophie des Deutschen Idealismus

„Alle Philosophie ist Idealismus und es gibt keinen wahren Realismus, als den der Poesie.“¹⁰

Wie bereits gezeigt wurde, war vor allem die Frühromantik beseelt von dem Streben nach theoriegeleiteten und zugleich romantischen Weltzugängen. War ihr Hauptbezugsfeld zuvor vor allem die Poesie, war es nun auch die Stellung und Erkenntnisfähigkeit des Ich in der Welt.

Während Kant noch davon ausgegangen war, dass es zur Erkenntnis der materiellen Welt ordnender Kategorien bedürfe, legten es die Brüder Schelling darauf an, das Kant'sche Gebäude der Erkenntnistheorie zu erweitern. Die Philosophie des Idealismus kann als der Versuch, die Einheit von Natur und Geist zu erfassen, angesehen werden. Man ging davon aus, dass Dinge nicht durch sich selbst existieren, sondern nur durch die Schöpfungskraft des Geistes da sind, so vor allem Friedrich Schelling. Weitere Akteure der philosophischen Strömung des deutschen Idealismus sind Johann Gottlieb Fichte (1762-1814), Hegel, Hölderlin, Schiller und Novalis.

Das älteste „Systemprogramm“ des deutschen Idealismus, das als Entwurf der Philosophie des deutschen Idealismus gilt, welches, in Hegels Handschrift überliefert, erst 1917 veröffentlicht wurde und um dessen Autorschaft man bis heute streitet, besagt zum Beispiel, dass Aufgeklärte und Unaufgeklärte endlich zusammenarbeiten, die Mythologie philosophisch werden solle und das Volk vernünftig. Den Philosophen fehle es an Sinnlichkeit. Die Gedanken der Aufklärungsphilosophie sind hier noch deutlich, werden aber um das Sinnliche und Schöpferische erweitert. Die Außenwelt existiere nicht unabhängig von der menschlichen Vorstellungskraft, so auch Kant. Fichte ging weiter und sprach von einem sich selbst setzenden Ich, das einem Nicht-Ich, also der äußeren Welt, entgegensteht. Das Ich sei das Individuum, also sein eigenes Produkt, über das das Selbst auch selbst verfüge. Dabei schließt Fichte von dem individuellen Ich auf ein universelles Ich, als dessen Ausdruck die Welt anzusehen ist („Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“, 1794-1795).

Fichte betonte die Bedeutung der philosophischen Untersuchung der Bewusstseinsprozesse, also die Voraussetzungen des Wissens. Fichtes philosophische Überlegungen waren

nicht unumstritten, weil das sich selbst setzende, der „Tathandlung“ verpflichtete Ich, als zu radikal und damit gefährlich eingestuft wurde.

Die Lehre vom universellen Ich wurde später von Friedrich Wilhelm Schelling aufgegriffen, bei dem das sich in der Natur erschließende verabsolutierte Subjekt Weltseele heißt („Weltseele“, 1798).

Trotz oder gerade wegen der politischen und kriegerischen Wirren um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ging die Philosophie des deutschen Idealismus davon aus, dass die Welt und ihr Werden als ein System zu begreifen sei, dass einer Ordnung folge und vom menschlichen Verstand erkannt werden könne. Das Ich konstituiere die Welt, das Bewusstsein bestimme das Sein. Das bedeutete wiederum, die Welt vermittle der eigenen Wahrnehmung auch als solche wahrzunehmen, eine individuelle Leistung also. An dieser Stelle kommen die romantischen Künstler ins Spiel. Es geht um die Rolle und die Bedeutung des ästhetischen Bewusstseins. Philosophie und Kunst der Romantik und Philosophie des Idealismus verschmelzen miteinander, denn Philosophie kommt ohne Phantasie und Ästhetik nicht aus, sie ist die „Naturlehre des Geistes“, so Schelling. Die objektivierbare wissenschaftliche Vernunft wurde von Schelling infrage gestellt, hierin liegt seine Aktualität bis heute.

Auch Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) nahm die Kategorie des Geistes auf und entwickelte ihn in Jena weiter. In seiner „Phänomenologie des Geistes“ legte Hegel dar, weshalb nur „Das Ganze das Wahre“ sein kann. Darin findet sich auch die Dynamik wieder, die bereits in der romantischen Malerei, in den Darstellungen vom Werden und Vergehen thematisiert wurde. Für ihn ist der Geist nicht etwas Fertiges, sondern eine dynamische Entität, die sich in der Welt erst entfaltet. Hegel bezog allerdings die Geschichte mit ein, während die Natur bei ihm eine zweitrangige Rolle spielt, sodass er neben Augustinus zu einem der wichtigsten Vertreter der Geschichtsphilosophie aufrückte.

In seiner Auffassung sei der Gang der Geschichte nichts Zufälliges, sondern etwas, das vermittle dialektischen Denkens verstanden werden könne. So werde der Entfaltungsprozess des „Weltgeistes“ zugänglich, in Unterscheidung zwischen dem Ganzen und den einzelnen (historischen) Momenten. Später wurde diese

¹⁰ Schlegel, A. W./Schlegel, F.: Athenaeum, Bd. III, Berlin 1800, S. 21.

dialektische Methode von Karl Marx und Friedrich Engels in ihre materialistische Geschichtsauffassung eingearbeitet, bei denen aber nicht der Geist, sondern die Materie das Primäre war. Als Hegel 1831 an der Cholera starb, endete die Epoche des Deutschen Idealismus. Als Abklang dieses Zeitalters ist die Philosophie Arthur Schopenhauers (1788-1860) zu betrachten.

In seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (1819) stellt er die Welt als bloße Vorstellung dar, die aber nur in materieller Gestalt denkbar sei. Gelenkt werde die Welt durch

einen Willen, der bei ihm Weltwille heißt. Im Unterschied zum zielorientierten und vernünftigen Weltgeist Hegels besitze dieser Wille weder Ziel noch Vernunft, sodass das Leben keinen Sinn haben könne, wodurch Schopenhauer zum „Vater des modernen Pessimismus“ avancierte. Der beste Weg für den Menschen sei daher, die Welt in der Zurückgezogenheit oder in der Kunst aufzuheben. Somit schlägt Schopenhauers Schaffen eine Brücke zum Irrationalismus Kierkegaards und Nietzsches sowie zum Ästhetizismus des Fin de Siècle.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- Welche Merkmale wiesen die einzelnen Phasen der Romantik auf? Welche Funktion erfüllten diese Merkmale? Worauf stellten sie eine Reaktion dar? Welche Rolle hatten Religion und Natur inne?
- Welche bekannten Musikstücke deutscher Komponisten stammen aus dieser Epoche?
- Inwiefern wandelte sich das Weltbild in der Zeit der Romantik? In welcher Weise prägten diese Wandel die Literatur, Malerei und Philosophie?

Zur Vertiefung

- Recherchieren Sie zum Thema schreibende Frauen im Zeitalter der Romantik. Gehen Sie dabei nicht nur auf die biographischen und schriftstellerischen Entwicklungen der Frauen ein, sondern auch auf die Berliner Salonkultur.

Literatur

- Birtsch, G.: Aspekte des Freiheitsbegriffes der Romantik, in: Brinkmann; R. (Hrsg.): Romantik in Deutschland: Ein interdisziplinäres Symposium, Stuttgart 1978, S. 47-59.
- Bonaventura: Nachtwachen (1805), Stuttgart 2003.
- Brinkmann, R. (Hrsg.): Romantik in Deutschland: Ein interdisziplinäres Symposium, Stuttgart 1978.
- Mendelssohn, M.: Über die Frage: was heißt aufklären? in: Bahr, E. (Hrsg.): Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen, Stuttgart 1996, S. 3-8.
- Prang, H.: Begriffsbestimmung der Romantik, Darmstadt 1972.
- Safranski, R.: Romantik. Eine deutsche Affäre, München 2007.
- Schlegel, A. W./Schlegel, F.: Athenaeum, Bd. III, Berlin 1800.
- Schweizer, S.: Anthropologie der Romantik – Körper, Seele und Geist. Anthropologische Gottes-, Welt- und Menschenbilder in der wissenschaftlichen Romantik, München, Wien, Zürich 2008.
- Schweizer, S.: Deutsche Literatur. Klassik. Romantik. Realismus, Bremen 2012.
- Strich, F.: Die Romantik als europäische Bewegung, in: Prang, H. (Hrsg.): Begriffsbestimmung der Romantik, Darmstadt 1972, S. 112-134.

Literaturhinweise

Zur Kulturgeschichte allgemein

- Arens, P./Brauburger, S.: Die Deutschlandsaga. Woher wir kommen. Wovon wir träumen. Wer wir sind, München 2014.
- Assmann, A.: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 2010.
- Assmann, A.: Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen, 3., neu bearbeitete Auflage, Berlin 2011.
- Borchmeyer, D.: Was ist deutsch? Die Suche einer Nation nach sich selbst, Berlin 2017.
- Burckhardt, J.: Kultur der Renaissance in Italien: ein Versuch, Stuttgart 2014.
- Burke, P.: Was ist Kulturgeschichte? Frankfurt am Main 2005.
- Corbin, A.: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin 2005.
- Demandt, A.: Über die Deutschen. Eine kleine Kulturgeschichte, 3. Auflage, Berlin 2009.
- Dorn, T./Wagner, R.: Die deutsche Seele, München 2011.
- Dorschel, A.: Ideengeschichte, Göttingen 2010.
- François, E./Schulze, H. (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bände, München 2001-2008.
- Ginzburg, C.: Spurensicherung. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis, Berlin 2011.
- Gössmann, W.: Deutsche Kulturgeschichte im Grundriss, München 2006.
- Huizinga, J.: Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, Reinbek bei Hamburg 2004.
- Huizinga, J.: Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden, Stuttgart 2015.
- Jung, T.: Geschichte der modernen Kulturtheorie, Darmstadt 2005.
- Landwehr, A.: Kulturgeschichte, Stuttgart 2009.
- Landwehr, A./Stockhorst, S.: Einführung in die Europäische Kulturgeschichte, Paderborn, München, Wien, Zürich 2004.
- Le Goff, J.: Die Geburt Europas im Mittelalter, München 2015.
- MacGregor, N.: Deutschland: Erinnerungen einer Nation, 2. Auflage, München 2016.
- Maurer, M.: Kulturgeschichte. Eine Einführung, Köln, Weimar, Wien 2008.
- Münkler, H.: Die Deutschen und ihre Mythen, 2. Auflage, Berlin 2009.
- Parry, C.: Menschen. Werke. Epochen. Eine Einführung in die deutsche Kulturgeschichte, München 2008.
- Schäfer, H.: Deutsche Geschichte in 100 Objekten, München, Berlin, Zürich 2015.
- Scherr, J.: Illustrierte deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Von den Anfängen bis 1870, 2 Bände, Essen 1984.
- Schoeps, H.-J.: Deutsche Geistesgeschichte der Neuzeit. Ein Abriss in 5 Bänden, Mainz 1977-1980.
- Schorske, C. E.: Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle, Wien; Graz; Klagenfurt 2017.
- Seitz, E.: Die Verfeinerung der Deutschen. Eine andere Kulturgeschichte, Berlin 2011.
- Tschopp, S. S./Weber, W. E. J.: Grundfragen der Kulturgeschichte, Darmstadt 2007.
- Watson, P.: Der deutsche Genius. Eine Geistes- und Kulturgeschichte von Bach bis Benedikt XVI, München 2014.
- Williams, R.: Gesellschaftstheorie als Begriffsgeschichte. Studien zur historischen Semantik von Kultur, München 1972.

Zur Geschichte der Literatur

- Bachtin, M. M.: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Frankfurt am Main 1995.
- Baumann, B./Oberle, B.: Deutsche Literatur in Epochen, 2., überarbeitete Auflage, München 1996.

Best, O. F./Schmitt, H.-J. (Hrsg.): Die deutsche Literatur. Ein Abriss in Text und Darstellung, 17 Bände, Stuttgart 1994.

Beutin, W. u.a.: Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart, Weimar 2001.

Boor, H. de/Newald, R. (Hrsg.): Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, 7 Bände, München 1979-1988.

Curtius, E. R.: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Tübingen, Basel 1993.

Holzengel, F.-J u.a.: Geschichte der deutschen Lyrik, Stuttgart 2004.

Lord, A. B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht, München 1965.

Rothmann, K.: Kleine Geschichte der deutschen Literatur, 20., durchgesehene und erweiterte Auflage, Stuttgart 2014.

Schweikele, G.: Metzler Literatur Lexikon, Begriffe und Definitionen, 2., überarbeitete Auflage, Stuttgart 1990.

Zu Kunst und Architektur

Gombrich, Ernst: Die Geschichte der Kunst, Köln 1952 (Neuaufgabe Berlin 2009).

Klotz, H./Warnke, M.: Geschichte der deutschen Kunst, 3 Bände, München 1998-2000.

Kunst-Epochen, 12 Bände, Stuttgart 2003-2017.

Lexikon der Kunst: Architektur, bildende Kunst, angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, 5 Bände, Leipzig: 1968-1978.

Zur Geschichte der Musik

Abraham, Gerald (Hrsg.): Geschichte der Musik, 2 Bände, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1978-1983.

Bleek, T./Mosch, U.: Musik. Ein Streifzug durch 12 Jahrhunderte, Kassel 2018.

Finscher, L. (Hrsg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 26 Bände in zwei Teilen, 2., neubearbeitete Auflage, Kassel u.a. 2003.

Honegger, M./Massenkeil, G. (Hrsg.): Das große Lexikon der Musik in acht Bänden, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1978-1982.

Stanly, S./Latham, A. (Hrsg.): Das Cambridge Buch der Musik, Frankfurt am Main 1995.

Zur deutschen Geschichte

Boockmann, H. u.a.: Mitten in Europa. Deutsche Geschichte, Berlin 1999.

Dirlmeier, U.: Deutsche Geschichte, Stuttgart 2013.

Emmerich, A, u.a. (Hrsg.): Deutsche Geschichte. Menschen, Ereignisse, Epochen, 3. Auflage, Bonn 2017.

Engehausen, F. (Hrsg.): Meilensteine der deutschen Geschichte, Bonn 2015.

Fahrmeir, A.: Deutsche Geschichte, München 2017.

Gebhardt, B. (Hrsg.): Handbuch der deutschen Geschichte, 10. Auflage, 24 Bände, Stuttgart 2004-2017.

Müller, R. A. (Hrsg.): Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung, 11 Bände, Stuttgart 2012.

Raff, D.: Deutsche Geschichte. Vom Alten Reich zur Zweiten Republik, 2., veränderte und erweiterte Auflage, München, 1987.

Siedler. Deutsche Geschichte, 12 Bände, Berlin 1994.

Zur Religionsgeschichte

Brox, N. (Hrsg.): Die Geschichte des Christentums. Religion, Politik, Kultur, 14 Bände, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 2003-2004.

De Vries, J.: Altgermanische Religionsgeschichte, Berlin, Leipzig 1935-1937.

Gurjewitsch, A. J. Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen, München, 1997.

Zur Geschichte der Philosophie

Hösle, V.: Eine kurze Geschichte der deutschen Philosophie. Rückblick auf den deutschen Geist, München 2013.

Röd, W.: Der Weg der Philosophie, 2 Bände, München 1994-1996.

Zur Fernseh-, Film- und Theatergeschichte

Fischer-Lichte, E.: Kurze Geschichte des deutschen Theaters, Tübingen, Basel 1993.

Hickethier, K.: Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart 2016.

Jacobson, W. u.a. (Hrsg.): Geschichte des deutschen Films, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart, Weimar 2004.

Abbildungsverzeichnis

Römisches Germanien

Seite 7: „Germanische Ratsversammlung. Relief an der Mark-Aurel-Säule zu Rom Müller-Baden“, Emanuel (Hrsg.): Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens, Bd. 2. - Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart: Deutsches Verlagshaus Bong & Co, 1904

Seite 11: „Außenansicht der Kaiserthermen (Zustand 2009)“, Berthold Werner, [https://de.wikipedia.org/wiki/Kaiserthermen_\(Trier\)#/media/File:Trier_Kaiserthermen_BW_4.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Kaiserthermen_(Trier)#/media/File:Trier_Kaiserthermen_BW_4.JPG)

Seite 11: „Mithraskultrelief aus dem 2./3. Jahrhundert, gefunden im Rheinland, heute als Leihgabe im Römisch-Germanischen Museum Köln“, Marcus Cyron, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Mithras_relief_at_the_R%C3%B6misch-Germanisches_Museum_Cologne.jpg#filelinks

Seite 12: „Hermannsdenkmal“, Landesverband Lippe, <https://goo.gl/images/3RD6o6>

Seite 13: „Germania vor dem Hermannsdenkmal“, Postkarte mit Zeichnung von Arthur Thiele, 1929

Frankenreich

Seite 15: „Karl der Große (links) und sein Sohn Pippin von Italien, darunter ein Schreiber; Miniatur des 10. Jahrhunderts aus einer Kopie des für Graf Eberhard von Friaul von Lupus Servatus verfassten *liber legum* (Codex Modena, Biblioteca Capitolare, O. I. 2, f. 154v)“, https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_der_Gro%C3%9Ffe#/media/File:Karl_der_Grosse_-_Pippin_von_Italien.jpg

Seite 17: „Die Expansion des Frankenreichs von 481 bis 814“, https://de.wikipedia.org/wiki/Fr%C3%A4nkisches_Reich#/media/File:Frankish_Empire_481_to_814-de.svg

Seite 18: „Panzerreiter im Kampf mit Awaren (Stuttgarter Psalter; frühes 9. Jahrhundert). Die Bewaffnung besteht aus Lanzen, Schwertern, Schuppenpanzern, Rundschilden, und ovalen Spangenhelmen“, http://www.landschaftsmuseum.de/Seiten/Lexikon/Pfeilspitzen_Ungarn.htm, https://de.wikipedia.org/wiki/Panzerreiter#/media/File:Bogenschuetzen_Reiter-2.jpg

Seite 19: „Thron Karls des Großen“, Torsten Maue, [https://de.wikipedia.org/wiki/Aachener_K%C3%B6nigsthron#/media/File:Thron_Karls_des_Gro%C3%9Fen_-_Flickr_-_tm-md_\(4\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Aachener_K%C3%B6nigsthron#/media/File:Thron_Karls_des_Gro%C3%9Fen_-_Flickr_-_tm-md_(4).jpg)

Seite 22: „Auszug aus der Grandval-Bibel in karolingischer Minuskel (London, British Library) Karolingischer Buchmaler um 840“, Kulturgeschichte Europas - Von der Antike bis zur Gegenwart, Georg Westermann Verlag, Braunschweig, https://de.wikipedia.org/wiki/Karolingische_Minuskel#/media/File:Vulgata_Alkuin_840_S2.jpg

Seite 22: „Merseburger Zaubersprüche. Farbbild von Cod. 136, folio 85r“, Domstiftsbibliothek Merseburg, <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd/mersebg/mersebg/merseb1o.jpg>

Seite 23: „Alcuin als Dachfigur des Kunsthistorischen Museums, Wien“, Hubertl, Wikimedia Commons, CC-BY-SA 4.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Alkuin#/media/File:AT_13763_Roof_figures_at_the_Kunsthistorisches_Museum,_Vienna-67-Bearbeitet.jpg

Seite 24: „Domplatz Fulda mit Dom und Michaelskirche“, Straight-Šhoota, CC BY-SA 3.0, [https://de.wikipedia.org/wiki/Michaelskirche_\(Fulda\)#/media/File:Domplatz_Fulda_mit_Dom_und_Michaelskirche.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Michaelskirche_(Fulda)#/media/File:Domplatz_Fulda_mit_Dom_und_Michaelskirche.jpg)

Seite 25: „Vue intérieure de la chapelle palatine d'Aix-la-Chapelle“, Velvet, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Aachener_Dom#/media/File:Aix_dom_int_vue_cote.jpg

Seite 26: „Sogenannte Reiterstatuette Karls des Großen (9. Jahrhundert), heute im Louvre, eine herrschaftliche Inszenierung in Anlehnung an die Reiterstatuen antiker römischer Kaiser. Möglicherweise handelt es sich jedoch um eine Darstellung Karls des Kahlen“, https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_der_Gro%C3%9Ffe#/media/File:Charlemagne_Louvre_OA8260_n1.jpg

Mittelalter

Seite 27: „Idealbilder hochmittelalterlicher Ritter: Hartmann von Aue (Darstellung um 1300)“, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0364>

Seite 31: „Der Paladin Roland (ursprünglich: Hruotland) wird von Karl dem Großen mit einem Schwert gegürtet und leistet den Lehenseid – Aus einem mittelalterlichen chanson de geste-Manuskript“, <https://de.wikipedia.org/wiki/Paladin#/media/File:Rolandfealty.jpg>

Seite 32: „Hildegard von Bingen empfängt eine göttliche Inspiration und gibt sie an ihren Schreiber, den Mönch Vollmar, weiter. Miniatur aus dem Rupertsberger Codex des Liber Scivias“, https://de.wikipedia.org/wiki/Hildegard_von_Bingen#/media/File:Hildegard_von_Bingen.jpg

Seite 33: „Kreuzgang und Marienkapelle“, Adrian Michael, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Kloster_Hirsau#/media/File:Hirsau_Kirche.JPG

Seite 34: „Eroberung Jerusalems 1099. Im Hintergrund die Passion Christi. Darstellung um 1300“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Belagerung_von_Jerusalem_\(1099\)#/media/File:1099_Siege_of_Jerusalem.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Belagerung_von_Jerusalem_(1099)#/media/File:1099_Siege_of_Jerusalem.jpg)

Seite 36: „Innenansicht der St. Marien zu Lübeck“, Studierende der HSU

Seite 37: „Speyerer Dom, Ansicht der Ostfassade mit Apsis und Türmen“, Roman Eisele, CC BY-SA 4.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Speyerer_Dom#/media/File:Speyer_-_Dom_-_Ansicht_der_Ostfassade.jpg

Seite 40: „Walther von der Vogelweide (Große Heidelberger Liederhandschrift, um 1300)“, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0243>

Seite 42: „Marienkirche zu Lübeck, als Zeugnis der Backsteingotik im Ostseeraum“, Studierende der HSU

Seite 43: „Das spätgotische Holstentor in Lübeck als einstiger Teil der Stadtbefestigung“, Studierende der HSU

Seite 44: „Magdeburg, Südfront des Domes, vom Kreuzgang aus gesehen“, Dguendel, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Magdeburger_Dom#/media/File:S%C3%BCdfont_des_Domes,_vom_Kreuzgang_aus_gesehen.jpg

Übergang zur Neuzeit

Seite 46: „Titelblatt von Galileis Dialog: Aristoteles, Ptolemäus und Copernicus diskutieren“, https://de.wikipedia.org/wiki/Galileo_Galilei#/media/File:Galilei-weltssysteme_1-621x854.jpg

Seite 50: „Monument Peter Henlein. Nuremberg by Max Meißner“, Vitold Muratov, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Henlein#/media/File:Peter_Henlein%2B.jpg

Seite 51: „Anfang des Buchs Genesis (Schöpfungsbericht) in der 42-zeiligen Gutenberg-Bibel (fol. 5r, Bd. 1 des illuminierten Exemplars der Staatsbibliothek Berlin)“, https://de.wikipedia.org/wiki/Gutenberg-Bibel#/media/File:Gutenberg_Bible_B42_Genesis.JPG

Seite 53: „Nikolaus von Kues - Scan aus Marco Brösch: Caritas und christlicher Humanismus im Denken des Nikolaus von Kues: Sein Menschenbild und seine Hospitalgründung“, in: Christoph Stiegemann (Hrsg.): Caritas - Nächstenliebe von den frühen Christen bis zur Gegenwart. Petersberg 2015, S. 234–245, hier: S. 235, https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_von_Kues#/media/File:Nikolaus_von_Kues,_De_venatione_sapientiae.jpg

Seite 54: „Titelblatt des Faustbuches, 1588“, <https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:VolksbuchFaust-portada.jpg>

Seite 55: „Johannes von Tepl: Der Ackermann aus Böhmen (Blatt 2v der Handschrift UB Heidelberg, Cod. pal. germ. 76)“, https://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_von_Tepl#/media/File:Der_Ackermann_aus_Böhmen.jpg

Seite 56: „Donaulandschaft mit Schloss Wörth“, https://de.wikipedia.org/wiki/Albrecht_Altdorfer#/media/File:Landscape_of_Danube_near_Regensburg,_Albrecht_Altdorfer,_W.A.F._30,_Alte_Pinakothek_Munich.jpg

Seite 57: „Marienaltar“, Erwin Meier, CC BY-SA 3.0, [https://de.wikipedia.org/wiki/St._Leo_\(Bibra\)#/media/File:Bibra_St._Leo_05.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/St._Leo_(Bibra)#/media/File:Bibra_St._Leo_05.jpg)

Reformation und Gegenreformation

Seite 59: „Martin Luther: Deutsche Messe und Ordnung Gotesdiensts, Wittenberg 1526, Titelseite“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Messe_\(Gottesdienst\)#/media/File:Luther-Deutsche-Messe-Wittenberg-1526.png](https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Messe_(Gottesdienst)#/media/File:Luther-Deutsche-Messe-Wittenberg-1526.png)

Seite 61: „Ausstellung zum Reformationsjubiläum in Wittenberg“, Katja Petersen

Seite 62: „„Thesentür“ aus dem 19. Jahrhundert an der Schlosskirche zu Wittenberg“, Katja Petersen

Seite 62: „Thomas Müntzer, Prager Manifest. Eigenhändiger Entwurf vom 1. November 1521. Staatsarchiv Dresden“, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/96/Thomas_Muentzer%2C_Prague_Manifesto_%28autograph%29.jpg

Seite 63: „Marodierende Soldaten. Sebastian Vrancx 1647, Deutsches Historisches Museum Berlin“, https://de.wikipedia.org/wiki/Drei%27Figj%27A4hriger_Krieg#/media/File:1647_Vrancx_Marauding_soldiers_anagoria.JPG

Seite 64: „Reformationsaltar in der Stadtkirche zu Wittenberg“, Katja Petersen

Absoluter Herrschaftsanspruch und barocke Kultur

Seite 67: „Harmen Steenwijck, Stillleben, Museum De Lakenhal, Leiden“, https://de.wikipedia.org/wiki/Harmen_Steenwijck#/media/File:Harmen_Steenwijck_-_Vanitas_-_WGA21767.jpg

Seite 71: „Karte des Heiligen Römischen Reiches 1400“, Ziegelbrenner, CC BY 2.5, https://de.wikipedia.org/wiki/Heiliges_Römisches_Reich#/media/File:HRR_1400.png

Seite 77: „Figurengedicht Palmaubum, Philipp von Zesen“, http://www.teachsam.de/deutsch/d_literatur/d_litgesch/barock/barock_fig_txt_3.htm

Seite 78: „Frontispiz der Erstausgabe 1669“, https://de.wikipedia.org/wiki/Der_abenteuerliche_Simplicissimus#/media/File:Simplicissimus_Cover_page1669.jpg

Seite 79: „Plan de Sans Souci, um 1746. Vermutlich die früheste Ansicht von Sanssouci, Trosberg“, Stiftung Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci: Potsdamer Schlösser und Gärten. Bau- und Gartenkunst vom 17. bis 20. Jahrhundert, 1993, S. 104, https://de.wikipedia.org/wiki/Sanssouci#/media/File:Plan_de_Sans_Souci.jpg

Aufklärung

Seite 83: „Minerva, die römische Göttin der Weisheit, spendet das Licht der Erkenntnis, wodurch die Religionen der Welt zusammenfinden (Daniel Chodowiecki, 1791)“, https://de.wikipedia.org/wiki/Aufklärung#/media/File:Minerva_als_Symbol_der_Toleranz.jpg

Seite 86: „Christian Thomasius, August Herrman Francke und Christian Wolff“, Die Gartenlaube, Sammelband 1894, S. 379, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Thomasius_Francke_Wolff.jpg

Seite 89: „Haus der Patriotischen Gesellschaft an der Trostbrücke“, Theodor Bülow, CC BY-SA 3.0 de, [https://de.wikipedia.org/wiki/Patriotische_Gesellschaft_von_1765#/media/File:Patriotische_Gesellschaft_\(Hamburg-Altstadt\).29130.ajb.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Patriotische_Gesellschaft_von_1765#/media/File:Patriotische_Gesellschaft_(Hamburg-Altstadt).29130.ajb.jpg)

Seite 91: „Heutiges Leibnizhaus am Holzmarkt (Rekonstruktion von 1983, linkes Gebäude)“, Axel Hindemith, [https://de.wikipedia.org/wiki/Leibnizhaus_\(Hannover\)#/media/File:Leibniz_Haus_2008.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Leibnizhaus_(Hannover)#/media/File:Leibniz_Haus_2008.jpg)

Seite 92: „Blick in die Bibliothek der Franckeschen Stiftungen“, Katja Petersen

Seite 92: „Blick in den Innenhof der Franckeschen Stiftungen“, Katja Petersen

Seite 93: „Elementa physiologiae corporis humani VIII“, https://de.wikipedia.org/wiki/Albrecht_von_Haller#/media/File:Chylus._Urina._Semen_V00250_00000006.tif

Seite 93: „Johann Rudolf Huber, Bildnis Albrecht von Haller (1736)“, https://de.wikipedia.org/wiki/Albrecht_von_Haller#/media/File:Albrecht_von_Haller_1736.jpg

Seite 94: „Jean-Jacques Rousseau, Pastell von Maurice Quentin de La Tour, 1753“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Jean-Jacques_Rousseau#/media/File:Jean-Jacques_Rousseau_\(painted_portrait\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Jean-Jacques_Rousseau#/media/File:Jean-Jacques_Rousseau_(painted_portrait).jpg)

Seite 94: „Titelblatt von Rousseaus Discours sur les Sciences et les Arts, 1750“, https://de.wikipedia.org/wiki/Jean-Jacques_Rousseau#/media/File:RousseauDiscourseSciencesArt.jpg

Seite 95: „Das Wohnhaus des Philosophen Immanuel Kant in Königsberg, 1844“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Immanuel_Kant#/media/File:Königsberg_Kants_Wohnhaus_1844_\(IZ_03-121\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Immanuel_Kant#/media/File:Königsberg_Kants_Wohnhaus_1844_(IZ_03-121).jpg)

Seite 98: „Gotthold Ephraim Lessing, Gemälde von Anna Rosina de Gasc (Lisiewska), 1767/1768, Gleimhaus Halberstadt“, https://de.wikipedia.org/wiki/Gotthold_Ephraim_Lessing#/media/File:Gotthold_Ephraim_Lessing.PNG

Vorromantik

Seite 103: „Der Kuhstall in der sächsischen Schweiz“, Adrian Zingg, 1786, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Adrian_Zingg,_%27The_cowshed_in_Saxon_Switzerland%27,_1786.jpg

Seite 105: „Englischer Garten“, Kramer96, CC BY 3.0, [https://de.wikipedia.org/wiki/Englischer_Garten_\(Meiningen\)#/media/File:Engl.Garten31W.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Englischer_Garten_(Meiningen)#/media/File:Engl.Garten31W.JPG)

Seite 106: „Der Rhonegletscher, um 1775“, Johann Heinrich Wüest, https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Heinrich_Wüest#/media/File:Johann_Heinrich_Wüest_001.jpg

Seite 107: „Das Grab Klopstocks an der Christianskirche in Hamburg-Ottensen“, PodracerHH, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Gottlieb_Klopstock#/media/File:Klopstock_grave.jpg

Seite 110: „Friedrich Maximilian Klinger nach einer Kreidezeichnung von Johann Wolfgang von Goethe“, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Gustav Könnecke. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg: Elwert 1895, https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Maximilian_Klinger#/media/File:FMKlinger.jpg

Seite 111: „Jakob Michael Reinhold Lenz, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Gustav Könnecke. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg: Elwert 1895“, https://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_Michael_Reinhold_Lenz#/media/File:JMRLenz.jpg

Weimarer Klassik

Seite 115: „Blick auf Weimar, Stich aus dem Jahr 1798“, <http://www.goethezeitportal.de/wissen/projektepool/goethe-schiller-co/die-weimarer-klassik.html>

Seite 120: „Porträt von Anton Raphael Mengs, 1755“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Joachim_Winckelmann#/media/File:Johann_Joachim_Winckelmann_\(Raphael_Mengs_after_1755\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Joachim_Winckelmann#/media/File:Johann_Joachim_Winckelmann_(Raphael_Mengs_after_1755).jpg)

Seite 121: „Karl Philipp Moritz, Gemälde von Karl Franz Jacob Heinrich Schumann, 1791, Gleimhaus Halberstadt“, https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Philipp_Moritz#/media/File:MoritzKP.jpg

Seite 122: „Schloss Tegel, 2005, Lienhard Schulz, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Tegel#/media/File:Schloss_Tegel1.JPG

Seite 122: „Alte Pinakothek, Nordseite“, Markus Würfel CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Alte_Pinakothek#/media/File:Alte_Pinakothek.JPG

Seite 123: „Porträt Friedrich Schiller, 1802“, Christian Friedrich Tieck, https://de.wikipedia.org/wiki/Christian_Friedrich_Tieck#/media/File:Tieck_Schiller_1802.jpg

Romantik und Idealismus

Seite 127: „Der Wanderer über dem Nebelmeer“, Caspar David Friedrich, um 1818, https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Wanderer_%C3%BCber_dem_Nebelmeer#/media/File:Caspar_David_Friedrich_-_Wanderer_above_the_sea_of_fog.jpg

Seite 131: „Bettina von Arnim in einem anonymen Gemälde (um 1890)“, https://de.wikipedia.org/wiki/Bettina_von_Arnim#/media/File:Bettina_v_Arvim.jpg

Seite 132: „Luise Duttenhofer: Ludwig Tieck, sitzend und lesend, schwarzer Scherenschnitt, 10,5 x 10,2 cm, Entstehungsjahr 1817-1828 (Tieck besuchte Stuttgart 1817 und 1828), Marbach, Deutsches Literaturarchiv, Inventarnummer 5486“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_Tieck#/media/File:Duttenhofer,_Luise,_Ludwig_Tieck_\(sitzend\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_Tieck#/media/File:Duttenhofer,_Luise,_Ludwig_Tieck_(sitzend).jpg)

Seite 133: „Arnim Brentano Des Knaben Wunderhorn 1806 – 1808“, H.-P.Haack, https://de.wikipedia.org/wiki/Des_Knaben_Wunderhorn#/media/File:Arnim_Brentano_Des_Knaben_Wunderhorn_1806_-_1808.jpg

Seite 135: „Der Mönch am Meer (Caspar David Friedrich)“, https://de.wikipedia.org/wiki/Der_M%C3%B6nch_am_Meer#/media/File:Caspar_David_Friedrich_-_Der_M%C3%B6nch_am_Meer_-_Google_Art_Project.jpg

Seite 135: „Der Morgen (Philipp Otto Runge (1777–1810))“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Morgen_\(Gem%C3%A4lde\)#/media/File:Runge,_Philipp_Otto_-_Der_Morgen_-_1808.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Morgen_(Gem%C3%A4lde)#/media/File:Runge,_Philipp_Otto_-_Der_Morgen_-_1808.jpg)